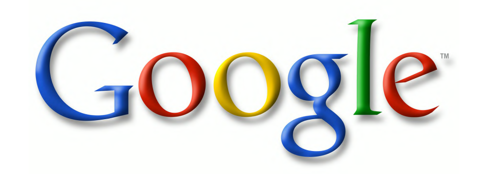


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

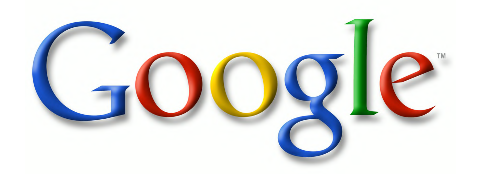
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


A 726,067

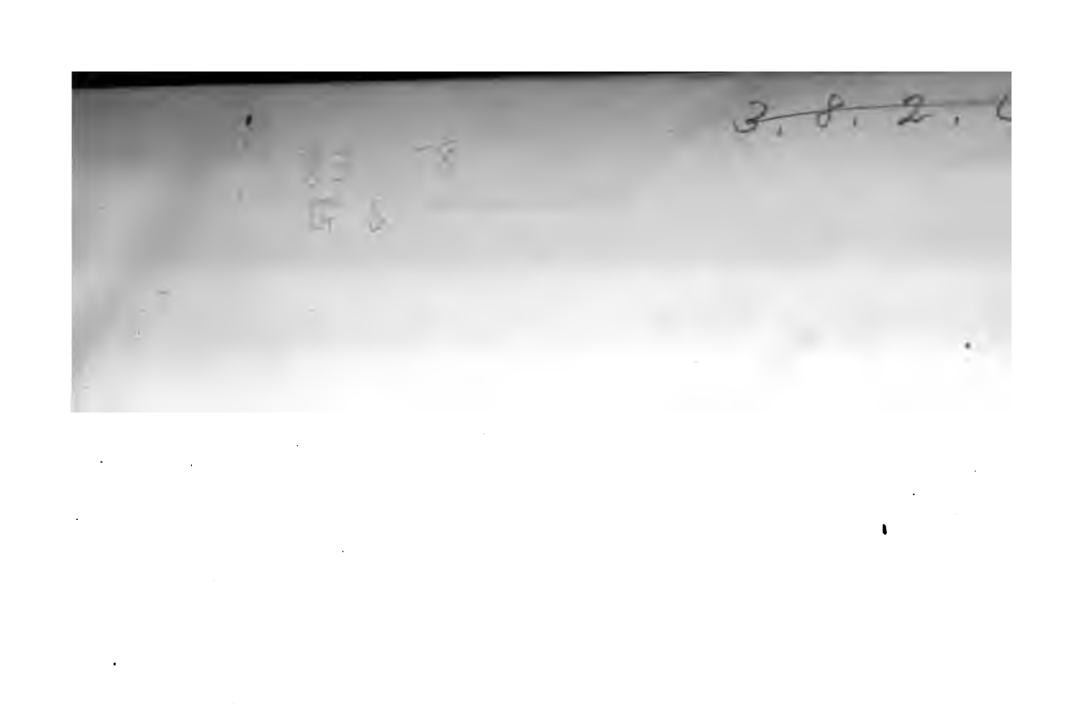
PRESENTED TO
THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
By Prof. Edw. L. Walter
1889

OF MICHIGAN LIBRARIES

3. 8. 2. 4

PRESENTED TO
THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
By Prof. Edw. L. Walter
1889

THE UNIVERSITY O[illegible]RARIES





6/–

24762

Handbuch

zur

Einführung in die deutsche Literatur.

Für die oberen Klassen

mittlerer und höherer Volksschulen

sowie gehobener Bildungsanstalten überhaupt

bearbeitet

von

Karl Großmann,

Schuldirector in Annaberg.

I. Theil.

Die Poesie.

Zweite Auflage.

Wolfenbüttel.

Druck und Verlag von Julius Zwißler.

1877.



Vorwort zur ersten Auflage.

Mit Recht hat man in neuerer Zeit der deutschen Sprache und Literatur in unsern Volksschulen mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als es früher zu geschehen pflegte. Immer mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß die reichen Schätze unserer deutschen Nationalliteratur treffliche Fundgruben für Geist und Herz unserer Jugend sind, und daß es Pflicht der Schule ist, die Kinder, soweit es ihr Verständniß gestattet, mit diesen Schätzen bekannt zu machen. Diesem Zwecke soll auch das vorliegende Buch dienen. Es ist für die oberen Klassen mittlerer und höherer Volksschulen bestimmt und soll da, wo besondere Stunden für den Unterricht in der deutschen Literatur angesetzt sind, als Leitfaden dienen. Damit ist aber nicht gesagt, daß alle darin enthaltenen Dichtungsarten und alle Beispiele, die denselben angefügt sind, in einem Jahre zur Behandlung kommen sollen, vielmehr wird es Sache des Lehrers sein, nach Maßgabe der ihm zugemessenen Zeit und des Bildungsgrades seiner Schüler eine Auswahl zu treffen. Da, wo nicht besondere Stunden für die deutsche Literatur in den Lectionsplan aufgenommen sind, sondern der Unterricht in derselben an die in dem eingeführten Lesebuche enthaltenen Musterstücke angeknüpft wird, soll das Buch Erläuterungen der betreffenden Dichtungsarten, kurze Biographien der namhaftesten Dichter, überhaupt aber eine Auswahl von Gedichten zu Uebungen im Recitiren und Declamiren bieten.

Die Gedichte sind vom Lehrer nach Inhalt und Form zu erklären; sie müssen geistiges Eigenthum der Kinder werden, ihrem Geiste edle Gedanken zuführen und ihren Sinn für schöne Formen beleben, damit sowohl beim Lesen, als auch beim Recitiren und Declamiren dem Vortrage das richtige Verständniß und der schöne Ausdruck nicht fehle.

So möge denn das vorliegende Buch dazu beitragen, unsere Jugend in die deutsche Dichtung einzuführen und ihr ein bleibendes Interesse für dieselbe zu gewinnen, damit sie die Kraft und Schönheit unserer Muttersprache immer mehr erkenne und immer tiefer eindringe in den Geist der deutschen Nation, der sich in den Werken unserer Dichter und Denker so schön ausspricht. Das walte Gott!

Schließlich sei noch erwähnt, daß bei Abfassung dieses Buches eine Anzahl der besten Schriften über Poetik und Literaturgeschichte benutzt worden ist, namentlich sind anzuführen:

Poetischer Hausschatz von Wolf,
Formen und Gattungen der Poesie von Buchner,
Verslehre von Traut,
Auswahl deutscher Dichtungen von Paldamus,
Poetik von Kleinpaul,
Deutsche Dichter und Prosaiker von Hansen,
Lebensbilder IV von Berthelt 2c.,
Literaturgeschichte von Vilmar,
Literaturgeschichte von Hahn,
Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur von Kurz,
Einführung in die deutsche Literatur von Lüben u. Nake,
Poesie der neuern Zeit von Wyß.

Annaberg, im Januar 1876.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die freundliche Aufnahme, die das vorliegende Buch bei seinem Erscheinen gefunden hat und der damit verbundene rasche Absatz der ersten Auflage desselben machten eine zweite Auflage nöthig, die der Verfasser in den Verlag von Julius Zwißler in Wolfenbüttel gegeben hat. Diese zweite Auflage erscheint in fast durchweg unveränderter Form und stimmt mit der ersten selbst bis auf die Seitenzahl vollständig überein.

Gleichzeitig wurde der Verfasser mehrfach angegangen, die deutsche Prosa ebenso, wie die deutsche Dichtung, zu bearbeiten und in einem zweiten Bande erscheinen zu lassen. Diesem Wunsche ist nachgekommen worden. Der zweite Theil erscheint in demselben Umfange, wie der erste Theil, und das Ganze gestaltet sich nun zu einem „Handbuch zur Einführung in die deutsche Literatur", wovon der erste Theil die Poesie und der zweite die Prosa behandelt; der Titel des Buchs ist dem entsprechend geändert worden.

Möge nun das Buch auch in seiner neuen Gestalt Eingang in die Herzen unserer Jugend finden und dazu beitragen, in ihr das Verständniß der deutschen Sprache und Literatur und das Interesse dafür zu mehren und zu fördern.

Annaberg, im Januar 1877.

Der Verfasser.



Einleitung.

Poesie und Prosa.

Der Mensch kann seine Gedanken durch die Sprache auf doppelte Weise zum Ausdruck bringen, entweder in **Prosa** oder in **Poesie**. Im gewöhnlichen Leben, im geselligen Umgange, auch in der Wissenschaft bedient man sich in der Regel der Prosa; durch dieselbe sollen die Gedanken in einfacher und klarer Weise nach Form und Inhalt richtig dargestellt werden.

z. B. **Der Aetna.**

Nachdem wir das Merkwürdigste in Catania gesehen, machten wir uns auf den Weg nach dem Gipfel des Aetna. Ungefähr zwölf englische Meilen bis zum Dorfe Nicolosi steigt man allmählich durch reiche Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch diese waren von dem letzten Lavastrome durchbrochen und vielfach zerstört. Die Gegend von Nicolosi war noch rings umher mit trockener, schwarzer Asche bedeckt, und die nächsten Hügel, über welche sich die Lava ergossen hatte, waren noch so unfruchtbar, als wenn der Ausbruch erst gestern geschehen wäre. Von dem Gipfel eines Hügels, welchen ich bestieg, sah ich um mich her eine große Anzahl ähnlicher Erhöhungen, einige gleichfalls unfruchtbar, andere reich mit Wein bepflanzt, andere mit Eichenwäldern bewachsen. In dem Kloster Nicolosi ruhten wir ein wenig aus und verfolgten dann unsere Reise, gefühet von einem Bauer des Dorfes.

Goethe.

Poesie nennt man die gebundene Redeweise, weil sich der Dichter dabei an strenge Regeln und Gesetze binden muß. Während die Prosa hauptsächlich im Verstande wurzelt und die Belehrung zum Zwecke hat, entspringt die Poesie aus dem Gefühl und der Phantasie, soll darum auch besonders auf das Gemüth einwirken und für alles Wahre, Gute und Schöne begeistern.

z. B. **Wanderers Nachtlied.**

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.

Goethe.

I.

Die Dichtungsformen.

Die schönsten Gedanken in der schönsten Form auszudrücken, ist die Hauptaufgabe der Dichtkunst. Inhalt und Form, Inneres und Aeußeres eines Gedichtes müssen einander angepaßt sein und das Gepräge des Schönen an sich tragen. Wer darum ein Gedicht verstehen will, muß sich mit den Dichtungsformen bekannt machen; ohne Kenntniß derselben wird nie eine klare Einsicht in das Wesen der Dichtkunst, nie ein voller Genuß an den Werken der Poesie erzielt werden.

1. Der Vers.

Ein wesentliches Merkmal der Poesie ist der Rhythmus. Unter Rhythmus versteht man die regelmäßige Abwechselung langer und kurzer, schwerer und leichter Silben. Die schwere Silbe nennt man Tonhebung — Arsis — und bezeichnet sie mit einem wagerechten Striche —, während die leichte Silbe Tonsenkung — Thesis — heißt und durch einen Bogen dargestellt wird ◡.

z. B. lieblich, heilig, mächtig.

Werden Tonhebungen und Tonsenkungen in regelmäßiger Abwechselung mit einander verbunden, so entstehen **Versfüße**, durch die Verbindung mehrerer Versfüße zu einem Ganzen aber entsteht ein **Vers**, der nach der Zahl der Tonhebungen in zwei, drei, vier, fünf 2c. Versfüße zerfallen kann.

z. B. Zweifüßig:

Schwer her|ein
Schwankt der | Wagen
Kornbe|laden,
Bunt von | Farben
Auf den | Garben
Liegt der | Kranz. — Schiller.

Dreifüßig:

Der Him|mel un|ser Hort!
Die Frei|heit un|ser Wort!
So geh'n | wir Hand | in Hand
Zum Kampf | für's Va|terland. — Arndt.

Vierfüßig:

Freude, | schöner | Götter|funken,
Tochter | aus E|lysi|um,
Wir be|treten | feuer|trunken,
Himmli|sche, dein | Heilig|thum. — Schiller.

Werden mehrere Verse zu einem Ganzen verbunden, so entsteht eine Strophe.*)

Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein gastlich Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

Uhland.

Die Abwechselung leichter und schwerer Silben in einem Verse kann in verschiedener Reihenfolge geschehen und man unterscheidet darnach verschiedene Versfüße. Die wichtigsten dieser Versfüße sind folgende:

1. Der Jambus (Schleuderer) ist zusammengesetzt aus einer leichten und einer schweren Silbe,

z. B. Gedicht, Befehl, Gesuch rc.

sein vorherrschender Charakter ist Lebendigkeit.

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschrieb'ne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag.
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag.

Goethe.

2. Der Trochäus (Läufer) ist zusammengesetzt aus einer schweren und einer leichten Silbe,

*) Sehr häufig werden Strophe und Vers verwechselt, man nennt gewöhnlich Vers, was eine Strophe ist, und Strophe, was ein Vers ist. Das Gedicht „Einkehr" von Uhland hat z. B. 5 Strophen und jede Strophe hat 4 Verse, aber nicht umgekehrt.

z. B. Vater, Bruder, Himmel zc.

sein vorherrschender Charakter ist Ruhe und Ernst.

Jesus, meine Zuversicht
Und mein Heiland, ist im Leben,
Dieses weiß ich, sollt' ich nicht
Darum mich zufrieden geben?
Was die bange Todesnacht
Mir auch für Gedanken macht.

Luise Henriette v. Brandenburg.

3. Der Daktylus (Finger) ist ein dreisilbiger Versfuß und besteht aus einer schweren und zwei leichten Silben,

z. B. Königin, heilige, fröhliche zc.

sein vorherrschender Charakter ist Fröhlichkeit und Beweglichkeit.

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren,
Meine geliebete Seele, das ist mein Begehren,
Kommet zu Hauf,
Psalter und Harfe wacht auf,
Lasset die Musicam hören.

Neander.

4. Der Anapäst (Gegenschlag) ist ebenfalls ein dreisilbiger Versfuß und besteht aus zwei leichten und einer schweren Silbe,

z. B. General, in den Tod, auf den Berg zc.

sein Charakter ist Schwung und hinreißende Begeisterung.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich menget.

Verse mit lauter Anapästen treten nur selten auf, gewöhnlich sind sie mit andern Versfüßen gemischt.

5. Der Spondeus (Tritt) besteht aus zwei schweren Silben,

z. B. Sanftmuth, Mondnacht, Schwermuth zc.

er tritt niemals allein auf, sondern wird nur in Verbindung mit andern Versfüßen angewendet.

2. Der Reim.

Unter Reim versteht man den Gleichklang in den wieder-

kehrenden betonten Silben der Gedichtszeilen. Dieser Gleichklang kann sich beziehen

1. auf einzelne Vocale,
2. auf einzelne Consonanten und
3. auf ganze Silben.

1. Bezieht sich der Gleichklang auf einzelne in ein und derselben Zeile wiederkehrende Vocale, so entsteht die Assonanz oder der Stimmreim. Wir finden diese Art des Reimes schon in den altdeutschen Gedichten, aber auch in der neueren Poesie wird sie angewendet,

z. B.

Dringe tief zu Bergesklüften,
Wolken folge hoch zu Lüften,
Muse ruft zu Bach und Thale
Tausend aber tausend male 2c.

Da pispert's und knistert's und lispelt's und schwirrt's,
Da happelt's und rappelt's und klappert's im Saale.

Goethe.

2. Bezieht sich dagegen der Gleichklang auf einzelne Consonanten, die als Anfangsbuchstaben der hervorragenden Wörter der Verszeile wiederkehren, so entsteht die Alliteration oder der Stabreim. Auch dieser Reim wurde schon in den ältesten Zeiten angewendet und noch heute finden wir ihn in gewissen sprichwörtlichen Redensarten des gewöhnlichen Lebens.

z. B.

Stock und Stein, Feuer und Flamme, Haut und Haar,
Gift und Galle, Wind und Wetter 2c.

Roland der Ries', am Rathhaus zu Bremen
Steht er im Standbild standhaft und wacht.
Roland der Ries', am Rathhaus zu Bremen,
Kämpfer einst Kaisers Karl in der Schlacht 2c.

Rückert.

Mit Leide war geendet des Königs hohes Fest,
Wie zu allem Ende die Liebe immer Leid nur läßt.

Nibelungenlied.

3. Bezieht sich der Gleichklang auf ganze Silben, so entsteht der eigentliche Reim. Auch er wird in der Sprache des

gewöhnlichen Lebens öfters gebraucht, z. B. in folgenden Redensarten:

Gut und Blut, Stein und Bein, Schritt und Tritt,
Borgen macht Sorgen &c.

Die Reime werden verschieden eingetheilt. Man unterscheidet

a) nach der Silbenzahl

aa) männliche (einsilbige Reime), z. B. Gut, Blut.
bb) weibliche (zweisilbige Reime), z. B. leben, streben.
cc) gleitende (dreisilbige Reime), z. B. hüteten, brüteten.

b) nach dem Klange

aa) reine Reime, solche, die gleichklingende Vocale haben,

z. B. Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.

Schiller.

bb) unreine Reime, solche, die ähnlich klingende Vocale haben,

z. B. Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter.

Schiller.

c) nach der Stellung

aa) Anfangsreime, solche, die zu Anfang der Zeilen stehen,

z. B. Leben wollen sie wie die Herrn,
Geben wollen sie niemals gern.

bb) Binnenreime, solche, die in der Mitte der Zeilen stehen,

z. B. Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt,
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt.

Uhland.

cc) Endreime, solche, die am Ende der Zeilen stehen,

z. B. Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Goethe.

d) nach der **Reihenfolge**

aa) **gepaarte** Reime, in welchen sich der Gleichklang in zwei unmittelbar auf einander folgenden Zeilen findet,

z. B. Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.

Schiller.

bb) **gekreuzte** Reime, in welchen der Gleichklang in der 1. und 3., sowie in der 2. und 4. Zeile vorkommt,

z. B. Festgemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt,
Heute muß die Glocke werden,
Frisch Gesellen, seid zur Hand.

Schiller.

cc) **umarmende** Reime, in welchen der eine Gleichklang den andern umschließt,

z. B. Des Menschen Bahn
Ist bald gemessen,
Und bald vergessen
Der kurze Wahn.

Platen.

dd) **unterbrochene** Reime, in welchen zwischen Zeilen mit Gleichklang Verse ohne Reim vorkommen.

z. B. Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braunen Wimpern,
Purpur auf den heißen Wangen.

Freiligrath.

Noch ist der **Kehrreim** — Refrain — zu erwähnen, die regelmäßige Wiederkehr bestimmter Wörter oder Zeilen in einem Gedichte, gewöhnlich am Schlusse desselben.

z. B. **Haidenröslein.**

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden,
War so jung, so morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Knabe sprach: Ich breche dich,
Röslein auf der Haiden;
Röslein sprach: Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Haiden.
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Goethe.



II.
Die Dichtungsarten.

Ihrem Wesen nach wird die Poesie in subjective und objective Poesie eingetheilt. In der subjectiven Poesie spricht der Dichter seine inneren Bewegungen, seine Gefühle aus, während in der objectiven Poesie die Außenwelt mit ihren Erscheinungen zum Ausdruck gelangt.

Weiter wird die Poesie ihrem Inhalte nach eingetheilt in lyrische, didaktische, epische und dramatische Poesie. In der lyrischen Dichtung spricht der Dichter seine Gefühle und Empfindungen aus; in der didaktischen Poesie herrscht das Denkvermögen vor und der Zweck derselben ist Belehrung; in der epischen Poesie werden Ereignisse und Begebenheiten als vergangen dargestellt und in der dramatischen Poesie endlich führt uns der Dichter Personen redend und handelnd vor. Daher gehören die lyrische und didaktische Dichtung vorherrschend der subjectiven, die epische und dramatische dagegen vorherrschend der objectiven Poesie an.

A.
Die lyrische Poesie.

Die lyrische Poesie leitet ihren Namen von dem Worte Lyra her, weil sie ursprünglich dazu bestimmt war, mit Begleitung der Lyra, eines musikalischen Saiteninstruments, vorgetragen zu werden. Die Hauptaufgabe der lyrischen Dichtung ist, die ausgesprochenen Gefühle mit möglichster Wahrheit darzustellen, damit sie beim Hörer ähnliche Empfindungen und verwandte Gefühle hervorrufen kann. Die lyrische Poesie hat verschiedene Unterabtheilungen, die wichtigsten derselben, die hier besprochen werden sollen, sind folgende:

1. Das Lied. 2. Die Ode. 3. Die Hymne. 4. Die Elegie. 5. Das Sonnet. 6. Die Glosse. 7. Die Cantate. 8. Das Oratorium.

1. Das Lied.

Das Lied ist ein lyrisches Gedicht, in welchem der Dichter in einfacher Weise seine Gefühle zum Ausdruck bringt und welches bestimmt ist, gesungen zu werden. Die Lieder werden eingetheilt in geistliche und weltliche Lieder.

a. Das geistliche Lied.

Der Gegenstand des geistlichen Liedes ist Gott und das Verhältniß der Menschen zu ihm; es spricht die Gefühle aus, die

aus diesem Verhältnisse hervorgehen, Gefühle des Dankes, des Lobes, der Hoffnung, des Glaubens 2c.

Ist das geistliche Lied dazu bestimmt, beim Gottesdienste in der Kirche gesungen zu werden, so heißt es Kirchenlied. Die bedeutendsten Dichter geistlicher Lieder sind Luther, Paul Flemming, Heinrich Albert, Paul Gerhardt, Georg Neumark, Fürchtegott Gellert, Friedr. Klopstock, Joachim Neander 2c.

Ein' feste Burg ist unser Gott.

Auf Grund des 46. Psalmen gedichtet.

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß' Macht und viel List
Sein' grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit' für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst du, wer er ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen:
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er ist gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein'n Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin.
Sie haben's kein'n Gewinn,
Das Reich Gottes muß uns bleiben.

Dr. Martin Luther.

Gottergebenheit.

Nach Worten des 6. Psalmen gedichtet.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der alles kann und hat.
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.

Nichts ist es spät und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst;
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen;
Ich stell's in seine Gunst.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist.
Ich nehm' es, wie er's giebet:
Was ihm von mir beliebet,
Das hab' ich auch erkiest.

Ich traue seiner Gnaden,
Die mich vor allem Schaden,
Vor allem Uebel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.



Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld.
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht stracks das Urtheil sprechen,
Und haben noch Geduld.

Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stößt zu Handen,
So tröstet mich sein Wort.

Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängniß gehn;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn.

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut:
Es sei heut' oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

So sei nun, Seele, seine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat!
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

Paul Flemming.

Morgenlied.

Nach Worten des Psalmen 31, Vers 4—6 gedichtet.

Gott des Himmels und der Erden,
Vater, Sohn und heil'ger Geist,
Der es Tag und Nacht läßt werden,
Sonn' und Mond uns scheinen heißt,
Dessen starke Hand die Welt
Und was drinnen ist, erhält!

Gott, ich danke dir von Herzen,
Daß du mich in dieser Nacht
Vor Gefahr, Angst, Noth und Schmerzen
Hast behütet und bewacht,
Daß des bösen Feindes List
Mein nicht mächtig worden ist.

Laß die Nacht auch meiner Sünden
Jetzt mit dieser Nacht vergeh'n;
O Herr Jesu, laß mich finden
Deine Wunden offen steh'n,
Da alleine Hilf' und Rath
Ist für meine Missethat.

Hilf, daß ich mit diesem Morgen
Geistlich auferstehen mag
Und für meine Seele sorgen,
Daß, wenn nun dein großer Tag
Uns erscheint und dein Gericht,
Ich davor erschrecke nicht.

Führe mich, o Herr, und leite
Meinen Gang nach deinem Wort;
Sei und bleibe du auch heute
Mein Beschützer und mein Hort;
Nirgends, als von dir allein,
Kann ich recht bewahret sein.

Meinen Leib und meine Seele
Sammt den Sinnen und Verstand,
Großer Gott, ich dir befehle
Unter deine starke Hand:
Herr, mein Schild, mein' Ehr' und Ruhm,
Nimm mich auf, dein Eigenthum.

Deinen Engel zu mir sende,
Der des bösen Feindes Macht,
List und Anschlag von mir wende,
Und mich halt' in guter Acht,
Der auch endlich mich zur Ruh'
Trage nach dem Himmel zu.

Heinrich Albert.

Vertrauen auf Gott

Nach Psalm 37, Vers 5 gedichtet.

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herz nur kränkt
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohlergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen,
Es muß erbeten sein.

Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Geblüt:
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zu Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht,
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht,
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn;
Was er sich vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken,
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auf, auf! Gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren, was dein Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der alles führen soll:
Gott sitzt im Regimente
Und führet alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten,
Er ist ein weiser Fürst
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinausgeführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und sollt'st du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
Als fragt er nichts nach dir;

Wird's aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Da du's am mind'sten gläubst.
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg, die Ehrenkron'.
Gott giebt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.



Mach' End', o Herr, mach' Ende
Mit aller uns'rer Noth!
Stärk' unsre Füß' und Hände
Und laß bis in den Tod
Uns all'zeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen sein,
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Paul Gerhardt.

Trostlied.

Nach Psalm 55, Vers 23 gedichtet.

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

Man halte nur ein wenig stille,
Und sei doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille,
Wie sein' Allwissenheit es fügt,
Gott, der uns sich hat auserwählt,
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.

Er kennt die rechten Freudenstunden,
Er weiß wohl, was uns nützlich sei;
Wenn er uns nur hat treu erfunden
Und merket keine Heuchelei,
So kommt Gott, eh' wir uns verseh'n
Und lässet uns viel Gut's gescheh'n.

Denk' nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen sei'st,
Und daß der Gott im Schoße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist;
Die Folgezeit verändert viel
Und setzet Jeglichem sein Ziel.

Es sind ja Gott sehr leichte Sachen,
Und ist dem Höchsten alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich;
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöh'n, bald stürzen kann.

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das deine nur getreu
Und trau' des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu;
Denn, welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Georg Neumark.

Die Lobende.

Nach Psalm 103, Vers 1—6 gedichtet.

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren,
Meine geliebete Seele, das ist mein Begehren,
Kommet zu Hauf',
Psalter und Harfe wacht auf,
Lasset die Musicam hören.



Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret,
Der dich auf Adelers Fittichen sicher geführet;
Der dich erhält,
Wie es dir selber gefällt;
Hast du nicht dieses verspüret?

Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet,
Der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet;
In wie viel Noth
Hat nicht der gnädige Gott
Ueber dir Flügel gebreitet!

Lobe den Herren, der deinen Stand sichtbar gesegnet,
Der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet;
Denke daran,
Was der Allmächtige kann,
Der dir mit Liebe begegnet.

Lobe den Herren, was in mir ist, lobe den Namen,
Alles, was Odem hat, lobe mit Abrahams Samen!
Er ist dein Licht,
Seele, vergiß es ja nicht!
Lobende, schließe mit Amen!

Joachim Neander.

b. Das weltliche Lied.

In dem weltlichen Liede spricht der Dichter diejenigen Gefühle und Empfindungen aus, welche sich auf irdische Lebensverhältnisse oder Gegenstände der ihn umgebenden sichtbaren Welt richten. Diese Gefühle können die sinnliche Liebe zum Gegenstand haben, oder, sie können sich beziehen auf die geselligen Verhältnisse der Menschen unter einander, auf die uns umgebende Natur, auf das Vaterland und die Politik, und man unterscheidet darnach in der Hauptsache vier Arten des weltlichen Liedes, nämlich Minnelieder, Gesellschaftslieder, Naturlieder und Vaterlandslieder.

Das weltliche Lied wurde schon in den ältesten Zeiten gepflegt, schon Karl der Große veranstaltete eine Sammlung weltlicher Lieder, welche leider verloren gegangen ist. Später waren es die Minnesänger, die das weltliche Lied, besonders das Minnelied, zur Blüthe brachten. In der neueren Zeit sind es besonders Lessing, Goethe, Schiller, Uhland, Rückert, Freiligrath, Geibel 2c., die auf dem Gebiete des weltlichen Liedes Großes geleistet haben.

O lieb', so lang' du lieben kannst.

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein and'res Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu Lieb',
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb'.

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt:
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der and're aber geht und klagt.

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb' und naß —
Sie sehn den andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint:
Vergieb', daß ich gekränkt dich hab';
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh empfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst.

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel.

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Freiligrath.

Mutterherz.

Ich höre trauern euch und klagen,
Daß kalt die Welt und liebeleer,
Und mitleidsvoll muß ich euch fragen:
Habt ihr denn keine Mutter mehr?
Habt ihr die Mutter schon vergessen,
Das treue Herz, dran ihr geruht,
Den Schoß, drin ihr so weich gesessen,
So sicher, wie in Gottes Hut?

Die Mutter sieht mit süßen Schauern,
Die auf dem Arm ihr Kindlein trägt:
So lange wird die Liebe dauern,
So lang' ein Mutterherz noch schlägt!
O Mutterherz, du Born der Milde,
Du gottgeweihter, heil'ger Ort,
Haßt auch die Welt, die rauhe, wilde,
In dir weilt still die Liebe fort!

Du lebst nur in des Kindes Leben,
Sonn'st dich in seiner Freuden Glanz,
Sein Leiden nur macht dich erbeben,
Und deiner selbst vergißt du ganz.
Gequält, gemartert und zerstochen,
Liebst du im herbsten Schmerze doch,
Vom Kinde frevelnd selbst gebrochen,
Im Brechen segnest du es noch!

Drum, hält euch Gram und Leid umfangen,
Seid eig'ner Schuld ihr euch bewußt,
So lehnt die thränenfeuchten Wangen
An eurer Mutter treue Brust.
Und ist die Mutter euch geschieden,
Weint ihr allein in finstrer Nacht,
O glaubt: ihr Herz ließ sie hienieden,
Es hält bei ihrem Kinde Wacht!

Träger.

Mignon.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus, auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an.
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennst du ihn wohl?
Dahin! dahin
Geht unser Weg! o Vater, laßt uns ziehn!

Goethe.

Frühlingsbotschaft.

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite!

Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen;
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich lass' sie grüßen.

Heine.

Rheinweinlied.

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Ist solch' ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Ungarn, noch aus Polen,
Noch wo man franzmänn'sch spricht;
Da mag Sanct Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut;
Wie wär' er sonst so edel, wär' so stille,
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche,
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht; man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn Wein ihr finden wollt;
Das bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen
Und etwas Lausegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.



So trinkt ihn denn und laßt uns allewege
Uns freu'n und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

Claudius.

Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald,
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt:
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe
Gieb sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleih'n,
Gieb ein fliegend Blatt den Winden,
Munt're Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt,
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

Uhland.

Abschied.

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald,
Du, meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saus't die geschäft'ge Welt:
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergeh'n, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles ernstes Wort
Von rechtem Thun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in die Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Eichendorff.



Maienwonne.

Wollt ihr schauen, was im Maien
Wunder man gewahrt?
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie das stolz gebahrt!

Ja, er hat Gewalt!
Ob er Zauberlist ersonnen?
Wo er nah't mit seinen Wonnen,
Da ist niemand alt.

Uns wird alles wohl gelingen;
Laßt uns diese Zeit
Lustig tanzen, lachen singen,
Nur mit Höflichkeit.

Ei, wer wär' nicht froh?
Da die Vögelein nun alle
Singen mit dem schönsten Schalle,
Thäten wir nicht so?

Wohl dir, Mai, wie du beglückstest
Alles weit und breit,
Wie du schön die Bäume schmücktest,
Gabst der Haid' ein Kleid!

War sie bunter je?
„Du bist kurzer, ich bin langer",
Also streiten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee.

Walther v. d. Vogelweide.

Abendlied.

Ich stand auf Berges Halde,
Als heim die Sonne ging,
Und sah, wie über'm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu,
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh'.

Ich sprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun,
Und schick' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruhn.

Die Blumen alle schließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Besänftiget im Bach.

Nun hat der müde Sylphe
Sich unter's Blatt gesetzt,
Und die Libell' am Schilfe
Entschlummert thaubenetzt.

Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg' ein Rosenblatt;
Die Herde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.

Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.

Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimath ist.

Rückert.

Mein Lieben.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt.
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen,
Ich weiß, was du mir bist.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich alle Zeit;
Ich bin mit dir verbunden,
Mit dir in Freud' und Leid.
Ich will für dich im Kampfe stehn,
Und, soll es sein, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich alle Zeit.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
So lang' ein Hauch von Liebe
Und Leben in mir ist.
Ich suche nichts, als dich allein,
Als deiner Liebe werth zu sein.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

Hoffmann v. Fallersleben.

Mailied.

Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt,
Die Blüthen keimen
Schon auf den Bäumen,
Und Vögelschall
Tönt überall.

Pflückt einen Kranz
Und haltet Tanz
Auf grünen Auen,
Ihr schönen Frauen,
Wo junge Mai'n
Uns Kühlung streun.

Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen:
Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt!

Drum werdet froh!
Gott will es so,
Der uns dies Leben
Zur Lust gegeben!
Genießt der Zeit,
Die Gott verleiht!

Eichendorff.

Des Deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland, ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland, Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer, ist's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl!
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß ist es das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein,
Das, wack'rer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen sitzt,
Das soll es sein,
Das, wack'rer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Und jeder Deutsche heißet Freund,
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein,
O Gott, vom Himmel sieh darein
Und gieb uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut,
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Arndt.

Thürmerlied.

Wachet auf! ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach' auf, du weites deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset,
Und wo der Rhein durch Felsen brauset,
Und wo sich thürmt der Düne Sand,
Habt Wacht am Heimathsherd,
In treuer Hand das Schwert.
Jede Stunde
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

Hört ihr's dumpf im Osten klingen?
Er möcht' euch gar zu gern verschlingen,
Der Geier, der nach Beute kreist;
Hört im Westen ihr die Schlange?
Sie möchte mit Sirenensange
Vergiften euch den frommen Geist.
Schon naht des Geiers Flug,
Schon birgt die Schlange klug
Sich zum Sprunge;
Drum haltet Wacht
Um Mitternacht
Und wetzt die Schwerter für die Schlacht.



Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt;
Keusch im Lieben, fest im Glauben,
Laßt euch den treuen Muth nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde schlägt.
Das Kreuz sei eure Zier,
Eu'r Helmbusch und Panier
In den Schlachten.
Wer in dem Feld
Zu Gott sich hält,
Der hat allein sich wohlgestellt.

Sieh herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig diesem deutschen Land!
Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke,
Vereine sie mit starker Hand.
Sei du uns Fels und Burg,
Du führst uns wohl hindurch. —
Halleluja!
Denn dein ist heut'
Und allezeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit.

Geibel.

Aufruf.

Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — die Flammenzeichen rauchen;
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer in's treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Thronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!“
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut;
Die Schande deiner Töchter ruft um Rache;
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen! —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.

Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen;
Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wonne fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs.
Luise, schwebe segnend um den Gatten;
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug'!
Und all' ihr deutschen, freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

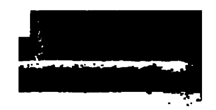
Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wack'res Volk! drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz;
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Körner.

Die Wacht am Rhein.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein;
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und Aller Augen blitzen hell;
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Beschützt die heil'ge Landesmark.
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein;
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!



Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Da Heldenväter niederschaun,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du Rhein bleibst deutsch, wie meine Brust!
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein;
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

So lang' ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand.
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein;
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahne flattert hoch im Wind;
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein!
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein;
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

So führe uns, du bist bewährt,
In Gottvertrau'n greif' zu dem Schwert,
Hoch Wilhelm! Nieder mit der Brut!
Und tilg' die Schmach mit Feindesblut.
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein;
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Schneckenburger.

Während man die Lieder ihrem Inhalte nach in geistliche und weltliche Lieder theilt, werden sie der Form nach in Kunstlieder und Volkslieder geschieden. Die Kunstpoesie ist streng nach den Regeln der Dichtkunst dargestellt und hat immer einen bestimmten Verfasser; die Volkspoesien dagegen haben das Volk selbst zum Verfasser, niemand weiß, woher sie kommen, niemand vermag, sie bis auf ihre ersten Anfänge zu verfolgen, sie erben von dem Vater auf den Sohn, von Familie zu Familie, von Geschlecht zu Geschlecht fort. Hier ward ein Stück zugesetzt, dort ein Stück weggelassen oder nach dem Gefühl und der herrschenden Richtung des Volksgeistes verändert, bis die Dichtung endlich so war, daß sie allen genügte und den Eigenthümlichkeiten des ganzen Volkes entsprach. Die Melodieen wurden zu den Liedern nicht geschaffen, sondern entstanden meist mit ihnen. Zweierlei ist es, was das Volkslied von andern Liedern unterscheidet, einmal ein anziehender, meist tragischer Stoff, und zum andern eine leichte und gefällige, natürliche und einfache Darstellung. Im Volksliede spiegelt sich der Volksgeist, es liegt ein wunderbarer Reiz in diesen einfachen und natürlichen Poesien, ein Klang und

eine Melodie, die uns an die ersten Liedchen erinnern, mit denen die Mutter uns auf ihrem Schoße zur Ruhe sang.

Die Königskinder.

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Die konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

„O Liebster, kannst du nicht schwimmen?
So schwimme doch her zu mir!
Drei Kerzen will ich dir anzünden,
Und die sollen leuchten dir."

Da saß eine falsche Nonne,
Die that, als wenn sie schlief;
Sie thät die Kerzen ausblasen,
Der Jüngling ertrank so tief.

Ein Fischer wohl fischte lange,
Bis er den Todten fand:
„Nun sieh' da, du liebliche Jungfrau,
Hast hier deinen Königssohn."

Sie nahm ihn in ihre Arme
Und küßte seinen Mund:
„Ade nun, o Vater und Mutter,
Wir sehn uns nimmermehr."

Das Alphorn.

Zu Straßburg auf der Schanz',
Da ging mein Trauern an;
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
In's Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen,
Das ging nicht an!

Ein' Stund' in der Nacht,
Sie haben mich gebracht;
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strom' heraus,
Mit mir ist's aus!

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich soll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm' gewiß doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut' seht ihr mich zum letzten Mal.
Der Hirtenbub' ist doch nur schuld daran,
Das Alphorn hat mir solches angethan,
Das klag' ich an.

Gottes Rath und Scheiden.

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.

Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als Scheiden.

So dir geschenkt ein Knösplein was,
So thu' es in ein Wasserglas,
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl schon die Nacht darauf,
Das wisse.

Und hat dir Gott ein Lieb' bescheert,
Und hältst du sie recht innig werth,
Die Deine,
Es wird nur wenig Zeit wohl sein,
Da läßt sie dich so gar allein,
Dann weine.

Nun mußt du mich auch recht verstehn,
Wenn Menschen aus einander gehn,
So sagen sie: Auf Wiedersehn!

Schnitterlied.

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott;
Heut' wetzt er das Messer,
Es schneid't schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden.
Hüte dich, schön's Blümelein!

Was heut' noch grün und frisch dasteht,
Wird morgen schon hinweg gemäht:
Die edlen Narzissen,
Die englischen Schlüsseln,
Die schönen Hyacinthen,
Die türkischen Binden.
Hüte dich, schön's Blümelein!

Viel hunderttausend ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt:
Rothe Rosen, weiße Lilien,
Euch wird er austilgen;
Auch euch Kaiserkronen
Wird er nicht verschonen.
Hüte dich, schön's Blümelein!

Das himmelfarben Ehrenpreis,
Die Tulipanen gelb und weiß,
Die silbernen Glöckchen,
Die goldenen Flöckchen,
Sinkt alles zur Erden,
Was wird daraus werden?
Hüte dich, schön's Blümelein!

Ihr hübsch Lavendel, Rosmarein,
Ihr vielfarbigen Röselein,
Ihr stolzen Schwertlilien,
Ihr krausen Basilien,
Ihr zarten Violen,
Man wird euch bald holen.
Hüte dich, schön's Blümelein!

Aus Seiden ist der Fingerhut,
Aus Sammet ist das Wohlgemuth.
Noch ist er so blind,
Nimmt, was er nur find't,
Kein Sammet, kein Seiden
Mag ihn vermeiden.
Hüte dich, schön's Blümelein!

Trotz, Tod, komm her, ich fürcht' dich nit,
Eil' daher in einem Schritt.
Und werd' ich verletzet,
So werd' ich versetzet
In den himmlischen Garten,
Auf den wir alle warten.
Freue dich, schön's Blümelein!

Die Lorelei.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin?
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

Heine.

2. Die Ode.

Die Ode ist ein lyrisches Gedicht, ja, sie ist der Höhepunkt aller lyrischen Poesie, da der Dichter in ihr die erhabensten Gedanken in der schönsten Form ausdrückt. Alles Hohe, Edle und Schöne kann darum Gegenstand der Ode sein, und in hinreißender, schwung- und bilderreicher Sprache gelangen die Gefühle des Dichters darin zum Ausdruck Die Form anlangend, hat die Ode meist antikes Versmaß und richtet sich nach den Mustern, die uns die Alten hinterlassen haben, weshalb in ihr der Reim auch fast niemals angewendet wird. Das Wort „Ode" stammt aus dem Griechischen und heißt soviel als Gesang. Auf dem Gebiete der Ode haben sich besonders Klopstock, Voß, Hölty, und von den neueren Dichtern Platen, hervorgethan.

Der Erbarmer.

O Bewunderung, Gottes Bewunderung,
Meine Seligkeit!
Nein, wenn sie nur bewundert,
Hebt sich die Seele zu schwach!

Erstaunen, himmelfliegendes Erstaunen
Ueber den, der unendlich ist!
O du, der Seligkeiten höchste,
Ueberströme du meine ganze Seele

Mit deinem heiligen Feuer!
Und laß sie, du Seligkeit,
So oft und so hoch die Endliche kann,
Aufflammen in Entzückungen!

Du warest! du bist! wirst sein! du bist! wie soll ich dich denken?
Meine Seele stehet still, erreicht es nicht!
Vater! Vater! So soll meine Seele dich denken,
Dich empfinden mein Herz, meine Lippe dir stammeln!



Vater! Vater! Vater!
Fallt nieder, betet an, ihr Himmel der Himmel!
Er ist euer Vater!
Unser Vater auch!

O ihr, die einst mit der Himmel Bewohner
Erstaunen werden!
Wandelnd forschend in diesem Labyrinth der Wonne,
Denn Jehova redet!

Zwar durch den rollenden Donner auch,
Durch den fliegenden Sturm und durch sanftes Säuseln,
Aber erforschlicher, dauernder
Durch die Sprache des Menschen.

Der Donner verhallt, der Sturm braust weg, das Säuseln verweht,
Mit langen Jahrhunderten strömt die Sprache der Menschen fort
Und verkündigt jeden Augenblick,
Was Jehova geredet hat!

Bin ich am Grabe noch? oder schon über dem Grabe?
Hab' ich den himmlischen Flug schon gethan?
O Worte des ewigen Lebens!
Also redet Jehova:

Kann die Mutter vergessen ihres Säuglings,
Daß sie sich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarme? —
Vergäße sie sein,
Ich will dein nicht vergessen!

Preis, Anbetung und Freudenthränen, und ewiger Dank
Für die Unsterblichkeit!
Heißer, inniger, herzlicher Dank
Für die Unsterblichkeit!

Halleluja im Heiligthume!
Und jenseits des Vorhangs
In dem Allerheiligsten Halleluja!
Denn so hat Jehova geredet!

Wirf zu dem tiefsten Erstaunen dich nieder,
O du, die unsterblich ist,
Genieß, o Seele, deine Seligkeit!
Denn so hat Jehova geredet!

Klopstock.

An Fanny.

Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode nun ausgeweint hast,

Und still anbetend da, wo die Zukunft ist,
Nicht mehr hinauf blickst; wenn mein ersungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne,
Und von der Liebe zu dir, Messias,

Nun auch verweht ist, oder von wenigen ;
In jene Welt hinüber gerettet ward:
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist, und deines Auges

Stillheitres Lächeln, und sein beseelter Blick
Auch ist erloschen; wenn du, vom Volke nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,

Des Nachruhms werther, als ein unsterblich Lied;
Ach, wenn du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht Edlern:

Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn.
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

Dann wägt, die Wagschal' in der gehob'nen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönt in ewigen Harmonieen!

Wenn dann du dastehst jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir, säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

Dann soll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen! Dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens
Neben dir stehen, dich mit Namen nennen

Und dich umarmen! Dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt, unaussprechlich süße Freuden!
So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist.

Rinn' unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft!
Ihr andern, seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht und umwölkt und dunkel!

Klopstock.

Die frühen Gräber.

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährte der Nacht!
Du entfliehst! Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.



Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kommt.

Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht.

Klopstock.

Die Sommernacht.

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn,

So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh' in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüthe nicht her.

Ich genoß einst, o ihr Todten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Winde
Du, o schöne Natur!

Klopstock.

Das Landleben.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt,
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn;
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wenn das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig,

Ruht im wehenden Gras, wenn sich die Kühl' ergießt,
Oder strömt den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestrohtes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süß're Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als das Polster der Städterin.

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert ihm auf den Korb,
Picket Krumen und Erbsen,
Picket Körner ihm aus der Hand.

Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense,
Und ein Engel mit Palmen steht.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

Hölty.

3. Die Hymne.

Das Wort Hymne bezeichnete bei den alten Griechen einen Lobgesang, der bei ihren Opferfesten mit Musikbegleitung vorgetragen wurde. Die Hymne ist eine religiöse Ode und unterscheidet sich von der letztern dadurch, daß sie speciell das Lob Gottes besingt und bei ihr eine größere Freiheit der Form, auch die Anwendung neuerer Versmaße und des Reimes zulässig ist. Von dem geistlichen Liede unterscheidet sich die Hymne dadurch, daß sie mit größerer Begeisterung und höherem Schwunge geschrieben ist.

Klopstock, Gellert, Mahlmann, Matthisson, Schiller ꝛc. haben vorzügliche Hymnen gedichtet.

Heiliges Lied.

Dich preist, Allmächtiger, der Sterne Jubelklang!
Dich preist, Allgütiger, der Seraphim Gesang!
Die ganze Schöpfung schwebt in ew'gen Harmonieen,
So weit sich Welten drehn und Sonnenheere glühen!

Dein Tempel, die Natur, wie deiner Herrlichkeit,
Wie deiner Milde voll! Des Lenzes Blumenkleid,



Des Sommers Aehrenmeer, des Herbstes Traubenhügel,
Des Winters Silberhöhn sind deiner Allmacht Spiegel!

Was bin ich, Herr, vor dir? Seit gestern athm' ich kaum!
Es trennt vom Todtenkreuz mich nur ein Spannenraum.
Wohl dennoch mir! Wer sanft entschläft in Vatersarmen,
Darf dem Erweckungswort vertraun, es heißt: Erbarmen!

Matthisson.

Hymne.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort,
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne,
Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kommt und leuchtet und lacht uns von ferne,
Und läuft den Weg gleich als ein Held.

Vernimm's und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? O gieb ihm die Ehre,
Mir, ruft der Herr, sollst du vertraun!

Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde,
An meinen Werken kennst du mich,
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil.
Ich bin's. Mich liebe von ganzem Gemüthe
Und nimm an meiner Gnade Theil.

Gellert.

Gebet der Kinder zu ihrem ewigen Vater.

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet!
Deine ewige, herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,

Erzählen die tausend Gestirne der Nacht!
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr, Herr, das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame.
Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt —
Geheiliget werde dein Name!

Der du die ew'ge Liebe bist,
Und dessen Gnad' kein Mensch ermißt,
Wie selig ist dein Thron!
Der Friede schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen,
Die Freiheit tönt im Jubelton!
Herr, Herr, in deinem ew'gen Reich
Ist alles recht, ist alles gleich —
Zu uns komme dein Reich!

Kommt, Engel, aus den heil'gen Höhn,
Steigt nieder zu der armen Erde,
Kommt, Himmelsblumen auszusä'n,
Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
O ew'ger Weisheit unendliche Kraft,
Du bist's, die alles wirkt und schafft;
Dein Weg ist Nacht, geheimnißvoll
Der Pfad, den jeder wandeln soll. —
Doch in deine Nähe
Führst du alle, daß sie heilig werden! —
Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden!

Laß Aehren reifen im Sonnenstrahl,
Die Frucht erglänz' im grünen Laube,
Es weide die Herde im stillen Thal,
Und auf den Bergen röthe sich die Traube,
Und alles genieße mit Dank und Freude —
Unser täglich Brod gieb uns heute!

Der du, von reinen Geistern umgeben,
Niederblickst auf das sündige Leben,
Erbarme dich unser!
Schwachheit ist des Menschen Loos,
Deine Gnad' ist grenzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig uns, Vater, deine Huld
In dem armen Leben,
Und vergieb uns uns're Schuld,
So wie wir vergeben!

Herr! Herr! unsre Zuversicht,
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken,
Ueber der Endlichkeit enge Schranken
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir warten auf's Morgenroth,
Wir sehnen uns alle nach deinem Licht,
Nach deinem hochheiligen Angesicht! —
Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlöse uns von dem Uebel!
Denn du bist Herr,
Und du bist Gott,
Unser Vater!
Und dein ist das Reich
Und die Kraft und die Herrlichkeit
In Ewigkeit!
Amen!

Mahlmann.

4. Die Elegie.

Das Wort Elegie stammt aus dem Griechischen und bezeichnet ursprünglich jedes wehmüthige Lied. In der Elegie spricht der Dichter Gefühle des Schmerzes und der Trauer aus, welche die Flüchtigkeit aller Erdenherrlichkeit und die Erinnerung an entschwundenes Lebensglück in ihm hervorrufen. Alles, was uns lieb und theuer war und uns entrissen wurde, alles, was wir besitzen und zu verlieren fürchten, alles, wonach wir uns sehnen und dessen Besitz wir vergeblich erstreben, kann Gegenstand der Elegie sein. Der Ton, in welchem dieselbe geschrieben ist, muß ernst und ruhig sein, darf sich aber niemals zur Leidenschaftlichkeit steigern. Streng genommen gehören auch Buß- und Klagelieder dazu; eine herrliche Sammlung von Elegieen bietet uns die heilige Schrift in den Klageliedern des Jeremias. Die Elegie sagt dem deutschen Gemüthsleben ganz besonders zu und ist darum auch von den deutschen Dichtern vorzugsweise gepflegt worden. Auf dem Gebiete der Elegie haben sich ausgezeichnet Klopstock, Hölty, Matthisson, Salis 2c.

Spricht der Dichter die Gefühle der Wehmuth und der Klage nicht selbst aus, sondern läßt er dieselben eine andere, meist verstorbene oder abwesende Person jemandem gegenüber aussprechen, so daß das Ganze die Form einer poetischen Epistel annimmt, so entsteht die Heroide.

Beim Grabe meines Vaters.

Selig alle, die im Herrn entschliefen!
  Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen;
  Und du gingst in Gottes Ruh!

Wandelst über Millionen Sternen,
  Siehst die Hand voll Staub, die Erde, nicht;
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
  Schauest Gottes Angesicht;

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,
  Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
  Und dein Blick wird himmelhell.

Doch in deiner Ueberwinderkrone
  Senkst du noch den Engelblick auf mich,
Betest für mich an Jehovah's Throne,
  Und Jehovah höret dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
  Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
  Auf mein Sterbebett herab!

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
  Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
  Wo die Auferstehung reift;

Daß ich mit dir durch die Himmel schwebe,
  Wonnestrahlend und beglückt, wie du,
Und auf einem Sterne mit dir lebe,
  Und in Gottes Schoße ruh'!

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
  Deinen Purpur um sein Grab zu streun!
Schlumm're, wie im stillen Heiligthume,
  Hingesäetes Gebein!

Hölty.

Elegie auf den Tod eines Landmädchens.

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab.
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute,
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.



Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
Stehn am Sarge, winden nassen Blickes
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach! kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes frommes Mädchen bist,
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist.

Wie ein Engel stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür,
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier,
Ihre Fächer waren Zephyrs Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

Sittsamkeit umfloß, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwangen, ihren Blick:
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain;
Unterm Grün, durchstrahlt von Himmelsbläue,
Flogen sie den deutschen Ringelreihn.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth;

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.
Ueber alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an,
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.



Wilhelm wankt mit seinem Liederbuche
Nassen Auges an das offne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlummr'e sanft, du gute fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht,
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieser Kirchhoflinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!

Hölty.

Luise.

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Lose?

Seid ihr, hochgeweihte Glieder,
Schon dem düstern Reich verfallen?
Haupt, um das die Locken wallen,
Sinkest du zum Schlummer nieder?

Sink' in Schlummer! Aufgefunden
Ist das Ziel, nach dem du schrittest,
Ist der Kranz, um den du littest,
Ruhe labt am Quell den Wunden.

Auf, Gesang, vom Klagethale
Schweb' empor zu lichten Hallen,
Wo die Siegeshymnen schallen,
Singe Tröstung dem Gemahle!

Sink' an deiner Völker Herzen,
Du im tiefsten Leid Verlorner,
Du zum Märtyrthum Erkorner,
Auszubluten deine Schmerzen.

Herr und König, schau nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heiligen sie loben!

M. v. Schenkendorf.

Die Großmutter.

Kind.

Großmutter, bin ich heut' artig gewesen?

Großmutter.

Ja wohl, mein Kind,
Nun magst du auch spielen gehn
Dort in die Laube am Nußbaum! —
Glücksel'ge Jugendzeit!
Als ich selbst noch ein Kind war,
Wie meine Enkelin dort,
Und der Lehrer uns Kindern
So viel erzählte
Von den sündlichen Menschen,
Und wie es so schwer sei,
Das Böse zu meiden,
Da dacht' ich oft:
Was die Leute doch wollen!
Immer gut zu sein
Und nur zu thun,
Was die Mutter verlangt,
Was ist's denn so Großes?
Doch als ich älter worden
Und trat in die Welt hinaus,
Ach, wie so schwer ward's,
Ach, wie so schwer ward's!

Kind.

Großmutter! hörst du den schönen Vogel singen?



Großmutter.

Und als ich Jungfrau worden,
Und meiner jungen Seele
Des Lebens Fülle sich aufthat,
Und ich hörte die Aeltern
Von Sorgen sprechen,
Und daß die Welt nur
Voll Trübsal sei,
Da sprach ich zu mir:
Was die Menschen doch wollen,
Dein fröhlich Gemüth
Vor Unmuth zu wahren,
Und nur dem Schönen und der Freude,
Deren die Welt so voll,
Dein Herz zu öffnen,
Was ist's denn so Großes?
Doch ich ward älter,
Und es kamen die Sorgen,
Ach, wie so schwer ward's!
Ach, wie so schwer ward's! —

Kind.

Großmutter! der schöne Vogel ist weggeflogen.

Großmutter.

Jetzt ist weiß mein Haar,
Ich bin eine Greisin;
Nur kurze Frist, und der Tod naht,
Doch wenn ich die Menschen
Zittern sehe
Vor seinem Kusse
Und bange sich sträuben,
Da mein' ich oft:
Was ist's denn so Großes? — —
Und doch! Und doch!
Wann die Stunde wird schlagen,
Und ich werfe den letzten Blick
Auf diese lichte Welt,
Auf alle meine Lieben
Und auf das süße Kind dort:
Ach, wie so schwer,
Ach, wie so schwer wird mir's werden!

Kind.

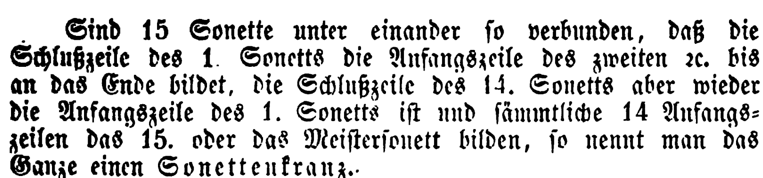
Großmutter! der Mond geht auf!
O sieh, wie schön!

Reinick.

5. Das Sonett.

Das Sonett — Klinggedicht — ist italienischen Ursprungs und von dem italienischen Dichter Petrarka, der im vierzehnten Jahrhundert — gestorben 1374 — lebte, besonders gepflegt worden. Es ist hinsichtlich der Form eine der schwierigsten Dichtungsarten und strengen Gesetzen bezüglich des Strophenbaues unterworfen. Die wichtigsten derselben sind folgende:

1. Das Sonett darf nur einen Hauptgedanken enthalten, der das Ganze ausfüllen muß.
2. Dieser Hauptgedanke zerfällt in zwei Theile, die sich zu einander verhalten, wie der Vordersatz zum Nachsatze. Der erste Theil ist in den ersten 8 Zeilen, der zweite Theil in den letzten 6 Zeilen enthalten.
3. Das ganze Gedicht besteht demnach aus 14 Zeilen, welche in 4 Strophen eingetheilt sind. Die ersten zwei Strophen sind vierzeilig, enthalten nur zwei, und zwar meist umarmende Reime; die letzten zwei Strophen dagegen sind dreizeilig und enthalten zwei bis drei Reime, die in mannichfacher Verschränkung erscheinen können.
4. Das Sonett ist gewöhnlich in Jamben geschrieben und hat meist weibliche Reime.


Sind 15 Sonette unter einander so verbunden, daß die Schlußzeile des 1. Sonetts die Anfangszeile des zweiten ꝛc. bis an das Ende bildet, die Schlußzeile des 14. Sonetts aber wieder die Anfangszeile des 1. Sonetts ist und sämmtliche 14 Anfangszeilen das 15. oder das Meistersonett bilden, so nennt man das Ganze einen Sonettenkranz.

Vorzügliche Sonette haben wir von Göthe, Uhland, Platen, Körner, Rückert ꝛc.

An den Unsichtbaren.

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch' süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen!
O selig, der an deiner Brust gelegen!

Drum war es auch kein seltsames Gelüste,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande stießen,
Wenn Heere kämpften an der fernsten Küste:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten,
Und um in frommer Inbrunst noch zu küssen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

Gries.

Sonett.

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemess'nen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen;
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Goethe.

Abschied vom Leben.

(Als ich schwer verwundet und hilflos in einem Holze lag und zu sterben meinte.)

Die Wunde brennt: — die bleichen Lippen beben; —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben. —

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben:
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage. —
Muth! Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte,

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Körner.

Geharnischte Sonette.

(1813.)

a.

Was schmied'st du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen!"
Aus eurem Todesnetz, wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.

Was schreibest, Dichter, du? „In Gluthbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

b.

Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir den Blick und schwören;
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und, wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Todten.

Wir schwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Land's, deß Mark wir tragen in den Röhren;
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

Noch heimgehn, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte!

c.

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! Und sie gedachten nicht zu stehen;
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme wehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehen;
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?

Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben —

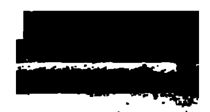
Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Frieden haben!"

Rückert.

6. Die Glosse.

Die Glosse ist eine aus dem Spanischen stammende lyrische Dichtungsart, welcher gewöhnlich eine aus vier Zeilen bestehende Strophe eines andern Gedichtes als Thema zu Grunde gelegt ist, und zwar so, daß die Glosse so viel Strophen erhält, als das Thema Zeilen hat, und jede Strophe mit einer Zeile des Themas schließt. Selbstverständlich müssen die Strophen, bei welchen übrigens die Zahl der Zeilen und der Reimklänge nicht bestimmt ist, unter einander in engem Zusammenhange stehen.

Rückert, Schlegel, Platen rc. haben sich mit dieser Dichtungsart beschäftigt.





Die Sprache der Liebe.

> Liebe denkt in süßen Tönen,
> Denn Gedanken stehn zu fern;
> Nur in Tönen mag sie gern
> Alles, was sie will, verschönen.
>
> Tieck.

Worte sind nur dumpfe Zeichen,
Die Gemüther zu entziffern,
Und mit Zügen, Linien, Ziffern
Läßt sich Wissenschaft erreichen.
Doch aus den äther'schen Reichen
Läßt ein Bild des ew'gen Schönen
Nieder zu der Erde Söhnen
Nur in Bild und Ton sich schicken:
Liebe spricht in hellen Blicken,
Liebe denkt in süßen Tönen.

Liebe stammt vom Himmel oben,
Und so lehrte sie der Meister,
Welchen seine hohen Geister
In derselben Sprache loben.
Denn beseelt sind jene Globen,
Strahlend redet Stern mit Stern
Und vernimmt den andern gern,
Wenn die Sphären rein erklingen.
Ihre Wonn' ist Schau'n und Singen,
Denn Gedanken stehn zu fern.

Stumme Zungen, taube Ohren,
Die des Wohllauts Zauber fliehen,
Wachen auf zu Harmonieen,
Wenn sie Liebe neu geboren.
Memnon's Säule, von Auroren
Angeschienen leis und fern,
Haucht so aus dem starren Kern
Ihre Sehnsucht aus in Liedern,
Und der Mutter Gruß erwidern
Nur in Tönen mag sie gern.

Musik ist die Kunst der Liebe,
In der tiefsten Seel' empfangen,
Aus entflammendem Verlangen
Mit der Demuth heil'gem Triebe.
Daß die Liebe selbst sie liebe,
Zorn und Haß sich ihr versöhnen,
Mag sie nicht in raschen Tönen
Bloß um Lust und Jugend scherzen:
Sie kann Trauer, Tod und Schmerzen,
Alles, was sie will, verschönen.

Aug. Wilh. v. Schlegel.

Hochzeitslied.

> Liebe schwärmt auf allen Wegen,
> Treue wohnt für sich allein;
> Liebe kommt dir rasch entgegen,
> Aufgesucht will Treue sein.
>
> Goethe.

In des Maies Blüthenzweigen,
In der Sommernächte Kühle
Mag sich Liebe gerne zeigen,
Scheut auch nicht des Tages Schwüle;
Wenn sich schwer die Aeste neigen,
Schwärmt sie durch des Herbstes Pracht,
Selbst des Winters kalte Nacht
Weiß sie mächtig zu erregen,
Wenn der Kerzenschimmer lacht. —
Liebe schwärmt auf allen Wegen!

Aber nicht den lauten Reihen
In des Rausches buntem Kranze
Will sich holde Treue weihen;
Sie entflieht dem wilden Tanze,
Mag sich ihrer nur erfreuen.
Darum in des Haines Stille
Wählt sie grüner Lauben Hülle
Mit der Dämm'rung mildem Schein;
Und in ihres Glückes Fülle
Treue wohnt für sich allein.

Lieder froher Liebe tönen
Durch die frischbelaubten Haine.
Feindliches muß sich versöhnen:
Denn mit ihres Glückes Scheine
Will auch Liebe hold verschönen.
Suche keiner zu entfliehn!
Fruchtlos wäre dein Bemühn,
Ueberall auf Weg und Stegen —
Möchtest du dich auch entziehn —
Kommt dir Liebe rasch entgegen!

Aber ruhig, sanft und leise,
In der Heimath sicherm Port,
Selig in dem engsten Kreise,
Wechselt Treue nie den Ort,
Denn sie liebt die alte Weise. —
Darum, wer das Glück will binden,
Suche Liebe zu umwinden
Mit der Treue Frühlingsschein!
Liebe läßt sich gerne finden,
Aufgesucht will Treue sein.

Nic. Meyer.

7. Die Cantate.

Die Cantate (Gesang) ist eine lyrische Dichtungsart, die lediglich für den Gesang geschrieben ist; Poesie und Musik sind darum in ihr unzertrennlich und müssen sich gegenseitig stützen und ergänzen. Die Cantate zerfällt in mehrere Abschnitte, die durch die Musik bedingt werden, gewöhnlich sind es drei: das Recitativ, die Arie und der Chor. Das Recitativ — Sprach- oder Redegesang — ist epischer Natur und soll durch eine Erzählung die in der Arie und dem Chore ausgesprochenen Gefühle vorbereiten. In der Regel ist die Begleitung im Recitativ höchst einfach gehalten und der Gesang gleicht mehr einer musikalischen Declamation. In der Arie, die sich mehr dem Liede nähert, sind nun die Gefühle des Dichters klar und bestimmt in möglichst kurzer Form ausgesprochen; einzelne Arten der Arie sind das Solo, Duett, Terzett, Quartett 2c. In dem Chore endlich wird das Gesammtgefühl, welches durch Recitativ und Arie veranlaßt und ausgesprochen worden ist, zusammengefaßt und zum Ausdruck gebracht. Die Chöre verlangen darum eine Steigerung, und der Schlußchor besonders muß sich durch Kraft und Fülle auszeichnen. Dem Inhalte nach unterscheidet man geistliche und weltliche Cantaten.

Als Cantatendichter sind zu nennen Jacobi, Wieland, Herder, Göthe, Platen, Mosen 2c.

Christnacht.

Der Engel der Verkündigung.

Seraphin'sche Heere,
Schwingt das Goldgefieder
Gott dem Herrn zur Ehre,
Schwebt vom Himmelsthrone
Durch's Gewölk hernieder,
Süße Wiegenlieder
Singt dem Menschensohne!

Ein Hirte.

Was seh ich? Umgaukelt mich Schwindel und Traum?
Ein leuchtender Saum
Durchwebt den azurenen, ewigen Raum.
Es schreitet die Sterne des Himmels entlang
Mit leisem Gesang
Der seligen Schaaren harmonischer Gang.

Chor der Hirten.

Die Engel schweben singend
Und spielend durch die Lüfte
Und spenden süße Düfte,
Die Lilienstäbe schwingend.

Chor der Seraphim.

Wohlauf, ihr Hirtenknaben,
Es gilt dem Herrn zu dienen,
Es ist ein Stern erschienen
Ob aller Welt erhaben.

Chor der Hirten.

Wie aus des Himmels Thoren
Sie tief herab sich neigen!

Chor der Seraphim.

Laßt Eigentriebe schweigen,
Die Liebe ward geboren!

Der Engel der Verkündigung.

Fromme Gluth entfache
Jedes Herz gelind,
Eilt nach jenem Dache,
Betet an das Kind!

Jener heiß erflehte
Hort der Menschen lebt,
Der euch im Gebete
Lange vorgeschwebt.

Traun! die Nacht des Bösen
Sinkt nun fort und fort,
Jener wird erlösen
Durch das Eine Wort.

Chor der Hirten.

Preis dem Geborenen
Bringen wir dar,
Preis der erkorenen
Gläubigen Schaar.

Engel mit Lilien
Stehn im Azur,
Fromme Vigilien
Singt die Natur:

Der den krystallenen
Himmel vergaß,
Bringt zu Gefallenen
Ewiges Maß.

Der Engel der Verkündigung.

Schon les' ich in den Weiten
Des künft'gen Tages bang,
Ich höre Völker schreiten,
Sie athmen Untergang.

Es naht der müden Erde
Ein frischer Morgen sich,
Auf dieses Kindes „Werde"
Erblüht sie jugendlich.

Chor der Seraphim.

Vergeßt der Schmerzen jeden,
Vergeßt den tiefen Fall,
Und lebt mit uns im Eden,
Und lebt mit uns im All!

Platen.

8. Das Oratorium.

Das Oratorium — Gebet — ist eine größere Cantate geistlichen Inhalts und unterscheidet sich von der letzteren dadurch, daß es musikalisch großartiger angelegt ist und daß besondere Personen singend darin auftreten. Das Oratorium ist ein geistliches Lied in dramatischer Form, eine geistliche Oper, deren Text gewöhnlich aus der heiligen Schrift genommen ist. Die bekanntesten und schönsten Oratorien haben wir von den Componisten Händel — der Messias, Jephta — Haydn — die Schöpfung – Schneider — das Weltgericht — Spohr — die letzten Dinge, der Fall Babylons — Mendelssohn — Elias, Paulus — Reissiger — David — Jul. Otto — Hiob 2c.

Aus dem Oratorium
„Die Schöpfung"
v. Haydn.

1. und 2. Theil.

Raphael. Recitativ.

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde;
Und die Erde war ohne Form und leer:
Und Finsterniß war auf der Fläche der Tiefe.

Chor.

Und der Geist Gottes schwebte auf der Fläche der Wasser.
Und Gott sprach: Es werde Licht!
Und es ward Licht.

Uriel. Recitativ.

Und Gott sah das Licht, daß es gut war;
Und Gott schied das Licht von der Finsterniß.

Arie.

Nun schwanden vor dem heil'gen Strahle
Des schwarzen Dunkels gräuliche Schatten.
Der erste Tag entstand.
Verwirrung weicht, und Ordnung keimt empor.
Erstarrt entflieht der Höllen-Geister Schaar
In des Abgrunds Tiefe hinab
Zur ewigen Nacht.

Chor.

Verzweiflung, Wuth und Schrecken
Begleiten ihren Sturz;
Und eine neue Welt
Entspringt auf Gottes Wort.

Uriel.

Erstarrt entflieht der Höllen-Geister Schaar
In des Abgrunds Tiefen hinab
Zur ewigen Nacht.

Raphael. Recitativ.

Und Gott machte das Firmament
Und theilte die Wasser,
Die unter dem Firmament waren,
Von den Gewässern,
Die über dem Firmament waren;
Und es ward so.
Da tobten brausend heftige Stürme,
Wie Spreu vor dem Winde, so flogen die Wolken.

Die Luft durchschnitten feurige Blitze,
Und schrecklich rollten die Donner umher.
Der Fluth entstieg auf sein Geheiß
Der allerquickende Regen,
Der allverheerende Schauer,
Der leichte flockige Schnee.

Gabriel.

Mit Staunen sieht das Wunderwerk
Der Himmelsbürger frohe Schaar;
Und laut ertönt aus ihren Kehlen
Des Schöpfers Lob,
Das Lob des zweiten Tags.

Raphael. Recitativ.

Und Gott sprach: Es sammle sich
Das Wasser unter dem Himmel
Zusammen an einen Platz,
Und es erscheine das trockene Land!
Und es ward so.
Und Gott nannte das trockne Land Erde,
Und die Sammlung der Wasser nannte er Meer.
Und Gott sah, daß es gut war.

Arie.

Rollend in schäumenden Wellen
Bewegt sich ungestüm das Meer.
Hügel und Felsen erscheinen!
Der Berge Gipfel steigt empor.
Die Fläche, weit gedehnt,
Durchläuft der breite Strom in mancher Krümme.
Leise rauschend gleitet fort im stillen Thal
Der helle Bach.

Gabriel. Recitativ.

Und Gott sprach: Es bringe die Erde Gras hervor,
Kräuter, die Samen geben
Und Obstbäume, die Früchte tragen,
Ihrer Art gemäß,
Die ihren Samen in sich selbst haben
Auf der Erde!
Und es ward so.

Arie.

Nun beut die Flur das frische Grün
Dem Auge zur Ergötzung dar.
Den anmuthsvollen Blick erhöht
Der Blumen sanfter Schmuck.
Hier duften Kräuter Balsam aus;
Hier sproßt den Wunden Heil.

Die Zweige krümmt der goldnen Früchte Last;
Hier wölbt der Hain zum kühlen Schirme sich;
Den steilen Berg bekrönt ein dichter Wald.

Gabriel. Recitativ.

Und die himmlischen Heerscharen
Verkündigten den dritten Tag,
Gott preisend, und sprachen:

Chor.

Stimmt an die Saiten,
Ergreift die Leier,
Laßt euren Lobgesang erschallen!
Frohlocket dem Herrn, dem mächtigen Gott!
Denn er hat Himmel und Erde
Bekleidet in herrlicher Pracht.

Uriel. Recitativ.

Und Gott sprach:
Es sei'n Lichter an der Feste des Himmels,
Um den Tag von der Nacht zu scheiden,
Und Licht auf der Erde zu geben,
Und es sei'n diese für Zeichen
Und für Zeiten
Und für Tage
Und für Jahre.
Er machte die Sterne gleichfalls.
[illegible]
In vollem Glanze steiget jetzt die Sonne strahlend auf;
Ein wonnevoller Bräutigam,
Ein Riese stolz und froh,
Zu rennen seine Bahn.
Mit leisem Gang und sanftem Schimmer
Schleicht der Mond die stille Nacht hindurch.
Den ausgedehnten Himmelsraum
Ziert ohne Zahl der hellen Sterne Gold.
Und die Söhne Gottes
Verkündigten den vierten Tag
Mit himmlischem Gesang,
Seine Macht ausrufend also:

Chor.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes
Und seiner Hände Werk
Zeigt an das Firmament.

Gabriel. Uriel. Raphael.

Dem kommenden Tage
Sagt es der Tag,
Die Nacht, die verschwand,

Der folgenden Nacht.
In alle Welt ergeht das Wort,
Jedem Ohre klingend,
Keiner Zunge fremd.

2. Theil.

Gabriel. Recitativ.

Und Gott sprach:
Es bringe das Wasser in der Fülle hervor
Webende Geschöpfe, die Leben haben,
Und Vögel, die über der Erde fliegen mögen
In dem offenen Firmamente des Himmels!

Arie.

Auf starken Fittigen schwinget sich
Der Adler stolz
Und theilet die Luft
Im schnellsten Fluge zur Sonne hin.
Den Morgen grüßt der Lerche frohes Lied,
Und Liebe girrt das zarte Taubenpaar.
Aus jedem Busch und Hain
Erschallt der Nachtigallen süße Kehle.
Noch drückte Gram nicht ihre Brust,
Noch war zur Klage nicht gestimmt
Ihr reizender Gesang.

Raphael. Recitativ.

Und Gott schuf große Wallfische
Und ein jedes lebende Geschöpf,
Das sich beweget;
Und Gott segnete sie, sprechend:
Seid fruchtbar alle,
Mehret euch!
Bewohner der Luft,
Vermehret euch
Und singt auf jedem Aste!
Mehret euch, ihr Fluthenbewohner,
Und füllet jede Tiefe,
Seid fruchtbar, wachset,
Mehret euch!
Erfreuet euch in eurem Gott!
Und die Engel rührten
Ihre unsterblichen Harfen
Und sangen die Wunder des fünften Tages.

Terzett. Gabriel.

In holder Anmuth stehn,
Mit jungem Grün geschmückt,
Die wogigten Hügel da;

Aus ihren Adern quillt
In fließendem Krystall
Der kühlende Bach hervor.

Uriel.

In frohen Kreisen schwebt,
Sich wiegend in der Luft,
Der muntern Vögel Schaar.
Den bunten Federglanz
Erhöht im Wechselflug
Das goldne Sonnenlicht.

Raphael.

Das helle Naß durchblitzt der Fisch
Und windet sich in stetem Gewühl umher,
Vom tiefsten Meeres-Grund
Wälzt sich Leviathan
Auf schäumender Well' empor.

Gabriel. Uriel. Raphael.

Wie viel sind deiner Werk', o Gott!
Wer fasset ihre Zahl?
Der Herr ist groß in seiner Macht,
Und ewig bleibt sein Ruhm.

Terzett mit Chor.

Der Herr ist groß in seiner Macht,
Und ewig bleibt sein Ruhm.

Raphael. Recitativ.

Und Gott sprach: Es bringe die Erde hervor
Lebende Geschöpfe nach ihrer Art!
Vieh und kriechendes Gewürm
Und Thiere der Erde
Nach ihren Gattungen.
Gleich öffnet sich der Erde Schoß,
Und sie gebiert auf Gottes Wort
Geschöpfe jeder Art
In vollem Wuchs und ohne Zahl.
Vor Freude brüllend
Steht der Löwe da.
Hier schießt der gelenkige Tiger empor.
Das zackigte Haupt erhebt der schnelle Hirsch.
Mit fliegender Mähne springt und wiehert
Voll Muth und Kraft das edle Roß.
Auf grünen Matten weidet schon das Rind,
In Herden abgetheilt.
Die Triften deckt, als wie gesäet,
Das wollereiche sanfte Schaf.
Wie Staub verbreitet sich in Schwarm und Wirbel



Das Heer der Insekten.
In langen Zügen
Kriecht am Boden das Gewürm.

Arie.

Nun scheint in vollem Glanze der Himmel.
Nun prangt in ihrem Schmucke die Erde.
Die Luft erfüllt das leichte Gefieder!
Die Wasser schwellt der Fische Gewimmel!
Den Boden drückt der Thiere Last.
Doch war noch alles nicht vollbracht.
Dem Ganzen fehlte das Geschöpf,
Das Gottes Werke dankbar sehn,
Des Herren Güte preisen soll.

Uriel. Recitativ.

Und Gott schuf den Menschen
Nach seinem Ebenbilde.
Nach dem Ebenbilde Gottes schuf er ihn,
Mann und Weib erschuf er sie.
Den Athem des Lebens
Hauchte er in sein Angesicht;
Und der Mensch
Wurde zur lebendigen Seele.

Arie.

Mit Würd' und Hoheit angethan,
Mit Schönheit, Stärk' und Muth begabt,
Gen Himmel aufgerichtet
Steht der Mensch,
Ein Mann, ein König der Natur.
Die breit gewölbt erhab'ne Stirn
Verkünd't der Weisheit tiefen Sinn,
Und aus dem hellen Blicke
Strahlt der Geist,
Des Schöpfers Hauch und Ebenbild.
An seinen Busen schmieget sich,
Für ihn aus ihm geformt,
Die Gattin hold und anmuthsvoll.
In froher Unschuld lächelt sie,
Des Frühlings reizend Bild,
Ihm Liebe, Glück und Wonne zu.

Raphael. Recitativ.

Und Gott sah jedes Ding,
Was er gemacht hatte,
Und es war sehr gut!
Und der himmlische Chor
Feierte das Ende des sechsten Tages
Mit lautem Gesang.



Chor.

Vollendet ist das große Werk.
Der Schöpfer sieht's und freuet sich.
Auch unsre Freud' erschalle laut!
Des Herren Lob sei unser Lied!

Terzett. Gabriel. Uriel.

Zu dir, o Herr, blickt alles auf,
Um Speise fleht dich alles an.
Du öffnest deine Hand,
Gesättigt werden sie.

Raphael.

Du wendest ab dein Angesicht:
Da bebet alles und erstarrt.
Du nimmst den Odem weg,
In Staub zerfallen sie.

Gabriel. Uriel. Raphael.

Den Odem hauchst du wieder aus:
Und neues Leben sproßt hervor,
Verjüngt ist die Gestalt
Der Erd' an Reiz und Kraft.

Chor.

Vollendet ist das große Werk.
Des Herren Lob sei unser Lied!
Alles lobe seinen Namen!
Denn er allein ist hoch erhaben. Alleluja!

Aus dem Oratorium
„Paulus"
von Mendelssohn-Bartholdy.

1. Theil.

Chor.

Herr, der du bist der Gott, der Himmel und Erde und das Meer gemacht hat! Die Heiden lehnen sich auf, Herr, wider dich und deinen Christ! Und nun, Herr, siehe an ihr Drohn und gieb deinen Knechten mit aller Freudigkeit zu reden dein Wort.

Choral.

Allein Gott in der Höh' sei Ehr
Und Dank für seine Gnade,
Darum, daß nun und nimmermehr
Uns rühren kann kein Schade.

Ganz unermess'n ist seine Macht,
Nur das geschieht, was er bedacht.
Wohl uns, wohl uns des Herren!

Recitativ.

Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Stephanus aber, voll Glauben und Kräfte, that Wunder vor dem Volk, und die Schriftgelehrten vermochten nicht zu widerstehen der Weisheit und dem Geiste, aus welchem er redete; da richteten sie zu etliche Männer, die da sprachen:

Die falschen Zeugen.

„Wir haben ihn gehört Lästerworte reden wider diese heil'ge Stätte und das Gesetz."

Recitativ.

Und bewegten das Volk und die Aeltesten, und traten hinzu, und rissen ihn hin, und führten ihn vor den Rath, und sprachen:

Chor.

Dieser Mensch hört nicht auf zu reden Lästerworte wider Mosen und wider Gott! Haben wir euch nicht mit Ernst geboten, daß ihr nicht solltet lehren in diesem Namen? Und sehet, ihr habt Jerusalem erfüllt mit eurer Lehre!

Männer-Chor.

Denn wir haben ihn sagen hören: Jesus von Nazareth wird diese Stätte zerstören und ändern die Sitten, die uns Moses gegeben hat.

Recitativ.

Und sie sahen auf ihn alle, die im Rathe saßen und sahen sein Angesicht, wie eines Engels Angesicht. Da sprach der Hohepriester: „Ist dem also?"

Stephanus.

Lieben Brüder und Väter, höret zu! Gott der Herrlichkeit erschien unsern Vätern, errettete das Volk aus aller Trübsal und gab ihnen Heil — aber sie vernahmen es nicht!

Er sandte Mosen in Egypten, da er ihr Leiden sah und hörete ihr Seufzen. — Aber sie verleugneten ihn und wollten ihm nicht gehorsam werden, und stießen ihn von sich, und opferten den Götzen Opfer!

Salomo baute ihm ein Haus; aber der Allerhöchste wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind: der Himmel ist sein Stuhl und die Erde seiner Füße Schemel; hat nicht seine Hand das alles gemacht?

Ihr Halsstarrigen! Ihr widerstrebt allezeit dem heil'gen Geist! Wie eure Väter, also auch ihr! Welche Propheten haben eure Väter nicht verfolgt, die da zuvor verkündigten die Zukunft dieses Gerechten, dessen Mörder ihr geworden seid?

Ihr habt das Gesetz empfangen durch der Engel Geschäfte und habt es nicht gehalten!

Chor. Das Volk.

Weg, weg mit dem! Er lästert Gott, und wer Gott lästert, der soll sterben!

Recitativ. Stephanus.

Siehe, ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehn.

Arie.

Jerusalem! Jerusalem! die du tödtest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt; wie oft hab' ich nicht deine Kinder versammeln wollen, und ihr habt nicht gewollt!

Recitativ.

Sie aber stürmten auf ihn ein und stießen ihn zur Stadt hinaus, und steinigten ihn und schrieen laut:

Chor. Das Volk.

Steiniget ihn! Er lästert Gott, und wer Gott lästert, der soll sterben!

Recitativ.

Und sie steinigten ihn; er kniete nieder und schrie laut: Herr, behalte ihnen die Sünde nicht! Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!
Und als er das gesagt, entschlief er.

Choral.

Dir, Herr, dir will ich mich ergeben,
Dir, dessen Eigenthum ich bin.
Du nur allein, du bist mein Leben,
Und Sterben wird mir dann Gewinn.
Ich lebe dir, ich sterbe dir,
Sei du nur mein, so gnügt es mir.

Recitativ.

Und die Zeugen legten ab ihre Kleider zu den Füßen eines Jünglings, der hieß Saulus; der hatte Wohlgefallen an seinem Tode.
Es beschickten aber Stephanum gottesfürchtige Männer und hielten eine große Klage über ihn.

Chor.

Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben! Denn, ob der Leib gleich stirbt, doch wird die Seele leben.

Recitativ.

Saulus aber zerstörte die Gemeinde und wüthete mit Drohen und Morden wider die Jünger, und lästerte sie und sprach:

Arie. Paulus.

Vertilge sie, Herr Zebaoth, wie Stoppeln vor dem Feuer. Sie wollen nicht erkennen, daß du mit deinem Namen heißest Herr allein, der Höchste in aller Welt! Laß deinen Zorn sie treffen, verstummen müssen sie!

Recitativ.

Und zog mit einer Schaar gen Damascus und hatte Macht und Befehl von den Hohenpriestern, Männer und Weiber gebunden zu führen gen Jerusalem.

Arioso.

Doch der Herr vergißt die Seinen nicht, er gedenkt seiner Kinder. Fallt vor ihm nieder, ihr Stolzen, denn der Herr ist nahe!

Recitativ mit Chor.

Und als er auf dem Wege war und nahe zu Damascus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel, und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: „Saul, Saul! was verfolgst du mich?"

Er aber sprach: „Herr! wer bist du?" Der Herr sprach zu ihm: „Ich bin Jesus von Nazareth, den du verfolgst!"

Und er sprach mit Zittern und Zagen: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" Der Herr sprach zu ihm: „Stehe auf und gehe in die Stadt, da wird man dir sagen, was du thun sollst."

Chor.

Mache dich auf, werde Licht! denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir.

Denn siehe, Finsterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker, aber über dir gehet auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheinet über dir.

Choral.

Wachet auf! ruft uns die Stimme
Der Wächter sehr hoch auf der Zinne,
Wach auf, du Stadt Jerusalem!
Wach auf, der Bräut'gam kommt!
Steht auf, die Lampen nehmt!
Halleluja!
Macht euch bereit
Zur Ewigkeit!
Ihr müsset ihm entgegen gehn.

Recitativ.

Die Männer aber, die seine Gefährten waren, standen und waren erstarrt, denn sie hörten eine Stimme und sahen Niemand. Saulus aber richtete sich auf von der Erde, und als er seine Augen aufthat, sah er niemand. Sie nahmen ihn aber bei der Hand und führten ihn gen Damascus, und war drei Tage nicht sehend, und aß und trank nicht.

Arie. Paulus.

Gott sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heilgen Geist nicht von mir. Ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten.

Denn ich will die Uebertreter deine Wege lehren, daß sich die Sünder zu dir bekehren! Herr! thue meine Lippen auf, daß mein Mund deinen Ruhm verkündige.

Und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit! Herr! verwirf mich nicht!

Recitativ.

Es war aber ein Jünger zu Damascus, mit Namen Ananias, zu dem sprach der Herr: „Ananias! stehe auf und frage nach Saul von Tarsen, denn siehe, er betet. Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug: ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen."

Arie mit Chor. Paulus.

Ich danke dir, Herr, mein Gott, von ganzem Herzen ewiglich, denn deine Güte ist groß über mir und hast meine Seele errettet aus der tiefen Hölle!

Chor.

Der Herr wird die Thränen von allen Angesichtern abwischen, denn der Herr hat es gesagt.

Recitativ.

Und Ananias ging hin und kam in das Haus und legte die Hände auf ihn und sprach: „Lieber Bruder Saul, der Herr hat mich gesandt, der dir erschienen ist auf dem Wege, da du herkamst, daß du wieder sehend und mit dem heil'gen Geist erfüllet werdest."

Und alsbald fiel es wie Schuppen von seinen Augen, und er ward wieder sehend und stand auf und ließ sich taufen, und alsbald predigte er Christum in den Schulen und bewährte es, daß dieser ist der Christ.

Chor.

O! welch eine Tiefe des Reichthums, der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!

Ihm sei Ehre in Ewigkeit, Amen!

B.

Die didaktische Poesie.

Unter der didaktischen Poesie versteht man diejenige Art der Dichtung, deren Zweck hauptsächlich Belehrung ist und die darum nicht nur das Gefühl, sondern auch den Verstand, durch welchen die ausgesprochenen Wahrheiten erkannt werden, in Anspruch nimmt. Indessen darf die Belehrung in der Lehrpoesie nicht bis in's Einzelne gehen, noch weniger darf der Dichter dabei die Absicht aussprechen oder auch nur merken lassen, belehren

zu wollen; die Wahrheit muß sich aus dem Gedichte von selbst ergeben, und der Hörer muß sie erkennen, ohne zu merken, daß er belehrt werden soll. Der Dichter hat bei der Lehrpoesie auf zweierlei zu achten, einmal darauf, daß das, was er lehrt, ein allgemeines Interesse habe, und dann darauf, daß der gewählte Gegenstand einer poetischen Behandlung fähig sei, d. h. nicht blos den Verstand, sondern auch die Phantasie und das Gefühl in Anspruch nehme. Die Lehrdichtung hat verschiedene Gattungen, die wichtigsten derselben sind:

1. Das Lehrgedicht. 2. Das beschreibende Gedicht. 3. Die poetische Epistel. 4. Die Fabel. 5. Die Parabel und Paramythie. 6. Die Allegorie. 7. Das Epigramm. 8. Das Räthsel.

1. Das Lehrgedicht.

Das Lehrgedicht hat den Zweck, eine im Zusammenhange dargestellte Reihe von Gedanken über einen Gegenstand aus der Religion, der Kunst, der Lebenserfahrung ꝛc. zu geben, doch so, daß nicht etwa der Verstand das Gefühl unterdrücke oder beherrsche, und das Ganze sich zu einer trocknen gereimten Prosa gestalte; damit würde das Wesen der Poesie verloren gehen. Vielmehr muß der Dichter auf eine möglichst gefällige und anmuthige Weise zu belehren suchen und dabei immer seine Empfindungen und Gefühle herrschen lassen. Dazu gehört, daß er im Lehrgedicht gut gewählte Bilder, schöne Beschreibungen, treffende Vergleiche, passende Beispiele anwende und sich dabei immer einer schönen und edlen Ausdrucksweise befleißige.

Das Lehrgedicht ist besonders durch Martin Opitz von Boberfeld in die deutsche Literatur eingeführt worden, später haben sich Tiedge (Urania), Schefer (Laienbrevier), Rückert (Weisheit des Brahmanen) u. A. darin ausgezeichnet.

Die Weisheit des Brahmanen.

1. Der Sterne Deutung.

Der Vater mit dem Sohn ist über's Feld gegangen,
Sie können, nachtverirrt, die Heimath nicht erlangen.

Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im weglos dunkeln Raum.

Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
Als ob der Erde Weg er wollt' am Himmel lernen.

Die Felsen blieben stumm, die Bäume sagten nichts,
Die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts.



Zur Heimath deuten sie. Wohl dem, der traut den Sternen,
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

2. Der Ursprung der Rose.

Den Rosenzweig benagt ein Lämmchen auf der Weide;
Es thut's nur sich zur Lust und thut's nicht ihm zu Leide.

Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen abgezwackt
Ein Flöckchen Wolle nur; es ward davon nicht nackt.

Das Flöckchen hielt der Dorn mit scharfen Fingern fest;
Da kam die Nachtigall und wollte baun ihr Nest.

Sie sprach: Thu' auf die Hand und gieb das Flöckchen mir,
Und ist mein Nest gebaut, sing ich zum Danke dir.

Er gab, sie nahm und baut', und als sie nun gesungen,
Da ist am Rosendorn vor Lust die Ros' entsprungen.

3. Freude über alles Schöne und Gute.

Schön ist der Tropfen Thau am Halm und nicht zu klein,
Der großen Sonne selbst ein Spiegelglas zu sein.

Schön ist das Bächlein dann, das kaum zu küssen wagt
Die Blum' und murmellaut zu werden, halb noch zagt.

Und schön ist auch der Strom, der sich mit Kraft ergießt,
Im Spiel der Woge sich mit Rauschen selbst genießt.

Und so freu' immer dich, wenn Schönes dir und Gutes
Quillt: Thau, Bach oder Strom, perl' oder riesl' und fluth' es.

Rückert.

Aus dem Laienbrevier.

1.

So oft du eine That zu thun gedenkst,
Schau erst zu jenem blauen Himmel auf
Und sprich: Das will ich thun! O schau es du,
Und segn' es du, der still da droben herrschet!
Und kannst du das nicht sagen, thu' es nicht
Aus schnödem Trotz, aus eitler Menschenmacht,
Weil schweigend er dich alles lässet thun.
Denn wisse, was du auch gethan, du thust
Es auf zeitlebens in Erinnerung;
Die gute That klingt hell den Himmel an
Wie eine Glocke, ja, sie wird zum Spiegel,
In dem du aufschau'nd selig dich erblickst.
Du wähnst dann droben in dem blauen Himmel



Zu wohnen! Oder ahnst, es wohn' in dir
Herabgesenkt des Himmels stiller Geist!

2.

Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln;
Daß du, wenn der Vater niederblicket,
Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden,
Wie des Wandrers Auge unwillkürlich
An den schönen Abendstern sich heftet.
Daß du, wenn die Sonne dich einst löset,
Eine reine Perl' ihr mögest zeigen,
Daß dein Denken sei wie Duft der Rose,
Daß dein Lieben sei wie Licht der Sonne,
Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben,
Wie ein Ton aus seiner sanften Flöte.

3.

Geh' fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre,
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein, nicht länger. Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie vieles bald — was du nicht bist,
Und lockt sie — mancherlei, was du nicht hast,
Erfahren sie von einer andern Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort,
Du siehst ihm weinend nach, bis er verschwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfraun eine,
Er lebt, sie leben, andere leben auf
Aus ihm — du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen — aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus,
Du hast die Mutter — aber mehr kein Kind. —
Geh' fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre!

Schefer.

Angereihte Perlen.

O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

Wenn dir in Zornesgluth dein sterblich Herz will wallen,
Sag' ihm: Weißt du, wie bald du wirst in Staub zerfallen?

Zum Feinde sag': Ist Tod uns beiden nicht gemein?
Mein Todesbruder, komm' und laß uns Freunde sein.

Sei gut, und laß von dir die Menschen Böses sagen.
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

In tausend Blumen steht die Liebesschrift geprägt:
Wie ist die Erde schön, wenn sie den Himmel trägt!

Die Blumen wollen dir ein Gottgeheimniß sagen:
Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit tragen.

O bitt' um Leben noch! Du fühlst mit deinen Mängeln,
Daß du noch wandeln kannst nicht unter Gottes Engeln.

Und wenn ich auf der Welt das Gute nirgends fände,
Ich glaubt' an's Gute doch, weil ich's in mir empfände.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

Die Liebe, die zum Kranz am Himmel reibt Plejaden,
Hält diese Perlen auch an unsichtbarem Faden.

Rückert.

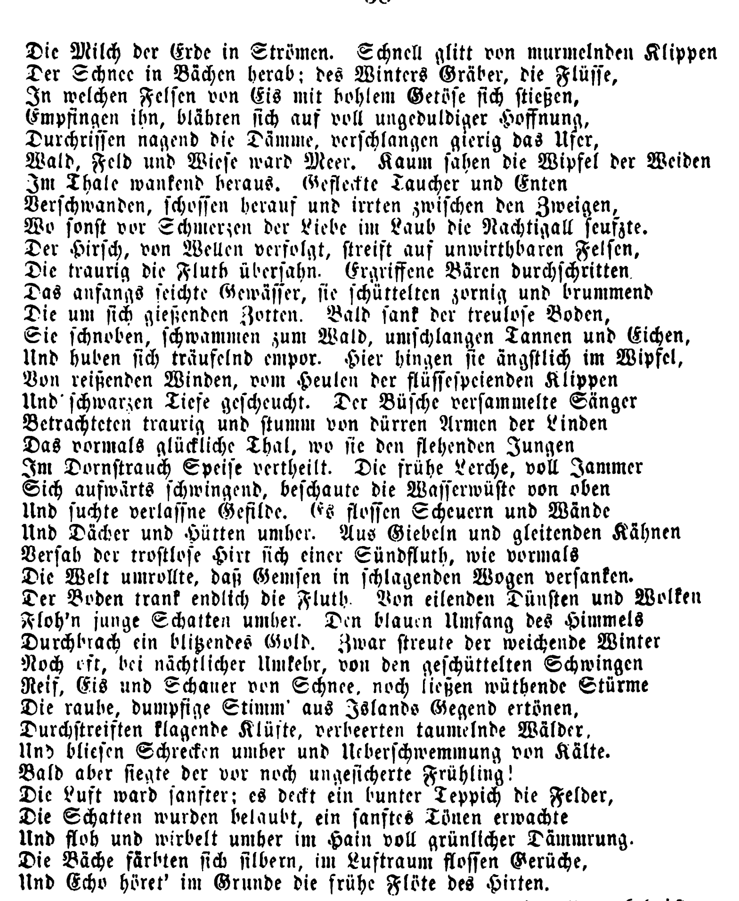
2. Das beschreibende Gedicht.

Das beschreibende Gedicht nimmt seinen Stoff entweder aus der Natur und ihren Erscheinungen, oder aus der Kunst und ihren Werken und behandelt dabei das Verhältniß Gottes und der Menschen zu denselben. Poetische Beschreibungen finden wir oft eingeflochten in Liedern, Oden, Elegieen 2c., auch in epischen und dramatischen Dichtungen, sie dienen in denselben zum Schmuck und zur Veranschaulichung des Ganzen. Je nachdem dabei mehr das erregte Gefühl oder die ruhige Betrachtung des Dichters vorherrscht, neigt sich das beschreibende Gedicht zu der lyrischen oder der epischen Poesie hin; auf alle Fälle aber muß der Gegenstand so sein, daß eine Schilderung desselben den Hörer in poetische Stimmung zu versetzen vermag. Beschreibende Gedichte besitzen wir von Haller (die Alpen), Ewald Kleist (der Frühling), Schiller (der Spaziergang), Freiligrath (Löwenritt) 2c.

Aus dem Gedichte:

„Der Frühling.“

Auf rosenfarbnem Gewölke, bekränzt mit Tulpen und Lilien,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel. Aus seinem Busen ergoß sich



Die Milch der Erde in Strömen. Schnell glitt von murmelnden Klippen
Der Schnee in Bächen herab; des Winters Gräber, die Flüsse,
In welchen Felsen von Eis mit hohlem Getöse sich stießen,
Empfingen ihn, blähten sich auf voll ungeduldiger Hoffnung,
Durchrissen nagend die Dämme, verschlangen gierig das Ufer,
Wald, Feld und Wiese ward Meer. Kaum sahen die Wipfel der Weiden
Im Thale wankend heraus. Gefleckte Taucher und Enten
Verschwanden, schossen herauf und irrten zwischen den Zweigen,
Wo sonst vor Schmerzen der Liebe im Laub die Nachtigall seufzte.
Der Hirsch, von Wellen verfolgt, streift auf unwirthbaren Felsen,
Die traurig die Fluth übersahn. Ergriffene Bären durchschritten
Das anfangs seichte Gewässer, sie schüttelten zornig und brummend
Die um sich gießenden Zotten. Bald sank der treulose Boden,
Sie schnoben, schwammen zum Wald, umschlangen Tannen und Eichen,
Und huben sich träufelnd empor. Hier hingen sie ängstlich im Wipfel,
Von reißenden Winden, vom Heulen der flüssespeienden Klippen
Und schwarzen Tiefe gescheucht. Der Büsche versammelte Sänger
Betrachteten traurig und stumm von dürren Armen der Linden
Das vormals glückliche Thal, wo sie den flehenden Jungen
Im Dornstrauch Speise vertheilt. Die frühe Lerche, voll Jammer
Sich aufwärts schwingend, beschaute die Wasserwüste von oben
Und suchte verlassne Gefilde. Es flossen Scheuern und Wände
Und Dächer und Hütten umher. Aus Giebeln und gleitenden Kähnen
Versah der trostlose Hirt sich einer Sündfluth, wie vormals
Die Welt umrollte, daß Gemsen in schlagenden Wogen versanken.
Der Boden trank endlich die Fluth. Von eilenden Dünsten und Wolken
Floh'n junge Schatten umher. Den blauen Umfang des Himmels
Durchbrach ein blitzendes Gold. Zwar streute der weichende Winter
Noch oft, bei nächtlicher Umkehr, von den geschüttelten Schwingen
Reif, Eis und Schauer von Schnee, noch ließen wüthende Stürme
Die rauhe, dumpfige Stimm' aus Islands Gegend ertönen,
Durchstreiften klagende Klüfte, verheerten taumelnde Wälder,
Und bliesen Schrecken umher und Ueberschwemmung von Kälte.
Bald aber siegte der vor noch ungesicherte Frühling!
Die Luft ward sanfter; es deckt ein bunter Teppich die Felder,
Die Schatten wurden belaubt, ein sanftes Tönen erwachte
Und floh und wirbelt umher im Hain voll grünlicher Dämmrung.
Die Bäche färbten sich silbern, im Luftraum flossen Gerüche,
Und Echo höret' im Grunde die frühe Flöte des Hirten.

Ewald v. Kleist.

Der Spaziergang.

Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem röthlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur! Euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt.
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.

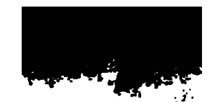


Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lächelnd fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmt das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand.
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße,
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
Vielfach ertönt der Herden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Berges stürzen sie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnt der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.

Regel wird alles, und alles wird Wahl, und alles Bedeutung;
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsigten Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird's um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
Hier, auf dem theuren Grund, ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein.
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie: Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bachus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegerische Roß führet Poseidon heran.
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meeres sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altäre sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen,
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß.
Andere ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne;
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernte der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,



Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt redet der fühlende Stein.
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch; der Beglückte, zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der fluthende Strom;
In's Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst im Busen der Gott.
Aus dem Gespräche schwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deine heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht;
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen,
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück.



Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlornen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff, mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz!
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns!

Schiller.

3. Die poetische Epistel.

Die poetische Epistel ist ein Brief, der in dichterischer Form geschrieben und an eine bestimmte Person gerichtet ist. Die letztere ist entweder nur gedacht, oder wirklich vorhanden, erscheint aber immer als Vertreter aller Hörer. Der Stoff der poetischen Epistel muß ein allgemeines Interesse haben und einer poetischen Behandlung fähig sein; der Ton derselben ist je nach dem Inhalte bald vertraulich, bald heiter und scherzend, bald ernst und gemessen; die Form muß leicht und natürlich sein, wie die des Briefes überhaupt, der die Stelle mündlicher Mittheilung vertritt. Diese Forderung erstreckt sich auch auf das Versmaß, dessen Wahl übrigens dem Dichter überlassen bleibt. Poetische Episteln haben besonders Uz, Gleim, Jakobi, Göcking und Göthe gedichtet.

An meinen Bedienten.

Endlich muß ich doch es einmal sagen,
Was ich länger nicht verschweigen kann,



Treuer Heinrich! von den guten Tagen,
Die du hattest, naht der letzt' heran!
Täglich siehst du wachsen meine Jungen
Und die Zahl von ihren Forderungen,
Aber, Heinrich, meine Renten nicht.
Kahl gebürstet hast du meine Kleider,
Und mein Hut, du weißt es selber, bricht.
Dennoch, wie so oft du auch den Schneider
Riefest, riefst du doch für mich ihn nicht.
Aber, wenn ich in dem alten Rocke
So da steh' an dem Renettenbaum,
Und die Jungen kommen auf dem Stocke,
Meinen Actenriemen statt dem Zaum,
Ihrer Mutter Strumpfband statt der Peitsche,
Angeritten — ha! das geht durch's Mark!
Alle reichen Kleider, die der Deutsche
Von Paris holt, sind dagegen Quark!
Wie du weißt, verschenkt' ich meinen Blessen,
Und doch war der Blesse mir so werth!
Für den Hafer, den er sonst gefressen,
Kauft' ich Fritzen manch gemaltes Pferd;
Ging zu Fuß im Feld umher spazieren,
Und mit Freuden ward ich lendenlahm,
Wenn am Abend nur mit seinen Thieren
Fritz mir im Galopp entgegen kam,
Aller Nationen Pferde kannte,
Aller Arten Hunde Namen nannte,
Und vom Tigerthier in Afrika
Schreckliche Geschichten mir erzählte,
Und mich küssend, und mich streichelnd quälte:
Nun erzähl' mir auch etwas, Papa!
Werde, guter Heinrich, drum nicht böse,
Daß ich auch von dir mich trennen muß.
Ich, der nie Fortunas Gürtel löse,
Dem sie selten einen lauen Kuß
Nur erlaubet, soll ich armen Bauern
Guten Rath nach Louisd'orgewicht
Künftig geben? und sie kalt bedauern,
Wenn für sie kein fetter Truthahn spricht?
Soll ich um ein Höschen für die Jungen
Mit dem Schneider lärmen, zanken, drohn,
Bis ich noch den Groschen abgedrungen,
Ach, vielleicht des Mannes ganzen Lohn!
Willst du mich vor Sonnenaufgang wecken,
Noch ein Licht auf meinen Leuchter stecken,
Wann bei keinem Nachbar Licht mehr brennt,
Jede Mess' ein Büchlein auszuhecken,
Das man in der nächsten nicht mehr kennt?
Sieh, dies alles, was ich ohne kalten
Schauer kaum einmal recht denken kann,
Müßt' ich thun, dich länger zu behalten,
Darum fasse dich und sei ein Mann!
Wolltest du nicht oft von mir sonst wissen,
Was man Weisheit nenne? Höre mich:

Wenn es sein muß, selbst auch das zu missen,
Was man liebt und schätzet, wie ich dich.
Hast du nichts bei mir gelernt, so lerne
Wenigstens dies eine noch von mir.
O, Zufriedenheit folgt in der Ferne
Dann gewiß auf jedem Schritte dir!
Komm' nur morgen früh herauf und siehe,
Ob ich mich nicht hurtiger als du,
Ohne Murren ob der kleinen Mühe,
Anziehn will, vom Kopf bis auf die Schuh.
Der du dich für mich des Schlafes gerne,
Wie so süß der dein' auch ist, entschlugst,
Und in hohem Schnee die Blendlaterne
Vor mir her so rasch und willig trugst,
Als ich die, die ich nun ganz besitze,
Nur zu sehen, keine Nacht fast schlief,
Und durch Flüss' und Wald in Frost und Hitze
Oft mit dir in dunklen Nächten lief;
O du müßtest, wär' er noch so selten,
Doch den Herrn bald finden, der fortan
Freund, wie ich, dir sei, und das vergelten,
Was ich leider nur verdanken kann!

v. Göckingk.

4. Die Fabel.

Die Fabel ist eine einfache Erzählung, in welcher Thiere redend und handelnd auftreten und durch welche Lehren der Weisheit und der Klugheit veranschaulicht werden sollen; sie bildet daher den Mittelpunkt der didaktischen Poesie. Die Thiere, deren Stelle bisweilen auch Pflanzen oder unorganische Körper vertreten können, bilden das Symbol des Menschen und müssen so gewählt sein, daß der Mensch in ihnen sein Spiegelbild mit seinen guten und schlechten Eigenschaften erkennt. Die in der Fabel veranschaulichte Lehre darf sich aber nicht auf höhere Wahrheiten, auf Glaubenssätze rc. erstrecken, sondern sich nur im Kreise der Klugheits- und Lebensregeln bewegen und sie muß aus einer guten Fabel von selbst hervorleuchten; eine ausführliche Darlegung der beabsichtigten Lehre ist meist überflüssig und schwächt, wo sie stattfindet, den Eindruck. Die Handlung der Fabel muß einfach und naturgemäß, die Form leicht und fließend sein. Die Fabel tritt schon frühzeitig in unsrer deutschen Literatur auf, schon der Meistersänger Hans Sachs lieferte zahlreiche Fabeln, später ist sie besonders von Hagedorn, Lichtwer, Kleist, Gleim, Gellert, Lessing, Pfeffel, Hey rc. gepflegt worden.



Der Hahn und der Fuchs.

Ein alter Haushahn hielt auf einer Scheune Wache.
Da kommt ein Fuchs mit schnellem Schritt
Und ruft: „O krähe, Freund, nun ich dich fröhlich mache;
Ich bringe gute Zeitung mit.
Der Thiere Krieg hört auf, man ist der Zwietracht müde;
In unserm Reich ist Ruh' und Friede.
Ich selber trag' ihn dir von allen Füchsen an.
O Freund, komm bald herab, daß ich dich herzen kann.
Wie guckst du so herum?" — „Greif, Halt und Bellart kommen,
Die Hunde, die du kennst," versetzt der alte Hahn,
Und als der Fuchs entläuft: „was", fragt er, „ficht dich an?"
„Nichts, Bruder", spricht der Fuchs, „der Streit ist abgethan,
Allein ich zweifle noch, ob die es schon vernommen."

Hagedorn.

Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murner's Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus' erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schalen um.

Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr
Und zerbricht zwei Reihen Zähne:
Blinder Eifer schadet nur.

Lichtwer.

Der Affe und die Uhr.

Ein Affe fand einst eine Taschenuhr,
Die band er sich mit einer Schnur
Fest um den Leib.
Darauf besieht er sie und spricht:
„Wo fehlt's doch dieser Uhr? denn richtig geht sie nicht."
Er macht sie auf und stellet sie zurücke,
Doch in dem andern Augenblicke
Rückt er sie wieder vor.
Jetzt meistert er am Zifferblättchen,
Hält sie ein wenig an das Ohr
Und spricht: „der Schlag ist falsch", nimmt noch einmal sie vor
Und künstelt unten an dem Kettchen,



Stößt in die Räderchen; und kurz, er rückt und dreht
So lange, bis sie stille steht.
Es ging ihm, wie es jedem geht,
Der etwas meistern will, wovon er nichts versteht!

Lichtwer.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.
„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm", dacht' er
In sich gekehrt; „ich half so viel als ihr
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn, mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?" — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land in's Meer. Die Schaar
Beginnt geordnet jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreut war, und seufzt' vor Gram und Schmerz.
Nach vielem Ruhn sah er das bessre Land,
Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin,
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab. —
Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseit des Ufers giebt's ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch.

Ewald v. Kleist.

Die Biene.

Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.

Bienchen, spricht die Gärtnerin,
Die sie bei der Arbeit trifft,
Manche Blume hat doch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen?

Ja, sagt sie zur Gärtnerin,
Ja, das Gift laß ich darin!

Gleim.



Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett' entrissen,
Kam wieder in den Wald zurück
Und tanzte seiner Schaar ein Meisterstück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.
Seht, schrie er, das ist Kunst; das lernt man in der Welt.
Thut mir es nach, wenn's euch gefällt,
Und wenn ihr könnt! Geh, brummt ein alter Bär,
Dergleichen Kunst, sie sei so schwer,
Sie sei so rar, sie sei so neu,
Zeigt deinen niedern Geist und deine Sklaverei.

Ein großer Hofmann sein,
Ein Mann, dem Schmeichelei und List
Statt Witz und Tugend ist,
Der durch Kabalen steigt, des Fürsten Gunst erstiehlt,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten spielt:
Ein solcher Mann, ein großer Hofmann sein,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

Lessing.

Der Hirsch, der sich im Wasser besieht.

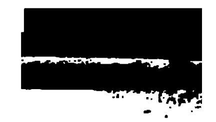
Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih
Am Spiegel einer klaren Quelle.
Wie prächtig! auf derselben Stelle
Wo Königskronen stehn! und wie so stolz, so frei!
Auch ist mein ganzer Leib vollkommen, nur allein
Die Beine nicht, die sollten stärker sein!
Und als er sie besieht mit ernstlichem Gesicht,
Hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen,
Sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,
Erschrickt und flieht! Nun aber hilft ihm nicht
Das prächtige Geweih dem nahen Tod entfliehn,
Nicht sein vollkommner Leib, die Beine retten ihn,
Die reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
Mit sich durch's weite Feld und fliegen in den Wald.
Hier aber halten ihn im vogelschnellen Lauf
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt sich los und flucht darauf,
Lobt seine Beine nun und lernet noch im Fliehn
Das Nützliche dem Schönen vorzuziehn!

Gleim.

Das Johanniswürmchen.

Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Silberscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.

Leise kroch aus faulem Moos
Seine Nachbarin,
Eine Kröte, hin und schoß
All ihr Gift auf ihn.



Ach! was hab ich dir gethan?
Rief der Wurm ihr zu.
Ei! fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzest du?

Pfeffel.

Des Esels Trost.

Hab' nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,
Ohne Muth und ohne Gewalt;
Mein spotten und mich scheuen
Die Menschen jung und alt;
Bin weder warm noch kalt!

Hab' nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,
Muß Stroh und Disteln käuen,
Werd' unter Säcken alt —
Ach, die Natur schuf mich im Grimme!
Sie gab mir nichts — als eine schöne Stimme!

Claudius.

5. Die Parabel und Paramythie.

Die Parabel hat, wie die Fabel, den Zweck, zu belehren und die Lehre durch eine erdichtete Erzählung zu veranschaulichen; sie unterscheidet sich aber von der Fabel dadurch, daß sie eine höhere Wahrheit der Vernunft oder der Religion versinnlicht, daß sie mehr das Gemüth, als den Verstand in Anspruch nimmt und daß in ihr nicht Thiere, sondern Menschen redend und handelnd auftreten. Die Sprache in der Parabel ist einfach, edel und würdig; die Form kann ebensowohl prosaisch, als auch poetisch sein.

Die schönsten Parabeln finden wir in der heiligen Schrift, in den herrlichen Gleichnissen des Herrn. In der deutschen Literatur haben wir die schönsten Parabeln von Herder und Krummacher.

Die Paramythie ist eine Nebenart der Parabel und unterscheidet sich von der letzteren dadurch, daß sie ihren Stoff der Götterlehre entnimmt und auf die Jetztzeit anwendet; sie wurde von Herder zuerst in die deutsche Literatur eingeführt.

Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er rathschlagend die Engel seiner Eigenschaften um seinen verborgenen Thron.

„Erschaffe ihn nicht!“ sprach der Engel der Gerechtigkeit, „er wird unbillig gegen seine Brüder sein, hart und grausam gegen die Schwächeren handeln.“ — „Erschaffe ihn nicht!“ sprach der Engel des Friedens, „er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborne seines Geschlechts wird seinen Bruder morden.“ — „Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen,“ sprach der Engel der Wahrheit, „und ob du ihm dein Bildniß selbst, der Treue Siegel, auf sein Antlitz prägtest.“

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes und liebstes Kind, zu seinem Throne trat und seine Kniee umfaßte. „Bilde ihn,“ sprach sie, „Vater, zu deinem Bilde selbst, ein Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen und ihm liebend beistehen und seine Fehler selbst zum Guten lenken.

Des Starken Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt, so sollen seines Irrthums Folgen selbst zurück ihn führen und liebreich bessern.“ —

Der Vater der Menschen bildete den Menschen, ein fehlbar schwaches Geschöpf, aber in seinen Fehlern selbst ein Zögling der Barmherzigkeit, der Sohn einer Liebe, die nimmer ihn verläßt, ihn immer bessernd. —

Erinnere dich deines Ursprungs, Mensch, wenn du hart und unbillig bist. Von allen Eigenschaften Gottes hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt; nur Liebe und Erbarmung hat dir die mütterliche Brust gereicht.

Herder.

Das Schiff.

Mit einer reichen Fracht belastet,
Ward lange schon ein Schiff, entmastet
Von des ergrimmten Sturmes Wuth,
Im Belte hin und her getrieben.
Wir alle sterben in der Fluth,
Sprach der Pilot, wenn wir's verschieben,
Den größten Theil von unserm Gut
In's Meer zu werfen. Jeder wollte,
Daß man den Rath befolgen sollte.
Fangt ihr mit euren Ballen an!
Sprach zum Patron der Schiffskaplan.
Wer? Ich? Mit meinen schönen Tüchern?
Erst ist die Reih' an euern Büchern,
Rief der Patron. Und ihr, sprach Jahn
Zu Thoms, mit euern Zuckerfässern
Versöhnet ihr den Ocean!
Nein, eure fünfzig Tonnen Thran,
Die nur zu sehr die Last vergrößern,
Rief Thoms, die müssen über Bord;
Dann kommt es an die Seidenwaaren
Des winselnden Hebräers dort.
Die Pest ersticke den Korsaren!
Fiel Aaron schäumend ihm ins Wort;
Erst müssen alle deine Frachten,
Dann diese Kisten mit Kaffee,
Gewürz und Goldstaub in die See!
Nun ward man laut. Die Zänker machten

Bald größern Lärm, als der Orkan.
Umsonst warnt der Pilot. Sie lachten
Ihn aus, und eh' sie sich's versahn,
Zerbarst das lecke Schiff. Die Wogen
Umthürmten brüllend es und zogen
Es plötzlich in den Ocean.
Nur der Pilot und seine Knechte,
Sie warfen während dem Gefechte
Mit leerer Hand sich in ein Boot,
Entflohn dem allgemeinen Tod
An einer Insel sichre Küsten.
Dies Bild malt euch, ihr Egoisten!

Pfeffel.

Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh'
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein;

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh.

Vier Breter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Kerner.

Das verschleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Aegypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt;
Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht alles habe?" sprach der Jüngling;
„Giebt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles, was dir bleibt, ist nichts, so lang
Das schöne All der Töne fehlt und Farben."
Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotunde still,

Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?"
„Die Wahrheit," ist die Antwort. — „Wie," ruft jener,
„Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?"
„Das mache mit der Gottheit aus," versetzt
Der Hierophant. „Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe,
Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand
Den heiligen verbot'nen früher hebt,
Der, spricht die Gottheit" — „Nun?" — „Der sieht die Wahrheit."
„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?"
„Ich? wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Versucht." — „Das faß ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte" —
„Und ein Gesetz!" fällt ihm sein Führer ein,
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor – für deine Hand
Zwar leicht, doch centnerschwer für dein Gewissen!"
Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause;
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Inn're der Rotunde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.
Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen silberblauen Schein,
Und furchtbar, wie ein gegenwärt'ger Gott,
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.
Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren:
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du thun? — so ruft
In seinem Innern eine treue Stimme —
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf.
Er ruft's mit lauter Stimm: „Ich will sie schauen!"
„Schauen!"
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
Nun, fragt ihr, und was zeigte sich ihm hier?
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin;
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem," dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein."

Schiller.

6. Die Allegorie.

Unter Allegorie versteht man ursprünglich eine Redefigur, durch welche man eine Sache darstellt und eine andere damit andeutet. Als besondere Dichtungsart versteht man darunter ein Gedicht, das einen übersinnlichen Gegenstand unter einem ihm vollkommen entsprechenden Bilde schildert.

Von der Parabel und Paramythie unterscheidet sich die Allegorie dadurch, daß sie nicht nur ein Sinnbild für eine sittliche Wahrheit hinstellt, sondern deren eine ganze Reihe bringt, die unter einander wieder im engsten Zusammenhange stehen. Die Allegorie kann als selbstständiges Gedicht, kann aber auch als Theil eines größeren Ganzen auftreten. In unsrer deutschen Literatur haben Goethe, Schiller, Herder, Schlegel 2c. allegorische Dichtungen geschaffen.

Der Himmel.

Dünste steigen auf und werden
In den Wolken Blitz und Donner
Oder Regentropfen.

Dünste steigen auf und werden
In dem Haupte Zorn und Unmuth
Oder werden Thränen.

Freund, bewahre deinen Himmel
Vor dem Dunst der Leidenschaften;
Deine Stirn sei Sonne.

Herder.



Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur,

Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Schiller.

Die Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu, nehmt, sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt.
Der Ackersmann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: der Zehente ist mein!

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern',
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

Weh' mir! so soll denn ich allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.



Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun? spricht Zeus — die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Schiller.

Das Kind der Sorge.

Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann;
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

„Was hast du, sinnende Göttin?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet;
Beleb's, ich bitte dich, Gott."

„Wohlan denn! Lebe!" — Es lebet!
„Und mein sei dieses Geschöpf!" —
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!

Mein Finger hat es gebildet."
„Und ich gab Leben dem Thon,"
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus hinan.

„Mein ist's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schoße das Kind."
„Wohlan," sprach Jupiter, „wartet,
Dort kommt ein Entscheider: Saturn."

Saturn sprach: „Habet es alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist;

Du, Tellus, seine Gebeine,
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

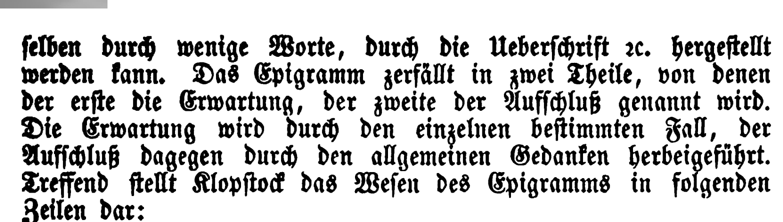
Du wirst, so lang es nur athmet,
Es nie verlassen, dein Kind.
Dir ähnlich, wird es von Tage
Zu Tage sich mühen in's Grab."

Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf;
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

Herder.

7. Das Epigramm.

Das Epigramm war ursprünglich eine Aufschrift auf Denkmälern, in welcher der Dichter kurz und bezeichnend die Bedeutung des Denkmals kund that. Gegenwärtig versteht man unter Epigramm diejenige Dichtungsart, in welcher ein Gedanke in möglichster Kürze treffend und bezeichnend so dargestellt wird, daß er überraschend und ergreifend wirkt. Der Gegenstand, auf welchen sich das Epigramm bezieht, muß als bekannt vorausgesetzt werden, oder muß so beschaffen sein, daß die Bekanntschaft mit dem-



selben durch wenige Worte, durch die Ueberschrift ꝛc. hergestellt werden kann. Das Epigramm zerfällt in zwei Theile, von denen der erste die Erwartung, der zweite der Aufschluß genannt wird. Die Erwartung wird durch den einzelnen bestimmten Fall, der Aufschluß dagegen durch den allgemeinen Gedanken herbeigeführt. Treffend stellt Klopstock das Wesen des Epigramms in folgenden Zeilen dar:

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze,
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe,
Ist manchmal auch, — die Griechen liebten's so,
Ein klein' Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Als vorzügliche Epigrammendichter gelten in unsrer deutschen Literatur: Logau, Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller, Herder, Bürger, Kästner, Uhland, Rückert und Platen.

Freundschaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt: für Früchte Blumen handeln.

Logau.

Grabschrift.

Ein Mann von sechzig Jahren ward in dies Grab gesetzt,
Er ward zur Welt geboren, aß, trank, schlief und starb zuletzt.

Gryphius.

Die Einsichtsvollen.

Es giebt ein Volk, das immer lernen sollte
Und immer lehrt.
Das ist das Volk, das man nie hören wollte
Und täglich hört.

Hagedorn.

Gerechtigkeit.

Was hilft es, der Gerechtigkeit die Augen zu verbinden?
Umsonst ist da das Band.
Wollt ihr sie besser binden,
So bindet ihr die Hand.

Ewald.



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] den Ball an die Wand und fängst ihn wieder,
[illegible] mit dem Freunde ihn zurück.

Goethe.

[illegible]

[illegible] die hintern
[illegible]

Goethe.

Pflicht für Jeder.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

Schiller.

Der beste Staat.

Woran erkenn' ich den besten Staat? Woran du die beste
Frau kennst: daran, mein Freund, daß man von beiden nicht spricht.

Schiller.

Wahl.

Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es Wenigen recht: Vielen gefallen, ist schlimm.

Schiller.

Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

Schiller.

Das geflugelte Wort.

Ist das Wort der Lipp' entflohen, du ergreifst es nimmermehr,
Fährt die Reu' auch mit vier Pferden augenblicklich hinterher.

Wilh. Müller.



Der Schneeball.

Der Schneeball und das böse Wort, sie wachsen, wie sie rollen, fort;
Eine Hand voll wirf zum Thor hinaus, ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

Wilh. Müller.

Das Element.

Setz' einen Frosch auf einen weißen Stuhl,
Er hüpft doch wieder in den schwarzen Pfuhl.

Wilh. Müller.

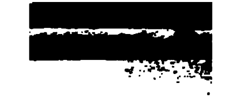
8. Das Räthsel.

Das Räthsel stellt die einzelnen Eigenschaften und oft versteckten Merkmale eines unbekannten Gegenstandes zusammen, damit aus dieser Zusammenstellung der Gegenstand selbst errathen werden kann. Witz und Scharfsinn sind dabei thätig; der Witz fertigt, der Scharfsinn löst das Räthsel. Wir unterscheiden das Verstandesräthsel und das poetische Räthsel. Bei dem ersteren, welches gewöhnlich in Prosa geschrieben ist, und bei dem der Gegenstand gleichgiltig ist, kommt es darauf an, das Errathen des Gegenstandes möglichst zu erschweren; das poetische Räthsel dagegen soll zwar auch den Verstand reizen, aber gleichzeitig auch Phantasie und Gefühl anmuthig berühren. Der Hauptzweck des poetischen Räthsels liegt nicht in der Auflösung; auch ohne dieselbe muß es ein liebliches und anziehendes Bild darstellen, das uns durch die Schönheit der Form Freude bereitet.

Wird durch die Darstellung der einzelnen Merkmale das ganze Wort umhüllt, so nennt man das Räthsel Worträthsel oder eigentliches Räthsel. Wird dagegen das Wort in seine einzelnen Silben zerlegt und werden diese nach ihren Merkmalen charakterisirt, so heißt das Ganze Charade oder Silbenräthsel. Soll endlich das Räthselwort durch Wegnahme, Versetzung oder Veränderung einzelner Buchstaben errathen werden, so heißt das Ganze Logogryph oder Buchstabenräthsel. Poetische Räthsel haben wir von Schiller, Kind, Haug, Tiedge ꝛc.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen blauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wenn du ihr nahst, zu fliehn.



Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprecht, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

Schiller.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es giebt sich selber Licht und Glanz,
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen?
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein,
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring;
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

Schiller.

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch lockt sie an.

Sie bricht, wie dünne Halmen,
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer,
Wie's tödtet, ist es todt!

Schiller.

Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden;
Es macht das Leben sanft und gleich.



Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

Schiller.

Ich wohn' in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

Schiller.

Durch dunkle Nacht drängt sich das erste Silbenpaar,
Auf zartem Weiß stellt sich das Zweit' am schönsten dar,
Mög' oft das Ganze dein erwachend Aug' erfreuen
Und ungetrübt die Lust des Lebens dir erneuen.

Schleiermacher.

Ein Wort, einsilbig, doch leicht erklärlich,
Mit einem A den Kriegern gefährlich,
Mit einem E nach Bösem begehrlich,
Mit einem I ganz offen und ehrlich,
Mit einem U dem Waller beschwerlich.

Haug.

Fünf Zeichen hat mein Wort; deß Kopf ist grau und alt,
Der seinen Namen trägt. Ein Zeichen von der Spitze
Des Wort's hinweg: so wird's die Frucht der größten Hitze;
Noch eins hinweg: so giebt's, was kälter ist, als kalt.

Tiedge.

C.

Die epische Poesie.

Die epische Poesie leitet ihren Namen von dem griechischen Worte **Epos**, d. h. Erzählung, her. In derselben führt uns der Dichter Ereignisse und Begebenheiten vor, die dem Menschen-

leben entnommen sind und alle Verhältnisse und Erscheinungen desselben umfassen können. Der Gegenstand der Erzählung, die Begebenheit selbst, kann entweder dem Gebiete der Geschichte entlehnt oder von der Phantasie erfunden sein, nur müssen die darin vorkommenden Personen ihrer Natur und ihrem Charakter gemäß dargestellt werden. Die Sprache muß edel, gehoben und dem Inhalte durchaus entsprechend sein.. Die wichtigsten Gattungen der epischen Poesie sind: 1. Die poetische Erzählung. 2. Die Idylle. 3. Die Legende. 4. Die Romanze und Ballade. 5. Das Epos.

1. Die poetische Erzählung.

In der poetischen Erzählung stellt der Dichter eine Begebenheit des wirklichen Lebens einfach und natürlich, ohne ideale Auffassung und künstlerische Ausschmückung dar. Streng genommen darf also Wunderbares und Sagenhaftes, alles, was über das Gebiet der Wirklichkeit hinausgeht, darin nicht vorkommen. Das Hauptgewicht ruht in der poetischen Erzählung auf der Handlung, der Begebenheit, und die Hauptaufgabe des Dichters ist die angemessene Darstellung derselben. Die in der Erzählung auftretenden Persönlichkeiten werden nach ihren hervorragenden Eigenschaften nicht besonders charakterisirt, ein Held ist dabei nicht erforderlich. Dem Inhalte nach kann die poetische Erzählung ernst oder komisch sein, der äußern Form nach mit oder ohne Reim, strophisch abgetheilt oder ohne Gliederung auftreten. In der deutschen Literatur haben sich in dieser Dichtungsart besonders Hans Sachs, Hagedorn, Gellert, Kerner, Seume ꝛc. hervorgethan.

Der Wilde.

Ein Canadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebek's übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So, wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.
Aber ferne noch von seiner Hütte

Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,“
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet seinen Eigenthümer,
„Obdach hier in eurem Hause finden.“
„Willst du, mißgestaltetes Ungeheuer,“
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!“
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.
Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knien,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.
Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs der hohen schwarzen Felsenwände.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
„Wer ist draußen?“ brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,“
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,

Morgen früh mir die gewissen Wege."
„Kommt herein," versetzt der Unbekannte,
„Wärmt euch: noch ist Feuer in der Hütte."
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste
Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.
Wie der wilden Zone wild'ster Krieger,
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte sein der Europäer;
Finster blickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturme aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!"
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Seume.

Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht:
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht."

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,"
Sprach der Pfalzgraf von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein!"

„Große Städte, reiche Klöster,"
Ludwig, Herr zu Baiern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach."

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß."

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, ihr seid der Reichste!
Euer Land trägt Edelstein!"

Kerner.

Johann, der muntre Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen,
Und wenn er aß, so mußt' er singen;
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrod, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die ganze Nachbarschaft.
Man horcht; man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? — Der muntre Seifensieder.
Im Lesen war er anfangs schwach;
Er las nichts, als den Almanach;
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
Oft singend, öfter lesend ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen,
Als die berufnen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.
Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich,
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten fraß
Und seiner Wechsel oft vergaß.
Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
„Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder?
Ach wäre doch zu meinem Heil
Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!"
Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen
Und spricht: „Mein lustiger Johann!
Wie geht es euch? Wie fangt ihr's an?
Es rühmt ein jeder eure Waare,
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?"
„Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr' mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht; ein Tag bescheret,
Was der, der auf ihn kommt, verzehret.
Das folgt im Jahr, (ich weiß die Zahl,)
Dreihundert fünf und sechzig mal." —
„Ganz recht; doch könnt ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?" —
Mein Herr, ihr forschet allzusehr,
Der eine wenig, mancher mehr;
So wie's dann fällt. Mich zwingt zur Klage

Nichts, als die vielen Feiertage;
Und wer sie alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider;
Das war gewiß kein Seifensieder."
Dies schien den Reichen zu erfreu'n.
„Hans," spricht er, „du sollst glücklich sein!
Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler.
Da hast du baare fünfzig Thaler,
Nur unterlasse den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang!"
Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude
Und seiner Augen neue Weide.
Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaß
Und wedelnd bei dem Kessel saß;
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.
Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt
Und deren Glück kein Gold bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis der das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald aus Lust zur Ruh'
Den vollen Beutel wieder zu
Und spricht: „Herr! lehrt mich bess're Sachen,
Als statt des Singens Geld bewachen!
Nehmt immer euren Beutel hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden,
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder."

Hagedorn.

Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Consenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!
Und den Fluß hinauf, hinunter zieh'n die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimath mußten sie ihn hier begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male ward der Fluß herbeigezogen,
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!"
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Platen.



2. Die Idylle.

Das Wort Idylle stammt aus der griechischen Sprache und bezeichnet ursprünglich ein kleines Gemälde. Der Dichter schildert darin, oft bis in das kleinste, das Leben und die Lebensverhältnisse einfacher glücklicher Menschen im Gegensatz zu den verderbten gesellschaftlichen Zuständen der Gegenwart. Die darin auftretenden Personen sind meist Landbewohner, Hirten, Jäger, Fischer 2c., die in und mit der Natur leben und, unberührt von den verderblichen Einflüssen der Leidenschaft und der Sünde, in Unschuld, Reinheit und Frieden mit sich und der Außenwelt ein glückliches Dasein genießen. Die Idylle tritt auf in prosaischer und poetischer Form; erstere finden wir besonders bei Geßner († 1787), letztere bei Ewald v. Kleist, Hölty und Voß.

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Auf's Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches ringsumher
Der nahen Inseln Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
In's Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.
„O, wie schön
Ist jetzt die Gegend!" sagt' entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. „Sieh'," sagt' er, „den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth
Und spannt des Fittigs Segel auf.
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt!
O, was für Anmuth haucht anjetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles, und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!"
„Ja," sagt' Irin, „sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig sein dein Leben lang,
Wenn du dabei rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O, bleib' der Tugend immer treu
Und weine mit den Weinenden,
Und gieb von deinem Vorrath gern
Den Armen, hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sei arbeitsam!
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam sind,
Der alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' du in Bosheit willigest.
Ehr', Ueberfluß und Pracht sind Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil.
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar erbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah,
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen unter Freud' und Lust.
Zwar hab' ich auch manch' Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm und warf

Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Fluth herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meer's
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellendonner tobt' und fuhr
Tief in den Abgrund, und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabei in's Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft war hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See
Durch seines Hauses gläsern Dach;
Und vieles Volk des weiten Meer's
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein,
Und Ruh' und Freude kam zurück
In meine Brust. Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich, ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen sein.
O Sohn, sei fromm und tugendhaft,
So wirst du glücklich sein, wie ich,
So bleibt dir die Natur stets schön."
Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irin's und sprach: „Nein, Vater,
Du stirbst noch nicht; der Himmel wird
Dich noch erhalten mir zum Trost."
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'! — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.
Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er folgte
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

E. v. Kleist.

Das Feuer im Walde.

Zwei Knaben liefen durch den Hain
Und lasen Eichenreiser auf
Und thürmten sich ein Hirtenfeu'r,
Indeß die Pferd' im fetten Gras
Am Wiesenbache weideten.
Sie freuten sich der schönen Gluth,
Die wie ein helles Osterfeu'r
Gen Himmel flog, und setzten sich
Auf einen alten Weidenstumpf.
Sie schwatzten dies und schwatzten das,
Vom Feuermann und Ohnekopf,
Vom Amtmann, der im Dorfe spukt
Und mit der Feuerkette klirrt,
Weil er nach Ansehn sprach und Geld,
Wie's liebe Vieh die Bauern schund
Und niemals in die Kirche kam.
Sie schwatzten dies und schwatzten das,
Vom sel'gen Pfarrer Habermann,
Der noch den Nußbaum pflanzen that,
Von dem sie manche schöne Nuß
Herabgeworfen, als sie noch
Zur Pfarre gingen, manche Nuß!
Sie segneten den guten Mann
In seiner kühlen Gruft dafür
Und knackten jede schöne Nuß
Noch einmal in Gedanken auf.
Da rauscht das dürre Laub empor,
Und sieh, ein alter Kriegesknecht
Wankt durch den Eichenwald daher,
Sagt: „Guten Abend!" wärmet sich
Und setzt sich auf den Weidenstumpf.
„Wer bist du, guter alter Mann?"
„Ich bin ein preußischer Soldat,
Der in der Schlacht bei Kunnersdorf
Das Bein verlor und, leider Gott's,
Vor fremden Thüren betteln muß.
Da ging es scharf, mein liebes Kind!
Da sauseten die Kugeln uns
Wie Donnerwetter um den Kopf!
Dort flog ein Arm und dort ein Bein!
Wir patschelten durch lauter Blut
Im Pulverdampf. „Steht, Kinder, steht!
Verlasset euren König nicht!"
Rief Vater Kleist; da sank er hin.
Ich und zwei Burschen trugen flugs
Ihn zu dem Feldscher aus der Schlacht.
Laut donnerte die Batterie;
Mit einmal flog mein linkes Bein
Mir unter'm Leibe weg!" — „O Gott!"
Sprach Hans und sahe Töffel an,

Und fühlte sich nach seinem Bein;
„Mein Seel! ich werde kein Soldat
Und wandre lieber hinter'm Pflug;
Da sing' ich mir die Arbeit leicht
Und spring' und tanze, wie ein Hirsch,
Und lege, wenn der Abend kommt,
Mich hinter'n Ofen auf die Bank.
Doch kommt der Schelm-Franzos zurück,
Der uns die besten Hühner stahl
Und unser Heu und Korn dazu,
Dann nehm' ich einen rothen Rock
Und auf den Buckel mein Gewehr;
Dann komm' nur her, du Schelm-
Franzos!"
„Hans," sagte Töffel, „lang' einmal
Die Kiepe her, die hinter dir
Im Riedgras steht, und gieb dem
Mann
Von unsrem Käs' und Butterbrod.
Ich samml' indessen dürres Holz;
Denn sieh', das Feuer sinket schon."

Hölty.

Der siebzigste Geburtstag.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Juchts voll schwellender Haare geziert war.
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster,
Der fast allen im Dorf bis auf wenige Greise der Vorzeit
Einst Taufwasser gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung gespielt und hinweg schon manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ' und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählig
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelz verbrämt und geschmückt mit goldener Troddel.
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn, Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und, von dem Pfarrer
Auserseben für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn
Durch die lateinische Schul' und die theure Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merlitz
Und seit kurzem vermählt mit der wirthlichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Tabak mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobet: er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie beide, das Fest mit dem Vater zu feiern
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen und Töchterchen nennten und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels.
Viel noch sprachen sie fort von den Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich alles umher auflös' in behagliches Alter.
„Gutes gewollt mit Vertraun und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du Trauteste; solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weinetest: Frau, nur geduldig!

Bet' und vertrau'! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an!"
Feuriger rief es der Greis und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der alternde, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn und duftete süße Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten und mit Bewirthung
Redliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter,
Hatte gefegt und geuhlt und mit feinerem Sande bestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoy, und spanischen Pfeffer und Goldlack
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blickten gescheuert die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims, auch hingen ein paar Stettinische Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing,
Desem und Mangelholz und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte; unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein off'nes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschildern von Messing —
Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz —
Hatt' sie gestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zwei Theetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Aepfel.
Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf von dem binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis' und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störe das klingende Glas und der Kuckuck.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht' und die Spuren verwehte der hüpfenden Krähen am Scheunthor.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie, vertieft in Gedanken und flüsterte halb, was sie dachte:
„Lieber Gott, wie es stürmt und der Schnee in den Gründen sich aufhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu ernähren und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thür, wer seines Vieh's sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern.
Was er wollte, das wollt' er von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt und Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urtheil!"
Sprach's und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!
Dacht' sie leis' im Herzen und lächelte selber der Thorheit.

Neben dem schlummernden Greis, an der anderen Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung,
Auch die blecherne Dos' und darin großklumpigen Zucker
Trug sie hervor aus dem Schrank und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont' zur Wintergesellschaft:
Auch dem Gesims enthob sie ein paar Thonpfeifen mit Posen
Grün und roth, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.
Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarre der Drücker.
Aus der Gesindestube darauf vom rummelnden Spulrad
Rief sie, die Thür halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben
Hastigen Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf und gehemmt war plötzlich der Umschwung.
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken,
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee;
Heize mit Kien dann wieder und Torf und büchenem Stammholz
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Gluth, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in der Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr.
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruh'n und am wärmenden Ofen im Winter.!
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthaun!"
Und der Ermahnenden folgte Marie und sprach im Herausgehn:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das unsrige, dammelt hindurch wohl!
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut und den Milchküh'n,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog' und leckten die Hand und ließen sich kraueln."
Sprach's und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legte sie Feu'rung hinein und weckte die Gluth mit dem Blasbalg
Hustend und schimpfte den Rauch und wischte die thränenden Augen.
Emsig stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Gluth in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel.
Knatternd schwitzten die Bohnen und bräunten sich, während ein dicker
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf und, fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken und dreht' in der Rechten den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoß haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grob gemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verspundete, sprach sie gebietend:
„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater!
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unsern Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt? Ihr Lieblingsessen von Alters
Hol' er vor dunkeler Nacht, sonst geht ihm der kitzlige Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel!
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil und bedeut' ihn! Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Taubenschlag und sieh', ob der Schlitten nicht ankommt!"

Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußiger Mauer das Beil und den maschigen Beutel,
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus
Fern an den Garten hinab und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg' und winselte: aber, sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brodes,
Sprang er bebend' auf den Ofen und streckt' ausruhend die Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror, und sagt' in der Eile den Auftrag:
„Splittere Holz für die Gans und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht; sonst geht dir der kitzlige Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor!“
Thoms antwortete drauf und stellte die Häckerlingslad' hin:
„Splitter, Marie, und Karpfen verschaff' ich dir, früher, denn Noth ist!
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzelig zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet!“
Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz' und schlug sie über die Schultern!
Als sie mit schärferem Blick in des Schnee's umnebelnde Wirbeln
Spähete, siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl, wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zum festlichen Kaffee.
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten: ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!“
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Kniee, und sie lief mit klopfendem Herzen
Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel,
Nun, nun lenkten herein die muthigen Ross' in den Hofraum,
Blank geschirrt, und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür, und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.
Mütterchen rief: „Willkommen daher, willkommen, ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch?“ und reichte die Hand in den schönen Verdeckstuhl;
„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?“ dann von den Kindern
Selbst sich zu schonen ermahnt: „Laßt Kinderchen!“ sprach sie, „dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinalt und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft!“
Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack
Und liebkosete viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?“
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:
„Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken!
Dann wird's wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!“
Sprach's und führte sie leis' in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung,

Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
„Tochter und Sohn, willkommen! an's Herz, willkommen noch einmal!
Ihr, uns Alternden Freud', in Freud' auch altert und greiset,
Stets einmüthigen Sinn's und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht rothglühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! denn ich duze dich, weil du es forderst!
Aber die Stub' ist warm und gleich soll der Kaffee bereit sein!"
Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkos'te die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren:
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war;
Denn du gebarst und erzogst mir den wackern Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb, ich will auch artiges Kind sein!
Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weh't! Mein Väterchen sagte mir oftmals
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."
Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben! So zart und schlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm denn und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag."
Schalkhaft lächelte drob und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe: Was Besseres bring ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust und dem Mütterchen ohne dein Wissen."
Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leise die Thür und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

Voß.

3. Die Legende.

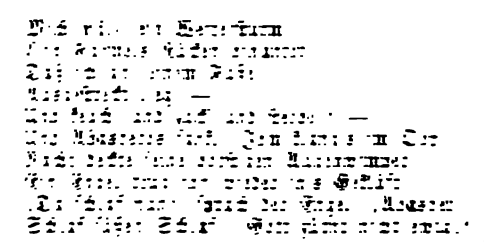
Das Wort Legende stammt aus der lateinischen Sprache und bezeichnete ursprünglich ein Buch, das Heiligen- und Märtyrergeschichten enthielt und aus welchem bei dem katholischen Gottesdienste vorgelesen ward. Der Inhalt der Legende ist dem Sagenkreise der christlichen Kirche entlehnt. Wir unterscheiden eine ernste und eine komische Legende; die erstere soll die christliche Kirche durch ihre wunderbaren Erzählungen verherrlichen, die letztere dagegen den Aberglauben geißeln und lächerlich machen. Die Legende tritt schon in den frühesten Zeiten in der deutschen Literatur auf; wir finden ernste Legenden schon zur Zeit der Minnesänger, komische zur Zeit der Meistersänger, z. B. bei Hans Sachs. In neuerer Zeit sind es besonders Herder, Gerhard, Göthe, Kind, Langbein &c., die sich in dieser Dichtungsart hervorgethan haben.



Der ewige Jude.

Aus einem finstern Geklüfte Karmels
Kroch Ahasver. Bald sind's zweitausend Jahre,
Seit Unruh' ihn durch alle Länder peitschte.
Als Jesus einst die Last des Kreuzes trug
Und rasten wollt' vor Ahasveros Thür,
Ach, da versagt ihm Ahasver die Rast
Und stieß den Mittler trotzig von der Thür;
Und Jesus schwankt' und sank mit seiner Last,
Doch er verstummt'. — Ein Todesengel trat
Vor Ahasveros hin und sprach im Grimme:
„Die Ruh' hast du dem Menschensohn versagt;
Auch dir sei sie, Unmenschlicher, versagt,
Bis daß er kommt!" — Ein schwarzer höllenentflohner
Dämon geißelt nun dich, Ahasver,
Von Land zu Land. Des Sterbens süßer Trost,
Der Grabesruhe Trost ist dir versagt!
Aus einem finstern Geklüfte Karmels
Trat Ahasver. Er schüttelte den Staub
Aus seinem Barte, nahm der aufgethürmten
Todtenschädel einen, schleudert' ihn
Hinab vom Karmel, daß er hüpft' und scholl
Und splitterte. „Der war mein Vater!" brüllte
Ahasveros. Noch ein Schädel! Ha, noch
Sieben Schädel polterten hinab
Von Fels zu Fels! „Und die — und die," mit stierem
Vorgequollnem Auge rast's der Jude:
„Und die — und die — sind meine Weiber! — Ha!"
Noch immer rollten Schädel. „Die und die,"
Brüllt Ahasver, „sind meine Kinder, ha!
Sie konnten sterben! — Aber ich, Verworfner,
Ich kann nicht sterben! — Ach, das furchtbarste Gericht
Hängt schreckenbrüllend ewig über mir;
Jerusalem sank. Ich knirschte dem Säugling,
Ich rannt' in die Flamme, ich fluchte dem Römer,
Doch ach, doch ach! der rastlose Fluch
Hielt mich am Haar und — ich starb nicht.
Roma, die Riesin, stürzte in Trümmer;
Ich stellte mich unter die stürzende Riesin,
Doch sie fiel — und zermalmte mich nicht.
Nationen entstanden und sanken vor mir,
Ich aber blieb und starb nicht!
Von wolkengegürteten Klippen stürzt' ich
Hinunter in's Meer; doch strudelnde Wellen
Wälzten mich an's Ufer, und des Seins
Flammenpfeil durchstach mich wieder.
Hinab sah ich in Aetna's grausen Schlund
Und wüthete hinab in seinen Schlund!
Da brüllt' ich mit dem Riesen zehn Monde lang
Mein Angstgeheul und geißelte mit Seufzern
Die Schwefelmündung. — Ha! zehn Monde lang!
Doch Aetna gohr und spie in einem Lavastrom
Mich wieder aus. Ich zuckt' in der Asch' und lebte noch!

Es brannt' ein Wald. Ich Rasender lief
In den brennenden Wald. Vom Haare der Bäume
Troff Feuer auf mich —
Doch sengte nur die Flamme mein Gebein
Und — verzehrte mich nicht.
Da mischt' ich mich unter die Schlächter der Menschheit,
Stürzte mich dicht in's Wetter der Schlacht,
Brüllte Hohn dem Gallier,
Hohn dem unbesiegten Deutschen,
Doch Pfeil und Wurfspieß brachen an mir.
An meinem Schädel splitterte
Des Sarazenen hochgeschwung'nes Schwert.
Kugelsaat regnete herab an mir,
Wie Erbsen auf eiserne Panzer geschleudert;
Die Blitze der Schlacht schlängelten sich
Kraftlos um meine Lenden,
Wie um des Zackenfelsen Hüften,
Der in Wolken sich birgt. —
Vergebens stampfte mich der Elephant;
Vergebens schlug mich der eiserne Huf
Des zornfunkelnden Streitrosses.
Mit mir barst die pulverschwang're Mine,
Schleuderte mich hoch in die Luft;
Betäubt stürzt' ich herab und fand mich geröstet
Unter Blut und Hirn und Mark
Und unter zerstümmelten Aesern
Meiner Streitgenossen wieder.
An mir sprang der Stahlkolben des Riesen,
Des Henkers Faust lahmte an mir,
Des Tigers Zahn stumpfte an mir,
Kein hungriger Löwe zerriß mich im Cirkus.
Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen,
Ich zwickte des Drachen blutrothen Kamm,
Doch die Schlange stach — und mordete nicht!
Mich quälte der Drache — und mordete nicht!
Da sprach ich Hohn den Tyrannen,
Sprach zu Nero: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Christiern: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Mulei Ismael: Du bist ein Bluthund!
Doch die Tyrannen ersannen
Grausame Qualen, — und würgten mich nicht.
Ha! Nicht sterben können! Nicht sterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Müh'n!
Den Staubleib tragen — mit seiner Todtenfarbe
Und seinem Siechthum, seinem Gräbergeruch —
Sehen müssen durch Jahrtausende
Das gähnende Ungeheuer Einerlei
Und die geile hungrige Zeit,
Immer Kinder gebärend, immer Kinder verschlingend! —
Ha! Nicht sterben können! Nicht sterben können!
Schrecklicher Zürner im Himmel,
Hast du in deinem Rüsthause
Noch ein schrecklicheres Gericht?
Ha, so laß es niederdonnern auf mich! —



Die Geschwister.

[illegible]

[illegible] „Liebt es uns auch?" „Ja, wenn ihr gut seid [illegible]

Einst am Abend, als im schönsten Glanze
Unter [illegible] die Geschwister beide
Sich erfreuten, sprach der rasche Knabe:
„Wenn einmal das Kind, das uns auch liebet,
[illegible] die Mutter, zu uns niederstiege!"
„Gerne gäb' ich ihm die schönsten Blumen,"
Sprach die Schwester. „Gerne," sprach der Bruder,
„Gäb' ich ihm die allerschönsten Früchte.
Heil'ge Mutter, laß das Kind hernieder."

Und die Mutter strafte sie mit Worten
Sanft belehrend. Aber ihr im Herzen
Blieb das Wort, und bald darauf im Traume
Sah sie sich die Mutter Gottes neigen
Und das Kind mit ihren Kindern spielen.

Lieblich war der Traum. Der Himmelsknabe
Sprach: „Für eure schönen Frücht' und Blumen
Was soll ich euch geben? Du, o Bruder,
Spielest bald mit mir auf einer andern
Schönen Au', da will ich süße Früchte,
Wie du nie sie kostetest, dir schenken;
Dir, o Schwester, werd' ich wiederkommen,
Wenn du Braut bist, und den Kranz dir reichen;
Mutter wirst du sein von guten Kindern,
Gut wie du und gut wie deine Mutter."
Also träumte sie und wacht' erschrocken



Auf und eilte zu dem Bilde, betend:
„Kann es sein, so laß mir meinen Knaben,
Holdes Kind! Wo nicht, dein Will' geschehe!"
Und in kurzem ward der Traum erfüllet:
Denn der Knabe starb. Er sah im Sterben,
Also sagt' er, einen Himmelsknaben
Kommen und ihm süße Früchte reichen,
Und er koste schon die süßen Früchte.

Auch die Tochter wuchs und ward der Mutter
Ebenbild. Als am Altar sie kniete,
Eine Braut, erschien ihr im Gebete
Jenes Kind und kränzte sie mit Blumen.

Wie ihr dünkte, waren meistens schöne
Lilien und Rosen in dem Kranze,
Wenig dunkle Blumen; und ihr Leben
Ward des Kranzes Abbild, Lieb' und Unschuld.

Herder.

Elisabeths Rosen.

Kennt ihr das herrliche Weib, vom Schwarm
Der Bettler umringt, mit dem Körbchen am Arm?
Elisabeth ist es; von Wartburgs Höh'n
Kommt sie, den Dürftigen beizusteh'n.

Die Edelknaben und Höflinge sah'n
Die Spende mit schelen Augen an,
Und das landgräfliche Küchenamt
War im geheim darüber entflammt.

Man raunt' es hämisch dem Fürsten in's Ohr
Und stellte die Sache so wichtig vor
Und so gehässig, als ob dabei
Das Beste des Landes gefährdet sei.

Und Ludwig verbeut mit hartem Sinn
Solch' Mitleid der sanften Helferin
Und ruft im Zorn: „Es ziemt sich nicht,
Daß eine Fürstin mit Bettlern spricht!"

Sie unterwirft sich dem strengen Gemahl
So lange, bis laut die Bettler im Thal
Zum Felsen herauf um Hilfe schrein,
Da kann sie nicht länger gehorsam sein.

Sie winket verstohlen den Kammerfrau'n,
Nach einigen Schüsseln sich umzuschau'n,
Füllt schnell die Körbchen vom festlichen Schmaus
Und stiehlt sich leise zum Pförtchen hinaus.



Das wird von jener geschäftigen Schar
Der Höflingen einer gewahr,
Läuft schadenfroh zum Gatten ein
Und verräth die fürstliche Gattinn.

Der Landgraf nun auf die Brücke trat,
Den Hut verschob, sich räuspert' und that,
Als schau' er behaglich das Thal entlang,
Da wurde der armen Elisabeth bang:

Sie hörte des Gemahles klirrenden Sporn,
Sein Auge flammet von wildem Zorn.
Sie weiß vor Angst nicht, wie ihr geschieh'n,
Und bebt und vermag nicht weiter zu geh'n.

Und wie sie unter die Schürze gewandt
Das Körbchen verbirgt mit zitternder Hand,
Hat sie der Landgraf eben entdeckt
Und ruft voll Wuth: „Was hast du versteckt?

Bekenne mir, Weib, gewiß ist es Brod
Für Bettler, die ich zu füttern verbot!"
Sie senkte das Antlitz erröthend und sprach:
„'s sind Rosen, die ich im Burgzwinger brach!"

„Laß sehn!" versetzte der Eh'herr, und keck
Reißt er vom Körbchen die Schürze weg,
Indeß ihren Heil'gen im stillen Gebet
Die Fürstin beklommen um Hilfe fleht.

Und sieh, o Wunder! Es blüht ein Strauß
Von rothen und weißen Rosen heraus.
Der Landgraf staunet, verletzt vom Dorn,
Und Milde verjagt den gebietrischen Zorn.

Er steckt ein Röschen auf seinen Hut
Und ruft: „O Lisbeth, bleibe mir gut!
Du bist so unschuldig, edel und rein;
Kein Engel des Himmels kann frömmer sein."

Drauf küßt er den Engel mit Innigkeit
Und giebt den Höflingen diesen Bescheid:
„Wer je meine Lisbeth wieder verklagt,
Der büßt es im Kerker, wo nimmer es tagt!"

Elisabeth aber, nun wieder fern
Vom Falkenblicke des Eheherrn,
Begiebt sich freudig den Felsenhang
Hinunter und folgt ihrem Herzensdrang.



Und als die Milde, die Gott vertraut,
Mit frommem Aug' in ihr Körbchen schaut,
Da ist es, vom Dufte der Rosen umhullt,
Bis zum Rande mit köstlichen Speisen gefüllt.

Gerhard.

Legende.

Als noch verkannt und sehr gering
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt er es gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf den Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heil'gen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistesruh'
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah' etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu Sankt Peter drauf:
„Heb' doch einmal das Eisen auf!“
Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte soeben im Gehen geträumt
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt,
Denn im Kopf hat das keine Schranken,
Das waren seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Scepter sein,
Aber wie sollt er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

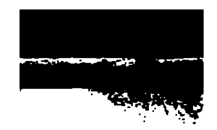
Der Herr nach seiner Langmuth drauf
Hebt selber das Hufeisen auf
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür,
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.
Nun ging's zum andern Thor hinaus
Durch Wies' und Felder ohne Haus;
Auch war der Weg von Bäumen bloß,
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unversehns eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn's ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr nach einem kleinen Raum
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sankt Peter schnell sich bückt;
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit,
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
So hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

Goethe.

4. Die Romanze und Ballade.

Unter Romanze verstand man ursprünglich eine in romanischer Sprache*) geschriebene erzählende Dichtung, während die

*) Romanische Sprachen sind die durch die Völkerwanderung entstandenen Töchtersprachen der griechischen und lateinischen Sprache; zu ihnen gehören also die italienische, die spanische, die portugiesische und die französische Sprache.



Ballade — von ballare, tanzen, oder von dem keltischen Wort gwaelawd, spr. walad, soviel als Volkslied, abgeleitet — ein Lied bezeichnete, das bei den Nationaltänzen der Spanier, Schotten und Schweden mit musikalischer Begleitung gesungen wurde und die Heldenthaten der Nation zum Gegenstand hatte. Beide sind Heldengedichte in verjüngtem Maßstabe und legen das Hauptgewicht weniger auf die erzählte Thatsache und das dargestellte Ereigniß, als auf die darin auftretenden Personen und erhalten durch die eingestreuten Betrachtungen ein lyrisches Element, durch welches vorzugsweise das Gemüth und die Phantasie ergriffen werden.

Beide unterscheiden sich aber auch von einander. Die Ballade ist nach Ton und Form dem Norden, die Romanze dagegen dem Süden entsprungen. Die Ballade nimmt ihren Stoff aus dem Alterthum, der Sage, der Neuzeit, die Romanze aber aus dem Mittelalter; in jener herrscht das epische, in dieser das lyrische Element vor. Die Romanze ist kürzer, schreitet in der Erzählung ruhig fort und ist meist im trochäischen Versmaß geschrieben, während die Ballade einen größern Umfang hat, sich dem Inhalt nach tragisch und düster gestaltet und mehr im jambischen Versmaß geschrieben ist. Trotz dieser Merkmale bestehen aber noch verschiedene, einander oft widersprechende Ansichten über den Unterschied beider Dichtungsarten.

In die deutsche Literatur sind Romanze und Ballade zuerst von Bürger eingeführt worden, später haben Herder, Goethe, Schiller, Uhland ꝛc. in diesen Dichtungsarten Ausgezeichnetes geleistet.

Ritter Toggenburg.

„Ritter, treue Schwesterliebe
„Widmet euch dies Herz;
„Fordert keine andre Liebe,
„Denn es macht mir Schmerz.
„Ruhig mag ich euch erscheinen,
„Ruhig gehen sehn.
„Eurer Augen stilles Weinen
„Kann ich nicht verstehn."

Und er hört's mit stummem Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz,
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm,
Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm;
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr;
Ruhe kann er nicht erjagen
Und verläßt das Heer;
Sieht ein Schiff an Joppes Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
„Ist des Himmels Braut,
„Gestern war des Tages Feier,
„Der sie Gott getraut."

Da verläßet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edlen Glieder
Härenes Gewand.

Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah:
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunterneigte
Ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunterneigte
Ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

Schiller.

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O! wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Goethe.

Der wilde Jäger.

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Hallo, hallo, zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

Rischrasch quer übern Kreuzweg ging's
Mit Horridoh und Hussasa.
Sieh da! sieh da! kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbers Blinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts
Mit mildem Frühlingsangesicht;
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz vom Aug', wie Ungewitter.

„Willkommen hier zu rechter Frist!
Willkommen zu der edlen Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt! —"
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang,"
Sprach der zur Rechten sanften Muths,
„Zu Feierglock' und Chorgesang!
Kehr' um! Erjagst dir heut' nichts Gut's.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Bösen dich umgarnen."

„Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!"
Fiel rasch der linke Ritter drein,
„Was Glockenklang, was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, euch lehren
Und euch von jenem nicht bethören." —

„Ha! Wohl gesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der scher' an's Paternoster hin!

Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!"

Und hurre, hurre, vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten nebenan.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf in's Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß:
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen!"

Das Wild duckt sich in's Aehrenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt:
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß des Armen!"

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut,
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Hinweg, du Hund!" schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an.
„Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel, dich!
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!"

Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich über'n Hagen rasch voran,
Und hinterher bei Knall und Klang
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Herden.

Doch hin und her, durch Flur und Wald,
Und her und hin, durch Wald und Flur,
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Herde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

„Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes stilles Vieh in Ruh'!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Wittwe Kuh.
Ihr ein und alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!"

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut,
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Verwegner Hund, der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wärst,
Und jede Vettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergötzen,
Euch stracks in's Himmelreich zu hetzen!

Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussasa!"
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück der Herde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letztenmale laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen."

Der Rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! Trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen.

„Verderben hin, Verderben her!
Das, ruft er, bringt mir wenig Graus
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!"

Er schwingt die Peitsche, stößt in's Horn:
„Halloh, Gesellen, drauf und dran!"
Hui, schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt in's Horn, es tönet nicht;
Er ruft und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten
Und kann nicht vor, nicht rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer wie ein Grab.
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar mit Gewittergrimme
Dies Urtheil eine Donnerstimme:

„Du Wüthrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier!
Das Ach und Weh der Kreatur
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch und werde jetzt
Von nun an bis in Ewigkeit
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt
Zum Schreck der Fürsten jederzeit,
Die, um verruchter Lust zu frohnen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!"

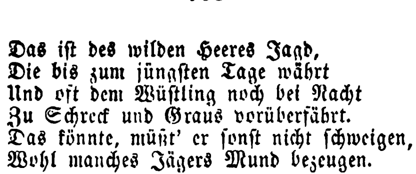
Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein.
Ihm wird so schwül, so dumpf, so taub.
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust,
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu,
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen,
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her
Mit grüner, blauer, rother Gluth;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde
Laut angehetzt empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld
Und flieht laut heulend Weh und Ach!
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn.
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt,
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut nachgehetzt vom bösen Geist;
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen.



Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

Bürger.

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?“ —
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?“ —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“ —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.“ —

„Mein Vater, mein Vater und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?“ —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind.“ —

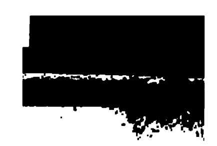
„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön,
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“ —

„Mein Vater, mein Vater und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?“ —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau.“ —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ —
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!“ —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Goethe.



Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldenen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?"

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor.
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser und Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinabgespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und würfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstet nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

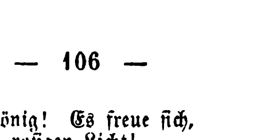
Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab.
Und heller und heller wie Sturmessausen
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser und Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! Aus dem finster fluthenden Schoß
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der sprudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:



„Lang' lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht.
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigtem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

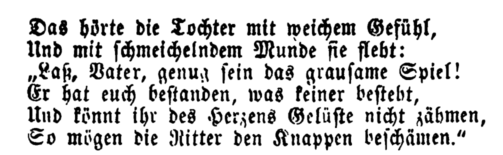
Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinuntersah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da im grausen Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und drohend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht ich's, da kroch's heran,
Regt' hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde."



Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laß, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Eh'gemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und er stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick;
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Schiller.

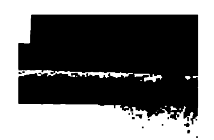
Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn, was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in gold'nen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut', zu rühren des Königs steinern Herz."



Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher, der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit,
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet! verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hoch aufspringt.

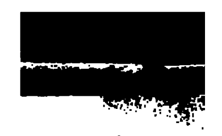
Und wie vom Sturm zerstoben ist all' der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sclavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt.

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms;
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"



und geliebt, pflanzt sich von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht fort, wird im Volke nach und nach zu einzelnen Balladen und erzählenden Gedichten verarbeitet, bis endlich ein bedeutenderer Dichter kommt, der diese einzelnen Gesänge zu einem großen harmonischen Ganzen verschmilzt, so daß die Nation in ihm ihr Eigenthum wiedererkennt. So entstand das nationale Epos, so bei den alten Griechen die Iliade, so bei unsern Vorfahren, den alten Deutschen, das Nibelungenlied und Gudrun, unsere vorzüglichsten nationalen Heldengedichte.

Aus dem Nibelungenliede.

Wie Siegfried erschlagen ward.

Da sie zur breiten Linde nun dachten aufzubrechen,
Da sprach von Tronje Hagen: „Viel hört' ich davon sprechen,
Es könn' im Wettlauf niemand Kriemhildens Mann bestehn,
Wenn der sich eilen wolle; ich wünscht', er ließ uns das doch sehn."

Da sprach von Niederlanden Siegfried, der kühne Held:
„Das mögt ihr leicht versuchen, folgt ihr mir nach durch's Feld
Im Wettlauf zu dem Brunnen. Wenn wir den Lauf gethan,
So mag der Preis dem werden, der dort gelangt am ersten an."

„Wohl, laß es uns versuchen!" sprach Hagen da, der Degen;
Der starke Siegfried sagte: „Ich will mich niederlegen
In's Gras vor eure Füße." Als Gunther dies vernommen,
Wie war ihm da im Stillen das Wort des Helden so willkommen!

Darauf der kühne Siegfried: „Ich will noch mehr euch sagen:
All' meine Kleidung will ich im Wettlauf mit mir tragen,
Den Ger mit sammt dem Schilde und meinem Jagdgewand."
Er sprach's, indem sogleich er den Köcher sammt dem Schwert umband.

Gunther und Hagen zogen nun ab vom Leib ihr Kleid,
In weißen Hemden stehen sah man sie allebeid';
Zwei wilden Panthern ähnlich durchrannten sie den Klee;
Doch sah man bei dem Brunnen Siegfried, den kühnen Degen, eh'.

Den Preis in allen Dingen entriß er manchem Mann.
Er löste gleich das Schwert sich, auch seinen Köcher dann,
Den starken Ger drauf lehnte er an der Linde Ast,
So stand beim rinnenden Brunnen nun da der herrlich schöne Gast.

An mannichfacher Tugend war reich Kriembildens Mann;
Er legte den Schild darnieder, da, wo der Brunnen rann;
Doch, wie ihn dürsten mochte, bevor der König trank,
Versagt' er sich das Trinken; dafür ward ihm ein böser Dank.

Es war des Brunnens Wasser gar lauter, kühl und gut,
Der König Gunther neigte sich nieder zu der Fluth.
Als er getrunken hatte und sich emporhob nun,
Begehrte der kühne Siegfried auch einen Labetrunk zu thun.

Da sollten seine Zuchte gar bittre Frucht ihm tragen,
Schnell rafft ihm Schwert und Bogen hinweg der kühne Hagen
Und sprang zurück zur Linde, da, wo der Ger sich fand,
Und spähte nach dem Zeichen, das Siegfried trug in seinem Gewand.

Und während über dem Brunnen gebeugt Herr Siegfried trank,
Da schoß er durch das Kreuz ihm, daß aus der Wunde sprang
Sein Herzblut hochaufzischend bis über Hagens Kleid.
So arge That wohl übte nie mehr ein Held seit jener Zeit.

In heftigem Zorn auftobend empor vom Brunnen sprang
Der Fürst; der Gerschaft ragte ihm von der Schulter lang,
Er wähnte noch den Bogen zu finden und sein Schwert:
Dann sicher hätt' er Hagen nach seinem Dienst den Lohn beschert.

Doch da der Schwergetroff'ne nicht Schwert noch Bogen fand,
So hat er nichts zu Händen, als seines Schildes Rand.
Er rafft ihn auf vom Brunnen und rannte Hagen an:
Da war nicht an's Entkommen zu denken für König Gunthers Mann.

Ob wund er war zum Tode, er schlug so kräftig drein,
Daß aus dem Schild herausfuhr viel edles Gestein,
Und bald war sein Gewaffen geborsten und zerbrochen,
Wohl hätte Siegfried gerne am kühnen Hagen sich gerochen.

Von seiner Hand fiel Hagen zu Boden strauchelnd nieder,
Von kräft'gen Schlägen hallte die Insel tosend wieder,
Hätt' er sein Schwert gefunden, so war es Hagen's Tod,
Zu also heft'gem Zürnen entflammt war Siegfried durch die Noth.

Schon blich des Helden Farbe, nicht länger konnt' er stehn,
Des edlen Leibes Stärke, sie mußte rasch zergehn,
Weil er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Wohl flossen ihm der Thränen seitdem von schönen Frau'n genug.

Da sank nun in die Blumen Kriemhildens herrlicher Mann,
Indem aus seiner Wunde das Blut in Strömen rann.
Da hub er an zu schelten in seiner bittern Noth
Die, so mit arger List ihn verrätherisch lockten in den Tod.

Es sprach der Sterbenswunde: „Ihr feigen Männer, ihr!
Für gute Dienste lohnt ihr mit solchem Danke mir?
Daß ich so treu gewesen, drum mußtet ihr mich erschlagen?
Fürwahr, mit arger Tücke habt ihr an Freunden euch betragen!"

In menschlicher Stimme Antwort zu ihr begann
Der hehre Gottesvogel, als wäre es ein Mann:
„Ich bin ein Bote Christi, und willst du mich fragen,
Hehres Mägdlein edel, so will ich dir von deinen Freunden sagen."

Als die hehre Jungfrau die Stimme vernahm,
Da wollte sie nicht glauben, es schien zu wundersam,
Daß der wilde Vogel zu reden anfinge.
Sie hörte seine Stimme, als ob sie aus Menschenmunde ginge.

Da sprach der hehre Engel: „Du magst dich Glücks versehn,
Arme Heimathlose, das soll dir bald geschehn.
Willst du mich fragen nach deinem Heimathlande,
Ich bin der Deinen Bote; Gott schickt mich dir zum Trost nach diesem Strande."

Gudrun, die edle, fiel nieder in den Sand,
Auf den Knieen zum Himmel zu flehn in Kreuzgestalt.
Sie sprach zu Hildeburgen: „O, wohl uns dieser Ehre,
Daß Gott unser denket; nun soll uns länger nicht der Kummer währen."

Da sprach die Unselige: „Hat dich Christ gesandt
Uns armen Heimathlosen zu Trost in dieses Land,
Du sollst mich hören lassen, Bote, du mein guter,
Ist Hilde noch am Leben? Sie war der armen Gudrune Mutter."

Da sprach der hehre Bote: „Das will ich dir sagen;
Hilde, deine Mutter, sah ich gesund vor Tagen,
Als sie dir ein größer Heer zu Hilfe sandte,
Als jemals liebem Kinde eine Mutter oder Nahverwandte."

Da sprach die edle Jungfrau: „Edler Bote hehr,
Laß dich es nicht verdrießen, ich frage dich noch mehr.
Ist Ortwein, der König von Ortland, noch am Leben?
Und Herwig, mein Geliebter? der Frage hört' ich gerne Antwort geben."

Da sprach der hehre Engel: „Das mach' ich dir wohl kund;
Ortwein und Herwig sind beide noch gesund.
Ich sah sie heute fahren auf des Meeres Wegen;
An einem Ruder zogen mit gleicher Kraft die beiden starken Degen."

„Du sagst mir liebe Märe. Ist dir auch bekannt,
Ob Irold und Morung kommen in dies Land?
Du herrlicher Bote, das wünsch' ich zu erfahren;
Ich säh' sie beide gerne, die auch meines Vaters Freunde waren."

Da sprach der hehre Bote: „Da sei dir kund gethan,
Daß Irold und Morung auch meine Augen sahn.
Sie sind euch zu dienen bereit, ihr schönen Frauen;
Kommen sie zu Lande, von ihnen wird hier mancher Helm verhauen."



Da sprach der hehre Engel: „Laßt mich scheiden nun:
Gott pfleg' eurer Ehre, mir bleibt noch mehr zu thun.
Es ward mir nicht befohlen, euch weiter zu bescheiden."
Er verschwand vor ihren Augen: darüber weinten sehr die Jungfrau'n beide.

Da sprach Frau Hilden's Tochter: „Dem Himmel sei's geklagt,
Was ich noch fragen wollte, das wird mir nicht gesagt.
Ich gebiete dir bei Christus, scheide nicht von hinnen,
Eh' du aus Sorgen lösest mich ärmste aller Königinnen."

Er schwebt ihr vor den Augen wieder auf der See:
„Eh' daß unser Scheiden, schöne Magd, gescheh',
So viel ich dir mag dienen, das soll mir wohlgefallen;
Da du's bei Christ gebietest, so sag' ich dir von deinen Freunden allen."

Sie sprach: „So hört' ich gerne, sofern es dir bekannt,
Soll auch Horand kommen, der Held von Dänenland
Mit seinen kühnen Helden, die mich in Sorgen ließen?
Ich weiß ihn so bieder, wohl möcht' ich armes Mägdlein sein genießen."

„Auch Horand, dein Neffe, kommt von Dänemark
Zu manchem heißen Sturme mit seinen Recken stark.
Er soll in seinen Händen tragen Hilden's Zeichen,
Wenn die Hegelingen kommen zu Hartmuthens Reichen."

Da sprach wieder Gudrun: „Kannst du mir sagen,
Lebt Wate noch von Sturmland? so wollt' ich nicht klagen.
Deß freuten wir uns alle, wenn das geschähe,
Daß ich Herrn Frute, den alten, auch bei meinem Banner sähe."

Da sprach der Engel wieder: „Dir kommt in dieses Land
Wate von Sturmland; der hält in seiner Hand
Ein starkes Steuerruder in einem Kiel mit Fruten.
Bess're Freunde darfst du zum Kampfe nicht wünschen in deinem Muthe."

Wieder scheiden wollte der Engel von ihr hin;
Da sprach die Gottesarme: „In Sorgen ich noch bin;
Ich möchte gerne wissen, wann es geschähe,
Daß ich Heimathlose meiner Mutter Hilde Boten sähe?"

Der Engel gab zur Antwort: „Freude geht dir zu:
Dir kommen zwei Boten morgen in der Fruh,
Die sind wohl so bieder, daß sie dich nicht betrügen,
Die Märe, die sie bringen, damit wollen sie dich nicht belügen".

Da mußte sie verlassen der Gottesbote hehr:
Die heimathlosen Frauen fragten da nicht mehr.
Doch lag auf ihrem Herzen noch großen Kummers Schwere,
Wo ihrer Helfer werthes Ingesinde jetzo wäre.

b. Das romantische Epos.

Das romantische Epos nimmt seinen Stoff aus den Rittergeschichten des Mittelalters und führt uns eine Reihe von abenteuerlichen und wunderbaren Begebenheiten aus jener Zeit vor. Dazu gehören die Sagen aus Karls des Großen Zeit, die Sagen vom König Artus und vom Gral 2c. Sie werden im Geiste jener Zeit erzählt, von den Ideen des Ritterthums -- Gottesdienst, Herrendienst, Frauendienst -- durchweht und sind mit dem Wunderbaren — Feen, Elfen, Riesen, Zauberern 2c. — auf's innigste verwebt. Romantische Heldengedichte sind „Parcival" von Wolfram v. Eschenbach und „Oberon" von Wieland.

Aus dem „Parcival"
von Wolfram von Eschenbach.

Parcival und die vier Ritter.

Gar herrlich wuchs der Knab' heran
Mit Muth und Stärke angethan.
Schon warf den Jagdspieß er gewandt,
Und mancher Hirsch ward froh verzehret,
Den er erlegt mit seiner Hand.
Es fand das Wild sich arg beschweret
Durch seine Kunst: denn gleicher Weise,
Ob blumensprossend, ob von Eise
Die Erde starrend war, ihm galt
Es einerlei — er ging zum Wald.
Und also nahm er zu an Kraft,
Daß oft er heimkam so beladen,
Daß kaum ein Maulthier ohne Schaden
Die Beute hätte weggeschafft.
So ging er auch an einem Tag
Nach seiner Art dem Waidwerk nach
An einem Berghang niederschweifend,
Und auf dem Blatt dem Wilde pfeifend.
Da tönte Hufschlag zu ihm her.
Er greift geschwind nach seinem Speer
Und lauscht: „Was war's, das ich vernommen?
Will etwa gar der Teufel kommen
Mit Zornes Grimm? Er mag nur gehn!
Ich würd' ihn sicherlich bestehn.
Die Mutter Grauses von ihm sagt;
Doch mein' ich, an Muth ist sie verzagt!"
So stand er da in Streitbegehr.
Sieh, da trottirten Reiter her;
Gewappnet alle gar und ganz,
Hellblitzend in der Sonne Glanz.
Der Knabe wähnte sonder Spott:
Ein jeder ihrer sei ein Gott.
Drum warf er nieder auf die Kniee
Sich mitten in den Weg und schrie:
„Hilf Gott, denn du kannst Hilfe reichen!"
Der Vorderste hieß zornig weichen
Den unberathenen Waleisen,
Der ihn im vollen Laufe still
Zu halten zwang mit seinem Preisen;
Noch lag der Knab' auf seinen Knieen,
Als noch ein Ritter schön geziert
Mit Eil' heran kam galloppirt.
Es trug ein stattlich Streitroß ihn;
Er schien zum Kampfe ausgeritten,
Denn wenig war vom Schilde ganz,
Graf Ultra-Lack Karnahkarnanz —
„Wer sperrt den Weg?" — mit rauhen Sitten
Schnaubt er also den Knaben an.
Doch diesem, wie ein Gott gethan,
Erschien auch er, da vorher nimmer
Sein Aug' erblickte solchen Schimmer.
Der Wappenrock in schönen Wellen
Fiel bis zur Erde: an den Zügeln,
An Schild und auch an beiden Bügeln
Erklangen kleine goldne Schellen,
So daß, wenn von des Gegners Degen
Im wilden Kampf der Schild erdröhnte,
Ihr Klingen hold dazwischen tönte.
Doch sanft'ren Tones fragt, entgegen,
Bezwungen von der Schönheit Glanz
Des Knaben, drauf Karnahkarnanz:
„Nun sagt mir, Jungherr, sonder Weile:

Saht ihr zwei Ritter hier mit Eile
Vorüberfliehen? Eine Schande
Sind sie dem ganzen Ritterstande,
An Männertugend gar verzagt.
Gewaltsam führten eine Magd
Sie mit sich, die sie frech geraubt."
Der Knabe nach wie vor noch glaubt,
Bedenkend seiner Mutter Lehre
Von licht und finster, es verkehre
Ein Gott mit ihm; drum sprach das Kind
Sein voriges Gebet geschwind:
„Ach hilf mir, hilfreicher Gott,
Der Hilfe giebt in aller Noth!"
Der Fürst darauf: „Ich bin nicht Gott,
Doch leiste gern ich sein Gebot.
Wärst du der Wahrheit auf der Spur —
Du säh'st in uns vier Ritter nur."
Da fragt der Knabe fürbaß:
„Du nennst da Ritter; was ist das?
Sag' an, hast du nicht Gotteskraft,
Wer kann denn geben Ritterschaft?"
„Die theilt der König Artus aus;
Ja, kommt ihr einst zu dessen Haus,
So mögt ihr Ritters Namen nehmen,
Daß ihr euch nimmer habt zu schämen.
Denn seh' ich euer Wesen an
Und euren Leib so wohlgethan,
Acht' ich euch wohl von Ritters Art."
Der Knabe fragte weiter dreist,
Weshalb er laut belachet ward:
„Ei, Ritter, Gott — sei wer du seist —
Du hast so viele Ringe
Um deinen Leib gebunden,
Um Arm und Bein gewunden,
Wozu sind diese Dinge?"
Und drauf betastend mit der Hand
Die Panzerringe Band für Band,
Rief er im staunenden Beschauen:
„Ich sah doch meiner Mutter Frauen
Ringel auch an Schnüren tragen,
Die nicht so in einander ragen!"
Karnahkarnanz: „Nicht will ich hehlen,
Was dir gar sehr noch scheint zu fehlen!"
Er zeigt ihm drum und zog sein Schwert;
„Nun sieh, wer von mir Streit begehrt,
Den wehr' ich ab mit solchen Schlägen;
Jedoch zum Schutz vor seinem Degen,
Gegen Schuß und Hieb und Stich
Muß ich also bewaffnen mich."
Da rief der gute Knabe laut:
„Weh, trügen die Hirsche solche Haut,
Sie verwundete nicht mein Gabilot,
Das manchem doch schon gab den Tod."
Die Herren ließen Gott befohlen
Das Kind und zogen des Weges fort,
Um die Verräther einzuholen.

Aus „Oberon"

von Wieland.

1. Gesang. Stanze 9—28.

Der Paladin, mit dessen Abenteuern
Wir euch zu ergötzen (sofern ihr noch ergötzbar seid)
Entschlossen sind, war seit geraumer Zeit
Gebunden durch sein Wort, nach Babylon zu steuern.
Was er zu Babylon verrichten sollte, war
Halsbrechend Werk sogar in Karls des Großen Tagen;
In unsern würd' es, auf gleiche Gefahr,
Um allen Ruhm der Welt kein junger Ritter wagen.

„Sohn," sprach sein Ohm zu ihm, „der heil'ge Vater in Rom,
Zu dessen Füßen, mit einem reichlichen Strom
Bußfert'ger Zähren angefeuchtet,
Er, als ein frommer Christ, erst seine Schuld gebeichtet,
„Sohn," sprach er, als er ihm den Ablaß segnend gab,
„Zeuch hin in Frieden! Es wird dir wohl gelingen,
Was du beginnst. Allein vor allen Dingen,
Wenn du nach Joppen kommst, besuch' das heil'ge Grab."

Der Ritter küsset ihm in Demuth den Pantoffel,
Gelobt Gehorsam an und zieht getrost dahin.
Schwer war das Werk, wozu der Kaiser ihn
Verurtheilt hatte; doch mit Gott und Sankt Christoffel
Hofft' er, zu seinem Ruhm sich schon herauszuziehn.
Er steigt zu Joppe aus, tritt mit dem Pilgerstabe
Die Wallfahrt an zum werthen heil'gen Grabe
Und fühlt sich nun an Muth und Glauben zwiefach kühn.

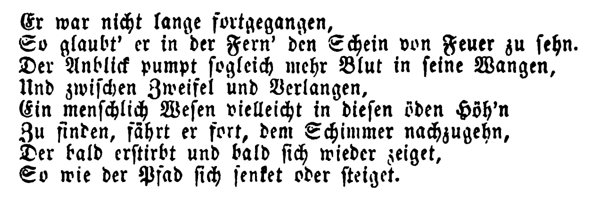
Drauf geht es mit verhängtem Zügel
Auf Bagdad los. Stets denkt er: „Kommt es bald?"
Allein da lag noch mancher steile Hügel
Und manche Wüstenei und mancher dicke Wald
Dazwischen. Schlimm genug, daß in den Heidenlanden
Die schöne Sprache von Oc was Unerhörtes war.
„Ist dies der nächste Weg nach Bagdad?" fragt' er zwar
An jedem Thore, doch von keiner Seele verstanden.

Einst traf der Weg, der eben vor ihm lag,
Auf einen Wald. Er ritt bei Sturm und Regen
Bald links, bald rechts den ganzen langen Tag
Und mußt' oft erst mit seinem breiten Degen
Durch's wilde Gebüsch sich einen Ausgang haun.
Er ritt bergan, um freier umzuschaun,
Weh ihm! Der Wald scheint sich von allen Seiten,
Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten.

Was ganz natürlich war, dünkt' ihm ein Zauberspiel.
Wie wird ihm erst, da in so wilden Gründen,
Woraus kaum möglich war, bei Tage sich zu finden,
Zuletzt die Nacht ihn überfiel!
Sein Ungemach erreichte nun den Gipfel.
Kein Sternchen glimmte durch die verwachs'nen Wipfel;
Er führt sein Pferd, so gut er kann, am Zaum
Und stößt bei jedem Tritt die Stirn an einen Baum.

Die dichte rabenschwarze Hülle,
Die um den Himmel liegt, ein unbekannter Wald,
Und, was zum ersten Mal in seine Ohren schallt,
Der Löwen donnerndes Gebrülle
Tief aus den Bergen her, das, durch die Todesstille
Der Nacht noch schrecklicher, vom Felsen wiederhallt:
Den Mann, der nie gebebt in seinem ganzen Leben,
Den machte alles dies zum ersten Mal erbeben.

Auch unser Held, wiewohl kein Weibessohn
Ihn jemals zittern sah, fühlt doch bei diesem Ton
An Arm und Knie die Sehnen sich entstricken,
Und wider Willen läuft's ihm eiskalt über'n Rücken.
Allein den Muth, der ihn nach Babylon
Zu gehen treibt, kann keine Furcht ersticken,
Und mit gezog'nem Schwert, sein Roß stets an der Hand,
Ersteigt er einen Pfad, der sich durch Felsen wand.



Er war nicht lange fortgegangen,
So glaubt' er in der Fern' den Schein von Feuer zu sehn.
Der Anblick pumpt sogleich mehr Blut in seine Wangen,
Und zwischen Zweifel und Verlangen,
Ein menschlich Wesen vielleicht in diesen öden Höh'n
Zu finden, fährt er fort, dem Schimmer nachzugehn,
Der bald erstirbt und bald sich wieder zeiget,
So wie der Pfad sich senket oder steiget.

Auf einmal gähnt im tiefsten Felsengrund
Ihn eine Höhle an, vor deren finsterm Schlund
Ein prasselnd Feuer flammt. In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsche versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herabnickt und im Wiederschein
Als grünes Feuer brennt. Mit lustvermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter stehn, den Zauber anzuschauen.

Indem schallt aus dem Bauch der Gruft ein donnernd „Halt!"
Und plötzlich stand vor ihm ein Mann von rauher Gestalt,
Mit einem Mantel, bedeckt von wilden Katzenfellen,
Der, grob zusammengeflickt, die rauhen Schenkel schlug;
Ein graulich schwarzer Bart hing ihm in krausen Wellen
Bis auf den Magen herab, und auf der Schulter trug
Er einen Cedernast als Keule, schwer genug,
Den größten Stier auf einen Schlag zu fällen.

Der Ritter, ohne vor dem Mann
Und seiner Ceder und seinem Bart zu erschrecken,
Beginnt in der Sprache von Oc, der einz'gen, die er kann,
Ihm seinen Nothstand zu entdecken.
„Was hör' ich?" ruft entzückt der alte Waldmann aus,
„O süße Musik vom Ufer der Garonne!
Schon sechzehnmal durchläuft den Sternenkreis die Sonne,
Und alle die Zeit entbehr' ich diesen Ohrenschmaus.

Willkommen, edler Herr, auf Libanon willkommen!
Wiewohl sich leicht erachten läßt,
Daß ihr den Weg in dieses Drachennest
Um meinetwillen nicht genommen.
Kommt, ruhet aus und nehmt ein leichtes Mahl für gut,
Wobei die Freundlichkeit des Wirths das Beste thut.
Mein Wein (er springt aus diesem Felsenkeller)
Verdünnt das Blut und macht die Augen heller."

Der Held, dem dieser Gruß gar große Freude gab,
Folgt ungesäumt dem Landsmann in die Grotte,
Legt traulich Helm und Panzer ab
Und steht entwaffnet da, gleich einem jungen Gotte.
Dem Waldmann wird, als rühr' ihn Alquifs Stab,
Da jener jetzt den blanken Helm entschnallet,
Und ihm den schlanken Rücken hinab
Sein langes gelbes Haar in großen Ringen wallet.

„Wie ähnlich," ruft er, „o wie ähnlich Stück für Stück!
Stirn, Auge, Mund und Haar!" — „Wem ähnlich?" fragt der Ritter.
„Verzeihung, junger Mann! Es war ein Augenblick,
Ein Traum aus beſſ'rer Zeit, ſo ſüß und auch ſo bitter!
Es kann nicht ſein! und doch, wie euch dies ſchöne Haar
Den Rücken herunter fiel, war mir's, ich ſäh' ihn ſelber
Vom Kopf zu Fuß. Bei Gott! ſein Abdruck ganz und gar,
Nur er von breitrer Bruſt und eure Locken gelber.

Ihr ſeid der Sprache nach aus meinem Lande; vielleicht
Iſt's nicht umſonſt, daß ihr dem guten Herrn ſo gleicht,
Um den ich hier in dieſem wilden Haine,
So fern von meinem Volk, ſchon ſechzehn Jahre weine.
Ach! ihn zu überleben war
Mein Schickſal! Dieſe Hand hat ihm die Augen geſchloſſen,
Dies Auge ſein frühes Grab mit treuen Zähren begoſſen,
Und jetzt ihn wieder in euch zu ſehn, wie wunderbar!"

„Der Zufall ſpielt zuweilen ſolche Spiele,"
Verſetzt der Jüngling. — „Sei es dann,"
Fährt jener fort, „genug, mein wackrer junger Mann,
Die Liebe, womit ich mich zu euch gezogen fühle,
Iſt traun kein Wahn und gönnet ihr den Lohn,
Daß Scherasmin bei eurem Namen euch nenne?"
„Mein Nam' iſt Hüon, Erb' und Sohn
Des braven Siegewin, einſt Herzog von Guyenne."

„O!" ruft der Alte, der ihm zu Füßen fällt,
„So log mein Herz mir nicht! O tauſendmal willkommen!
Willkommen, Sohn des ritterlichen, frommen,
Preiswerthen Herrn, mit dem in meiner beſſern Zeit
Ich manches Abenteuer in Schimpf und Ernſt beſtanden!
Ihr hüpftet noch im erſten Flügelkleid,
Als wir, zum heil'gen Grab zu fahren, uns verbanden.

Wer hätte dazumal gedacht,
Wir würden uns in dieſen Felſenſchlünden
Auf Libanon nach achtzehn Jahren finden?
Verzweifle keiner je, dem in der trübſten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne ſchwinden!
Doch, Herr, verzeiht, daß mich die Freude plaudern macht.
Laßt mich vielmehr vor allen Dingen fragen,
Was für ein Sturmwind euch in dieſes Land verſchlagen?"

Herr Hüon läßt am Feuerherd
Auf einer Bank von Moos ſich mit dem Alten nieder,
Und als er drauf die reiſemüden Glieder
Mit einem Trunk, ſo friſch die Quelle ihn beſchert,
Und etwas Honigſeim geſtärket,
Beginnt er ſeine Geſchichte dem Wirth zu erzählen, der ſich
Nicht ſatt an ihm kann ſehen und ſtets noch was bemerket,
Worin ſein vor'ger Herr dem jungen Ritter glich.



c. Das religiöse Epos.

Das religiöse Epos nimmt seinen Stoff aus der biblischen Geschichte und führt uns eine Persönlichkeit derselben, Gott, Christum, die Apostel ꝛc. in würdiger und der Heiligkeit des Stoffes angemessener Weise vor. „Es ist jedoch immer daran gezweifelt worden", sagt Knüttell, „ob sich ein heiliger Gegenstand dazu eigne, theils sagenhaft, theils nach der Phantasie des Dichters verändert, dargestellt zu werden;" ein frommes Gemüth kann leicht dadurch verletzt werden. Im Ganzen haben sich nur wenige Dichter im religiösen Epos versucht; das Großartigste darin hat Klopstock in seinem Messias geleistet.

Aus dem „Heliand".

Die Hochzeit zu Kana.

Da fuhr drei Nächte nachher
Dieses Volks Stammherr

Nach Galiläaland,
Wohin zu der Gauleute einem

Das Kind Gottes geladen war.
Dort sollte eine Braut ausgegeben werden,

Eine maidliche Magd.
Maria war dort

Mit dem eigenen Sohne,
Das selige Weib,

Des Mächtigen Mutter.
Der Mannen Gebieter

Ging dorthin mit seinen Jüngern,
Gottes eigenes Kind,

In das hohe Haus,
Wo der Heerbann trank,

Die Juden im Gastsaal.
Es war den Gauleuten

Dort auch bekannt,
Daß er Gotteskraft hatte,

Hilfe vom Himmel,
Heiligen Geist,

Des Waltenden Weisheit.
Die Wehrmänner freuten sich,

Waren voll Lust,
Die Leute bei einander

Muntere Mahlgenossen.
Mundschenken gingen

Und schenketen aus Schalen,
Trugen schieren Wein

Mit Humpen und Henkglas.
Traumherrlich war

Der Herr'n Festfreude.
Die Volkskinder bei ihm

Auf den Bänken begannen
Auf's beste die Gastmahlslust,

Waren in Wonnen.
An Wein da gebrach es

Den Mahlgenossen, an Most.
Nicht das Mindeste war

Noch irgend im Hause,
Damit es den Heergenossen

Die Schenken brächten.
Die Geschirre waren



Leer und ledig.
Nicht lange da währt' es,

Daß traun es wahrnahm
Der Weiber schönste,

Die Mutter des Christ.
Und zu ihrem Kinde ging sie

Mit ihrem Sohne zu sprechen,
Und sagt' anhebend,

Daß die Wehrmänner da
Nicht Wein mehr hätten

Für die Gäste beim Gastmahl,
Und begehrte von ihm,

Daß der heilige Christ
Hilfe gewähre

Den Wehrmannen zu Willen.
Antwortete stracks

Gottes mächtiges Kind,
Der Mutter erwidernd:

Was geht mich und dich an, sprach er,
Dieser Männer Getränk,

Dieser Wehrleute Wein an?
Wozu sprichst du, o Weib, so viel davon,

Mahnst mich vor dieser Menge?
Noch ist nicht meine

Zeit gekommen.
Da erkannte sie wohl

In ihrem Herzen,
Die heilige Frau,

Daß den Worten zufolge
Des Waltenden Sprößling,

Der Heiland bester,
Helfen würde,

Hieß da den Wärtern,
Der Weiber schönste,

Den Schenken und Schalken,
Die der Geschäfte dort walteten,

Daß in Worten und Werken
Sie genau wahrnähmen,

Was der heilige Christ
Ihnen heißen würde

Zu leisten den Leuten.
Leer standen da

Der Steinkrüge sechs.
Da in Stille gebot er,

Der mächtige Gottessohn,
Was da der Mannen viele

Gewiß nicht wahrnahmen,
Als die Worte er sprach.

Er hieß da die Schenken
Mit schierem Wasser

Die Gefäße füllen.
Mit den Fingern sodann

Selbst segnete er sie,
Mit seinen Händen

Schuf er zu Wein es,
Hieß in einen Schoppen es thun

Und mit Schalen es schöpfen.
Und zu den Schenken da sprach er,

Hieß, daß sie's den Gästen,
Die beim Gastmahl waren,

Den Heeresfürsten,
Zu Handen gäben

Vollgefüllt,
Für des Volks Vornehmste

Dort nach dem Wirthe.
Wie der da des Weins trank,

Unterließ er nicht zu sagen
Vor der Leute Menge

Zu dem Bräutigam,
Sagte, daß den besten Most immer

Aller Edeln jedweder
Zu Anfang pflege



Den Gästen zu geben.
Der Gaumänner Herz

Wird erweckt von dem Wein,
Daß sie wonnig erfreute

Traumes Trunkenheit.
Auftrage nachher man

Das leichte Getränk,
Das ist hier zu Lande Sitte.

Da hast du nun wunderlich
Dein Wirthsgelage

Zugemessen der Menge.
Den Mannen lässest du

An deines Weines
Den werthlosesten

Von den Truchsessen
Auftragen zuerst

Und den Gauleuten geben.
Nun die Gäste gesättigt,

Die Herren vom Range
Berauscht schon sind

Und fröhlich das Volk,
Vortragen lässest du nun hier

Der Getränke trefflichstes,
Das ich traf in meinem Leben

Irgendwo hier.
Das mußtest heute zuerst du

Geben und gönnen,
Aller Gäste jedweder

Nahm dann es mit Dank. —
Da ward der Degen mancher

Gewahr nach den Worten,'
Seit des Weins sie tranken,

Daß der heilige Geist
In dem Hause hierinnen

Ein Zeichen gezeigt.
Seit der Zeit verehrten

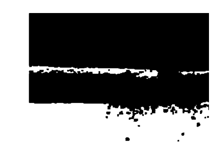
Sie mehr ihn als Meister,
Daß er Gottesmacht habe.

Aus dem ersten Gesange des „Messias“
von Klopstock.

Der Schwur des Messias.

Gegen die östliche Seite Jerusalems liegt ein Gebirge,
Welches auf seinem Gipfel schon oft den göttlichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einsame Nächte
Unter des Vaters Anschaun ernst in Gebeten durchwachte.
Jesus ging nach diesem Gebirg. Der fromme Johannes,
Er nur folgt ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie sein göttlicher Freund die Nacht im Gebet zu bleiben.
Und der Mittler erhob sich von dort zu dem Gipfel des Berges,
Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
Die den ewigen Vater noch jetzt im Bilde versöhnten.
Ringsum nahmen ihn Palmen in's Kühle. Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuseln der Gegenwart Gottes, umflossen sein Antlitz.
Und der Seraph, der Jesus zum Dienst auf der Erde gesandt war,
Gabriel nennen die Himmlischen ihn, stand feiernd am Eingang
Zwoer umdüsteter Cedern und dachte dem Heile der Menschen
Und dem Triumphe der Ewigkeit nach, als jetzt der Erlöser
Seinem Vater entgegen vor ihm im Stillen vorbeiging.
Gabriel wußte, daß nun die Zeit der Erlösung herankam.
Diese Betrachtung entzückt' ihn, er sprach mit leiserer Stimme:

Willst du die Nacht, o Göttlicher, hier im Gebete durchwachen?
Oder verlangt dein ermüdeter Leib nach seiner Erquickung?
Soll ich zu deinem unsterblichen Haupt ein Lager bereiten?
Siehe, schon streckt der Sprößling der Ceder den grünenden Arm aus
Und die weiche Staude des Balsams. Am Grabe der Seher
Wächst dort unten ruhiges Moos in der kühlenden Erde,
Soll ich davon, o Göttlicher, dir ein Lager bereiten?
Ach, wie bist du, Erlöser, ermüdet! Wie viel erträgst du
Hier auf der Erd' aus inniger Liebe zu Adam's Geschlechte!
Gabriel sagt's. Der Mittler belohnt ihn mit segnenden Blicken,
Steht voll Ernst auf der Höhe des Berges am näheren Himmel,
Dort war Gott. Dort betet' er. Unter ihm tönte die Erde,
Und ein wandelndes Jauchzen durchdrang die Pforten des Abgrunds,
Als sie von ihm tief unten die mächtige Stimme vernahmen.
Denn sie war es nicht mehr, des Fluches Stimme, die Stimme,
Angekündet im Sturm und im donnernden Wetter gesprochen,
Welche die Erde vernahm. Sie hörte des Segnenden Rede,
Der mit unsterblicher Schöne sie einst zu verneuen beschlossen.
Ringsum lagen die Hügel in lieblicher Abenddämm'rung,
Gleich als blühten sie wieder, nach Edens Bilde geschaffen.
Jesus redete. Er und der Vater durchschauten den Inhalt
Grenzlos; dies nur vermag des Menschen Stimme zu sagen:
„Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen sich mir, die Tage, zu größeren Werken erkoren,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachtest.
Sie verklären sich mir so schön und herrlich, als damals,
Da wir der Zeiten Reih' durchschauten, die Tage der Zukunft,
Durch mein göttliches Schauen bezeichnet, und glänzender sahen.
Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich, und der Geist die Erlösung beschlossen.
In der Stille der Ewigkeit, einsam und ohne Geschöpfe
Waren wir bei einander. Voll unsrer göttlichen Liebe
Sahen wir auf die Menschen, die noch nicht waren,
Edens selige Kinder, ach, unsre Geschöpfe, wie elend
Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub und entstellt von der Sünde.
Vater, ich sah ihr' Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von neuem uns schaffen!
Hier erkor ich mich selbst, die göttliche That zu vollenden.
Ewiger Vater, das weißt du, das wissen die Himmel, wie innig
Mich seit diesem Entschluß nach meiner Ernied'rung verlangte.
Erde, wie oft warst du in deiner niedrigen Ferne
Mein erwähltes geliebteres Augenmerk! Und o Kanan,
Heiliges Land, wie oft hing unverwendet mein Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blut schon voll sah!
Und wie bebt mir mein Herz von süßen wallenden Freuden,
Daß ich so lange schon Mensch bin, daß schon so viele Gerechte
Sich mir sammeln und nun bald alle Geschlechte der Menschen
Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geschmückt mit den Zügen der Menschheit,
Betend vor dir; bald aber, ach bald wird dein tödtend Gericht mich
Blutig entstellen und unter den Staub der Todten begraben.
Schon, o Richter der Welt, schon hör' ich fern dich und einsam
Kommen und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn;
Schon durchdringt mich ein Schauer, dem ganzen Geistergeschlechte



Unempfindbar, und wenn du sie auch mit dem Zorne der Gottheit
Tödtetest, unempfindbar! Ich seh' den nächtlichen Garten
Schon vor mir liegen, sinke vor dir in niedrigen Staub hin,
Lieg' und bet' und winde mich, Vater, im Todesschweiße.
Siehe, da bin ich, mein Vater! Ich will des Allmächtigen Zürnen,
Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen.
Du bist ewig! Kein endlicher Geist hat das Zürnen der Gottheit,
Keiner je den Unendlichen, tödtend mit ewigem Tode,
Ganz gedacht und keiner empfunden. Gott nur vermochte
Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt, hier bin ich!
Tödte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Versöhnung.
Noch bin ich frei, noch kann ich bitten, so thut sich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf und führet mich jauchzend,
Vater, zurück im Triumph zu deinem erhabenen Throne:
Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht,
Ich will leiden, den furchtbarsten Tod, ich, Ewiger, leiden!"
Weiter sagt' er und sprach: „Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen."
Jesus sprach's und erhob sich. In seinem Antlitz war Hoheit,
Seelenruhe und Ernst und Erbarmung, als er vor Gott stand.
Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernehmbar,
Sprach der ewige Vater und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: „Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
Ewig! und schwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben!"
Also sprach er und schwieg. Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.

d. Das komische Epos.

Die bis jetzt genannten Arten des Epos sind als ernste Heldengedichte zu betrachten. Im Gegensatz dazu steht das komische Epos. Es behandelt als Stoff entweder eine unwichtige, komische Begebenheit und führt sie im ernsten Tone durch, oder behandelt eine ernste Thatsache und zieht sie in's Lächerliche. Das komische Heldengedicht will durch die Charakterzeichnung des Helden und durch die Verhältnisse, in die es ihn führt, den Hörer erheitern. Bisweilen treten statt menschlicher Personen auch Thiere in ihm auf. Komische Heldengedichte sind „Reinecke Fuchs", bearbeitet von Goethe, die „Jobsiade" v. Kortum, die „verkehrte Welt" von Glasbrenner 2c.

Aus „Reinecke Fuchs".

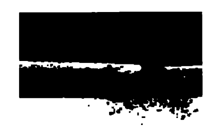
Wie Braun den Honig schmeckt.

Der König sprach zu Braun, dem Bären:
„Braun, habet wohl Acht auf meine Lehren!

Sorgt, daß ihr mit Fleiß die Botschaft thut!
Seid weis' und klug und auf der Hut;
Denn Reinecke weiß manch' losen Rath
Und ist ein Schlaukopf in der That!
Er wird euch schmeicheln, euch belügen,
Und kann er's, euch gewiß betrügen.“ —
„Ei!“ sagte Braun, „damit hat's Zeit!
Ich sag' es bei meinem schweren Eid:
Für meine Dummheit strafe mich Gott,
Wenn ich dem Reinecke werd' zum Spott!
Ich wollt' ihm dafür was einreiben,
Er sollte vor mir nicht wissen zu bleiben.“
So machte sich Braun mit stolzem Sinn
Zur Fahrt auf nach den Bergen hin.
Durch eine Wüste, groß und lang,
Nahm wohlgemuth er seinen Gang
Zu zweien Bergen, die da lagen,
Wo Reinecke pflag, sein Neffe, zu jagen
Und sich noch gestern hatt' ergötzt.
Drauf kam er nach Marlepartaus zuletzt;
Denn Reinecke hatte manch' schönes Haus,
Doch war das Schloß zu Marlepartaus
Die Burg, die ihm am meisten behagte;
Da lag er, wenn ihn Sorge plagte.
Als Braun nun ankam vor dem Orte
Und fest verschlossen fand die Pforte,
Durch welche Reinecke pflag zu gehn,
So blieb er vor der Pforte stehn
Und dachte, was er wollte beginnen:
„He! Reinecke,“ rief er, „seid ihr drinnen?
Ich bin des Königs Bote, Braun!
Er hat bei Gott geschworen, traun!
Wenn ihr zu Hof nicht kommt zum Gedinge,
Und wenn ich euch nicht mit mir bringe,
Damit ihr Recht dort nehmet und gebt,
Dann, Neffe, habt ihr am längsten gelebt!
Ihr steht dann außer Recht und Gnade,
Und ist euch gedroht mit Galgen und Rade.
Drum rath' ich euch gut, mit mir zu kommen.“
Wohl hatte Reinecke alles vernommen;
Er lag da drinnen zusammengekauert
Und hatte sich jedes Wort erlauert.
„Ha!“ dacht er, „könnt' ich doch was erdenken,
Dem Bären den Hochmuth einzutränken!
Ich muß mich besinnen auf's allerbeste;“
Und ging gleich tiefer in seine Veste.
Denn nirgend that es an Löchern und Höhlen
In Marlepartaus, noch an Winkeln fehlen;
Da gab es viel Krümmen, eng und lang,
Und auch in's Freie manch' seltsamen Gang,
Den er verschloß, wenn eine Gefahr,
Ein Ueberfall zu besorgen war.
Kam er nach Haus mit einem Raub,
Und macht er vor Häschern sich aus dem Staub



Ob einer argen Missethat,
Hier fand er immer den besten Rath:
Auch nahm er tückisch beim Kragen hier
Manch' thöricht hinein verlaufenes Thier.
Als Reinecke hörte des Bären Worte,
Die er ihm zurief vor der Pforte,
Traut' er der Rede nicht alsobald
Und fürchtete einen Hinterhalt.
Sobald er aber wahrgenommen,
Daß Braun war ganz allein gekommen,
Da war sein Schrecken nicht allzugroß;
Er ging zu ihm hinaus vor's Schloß
Und sprach: „Ohm Braun, willkommen mir!
Ich las gerade die Vesper hier;
Drum konnt' ich nicht eher zu euch kommen.
Ich hoffe, zu meinem Heil und Frommen
Geschieht's, daß ihr mein Gast heut' seid;
Willkommen, Ohm Braun, zu aller Zeit!
Dem weiß ich wahrlich keinen Dank,
Der euch getrieben zu diesem Gang
Bei einem Wetter so schwül und heiß;
Ich sehe, der Pelz trieft euch von Schweiß.
Wie! hat denn unser Herr, der König,
Der Boten an seinem Hof so wenig,
Daß auf den Edelsten just von allen,
Den Allerbesten die Wahl muß fallen?
Doch mir gereicht es sicher zum Frommen,
Daß ihr gerade hierhergekommen;
Ihr seid beim Könige, wenn es gilt,
Mit eurem klugen Rathe mein Schild.
Allein, wenn ihr's auch nicht übernommen,
Ich wär' doch morgen zu Hofe gekommen.
Doch heut', Ohm Braun, ich muß gestehn,
Heut' kann ich unmöglich mit euch gehn.
Ich verdarb durch Essen mich für die Reise,
Es war eine neue süße Speise;
Sie liegt mir im Leib wie schwere Last." —
„Was aßt ihr denn?" fragte Braun in Hast.
Da sprach der Fuchs: „Was hälf' euch das,
Wenn ich euch sagte, was ich aß?
Wir leben jetzt von geringer Kost;
Ein Armer ist ja kein Graf oder Drost.
Hat man's nicht besser mit seinem Weibe,
So thut's eine frische Honigscheibe.
Aus Noth ließ ich die Kost mir belieben;
Sie hat mir den Bauch ganz aufgetrieben.
Ich esse sie wahrlich ohne Dank
Und fühle davon mich herzlich krank.
Sollt's einmal uns wieder besser gehn,
So laß ich wahrhaftig den Honig stehn." —
„Ei! ei!" sprach Braun, „was muß ich hören!
Ihr haltet den Honig so wenig in Ehren,
Der wahrlich doch aller Ehren werth,
Und deß so mancher mit Fleiß begehrt?



Und euch den Magen verderben für morgen."
Braun sprach: „Laßt, Reinecke, mich nur sorgen!
Meint ihr, ich hätte so thörichten Muth?
Maß ist zu jeglichem Dinge gut!"
So ließ sich denn nun bethören der Tropf
Und steckte bis über die Ohren den Kopf
Und die Vorderfüße zugleich in den Spalt.
Da gab sich der Fuchs an's Werk alsbald.
Er brach aus dem Baum heraus in Eile
Die zwei hineingetriebenen Keile.
So lag der Bär geschlossen klamm
Mit Kopf und Füßen im Eichenstamm.
Da half kein Schelten und Schmälen nun,
Kein Bitten und Schmeicheln und Freundlichthun,
Und fehlt' es ihm sonst auch nicht an Stärk',
Hier hatt' er doch übervolles Werk.
So hielt der Neffe, der schlaue Kopf,
Den Ohm gefangen, den dummen Tropf.
Der Bär begann zu brummen und schnarren,
Zu barschen, mit den Hinterfüßen zu scharren,
Und machte so großen Lärm und Geheul,
Daß Rustefeil kam 'raus in Eil'
Mit einem Beile groß und scharf,
Wenn dessen etwa wäre Bedarf.
Als Reinecke nun den Rustefeil
Von fern sah kommen mit seinem Beil,
Da rief er zu Braun: „Nun, sagt, wie's schmeckt!
Doch rath' ich euch, nicht zu viel geschleckt
Des Honigs! Wohl bekomme der Schmaus!
Ich sehe, daß Rustefeil läuft heraus;
Der will, wie's scheint, euch auch bedenken
Und euch zu der Mahlzeit etwas schenken."
Damit ging Reinecke wieder nach Haus
Zu seinem Schloß in Marlepartaus.

D.

Die dramatische Poesie.

Die dramatische Dichtung ist die höchste Blüthe der Poesie und vereinigt die lyrische und epische Dichtung in sich. Das Wort Drama stammt aus der griechischen Sprache und heißt so viel wie Handlung. In der dramatischen Poesie läßt der Dichter die Personen selbst redend und handelnd auftreten und führt uns ein Ereigniß, welches der Vergangenheit angehört, als gegenwärtig vor. Der Dichter schildert darin nicht, er erzählt nicht, sondern

stellt dar; das Hauptmittel dazu ist das Gespräch — Dialog — welches gewöhnlich zwei oder auch mehrere Personen führen. Diese müssen die Gedanken und Gefühle des Dichters aussprechen, er selbst tritt dabei ganz in den Hintergrund. Von den handelnden Personen wird verlangt, daß sie frei, d. h. Herren ihres Geschicks sind, und daß die Zeichnung der Charaktere wahr ist, d. h. dem Alter, der Zeit, der Lebensstellung und den Eigenthümlichkeiten der Geschilderten entsprechend. Der Stoff des Dramas ist entweder der Geschichte oder der Sage, oft auch der Phantasie des Dichters entnommen, darf aber in der Hauptsache nur eine Handlung bieten, die vor dem Zuschauer vom Anfange bis zum Ende mit innrer Wahrheit und genauem Zusammenhange der Begebenheiten nach Ursache und Wirkung entwickelt wird. Inmitten dieser Handlung steht als Hauptperson der Held, der im Kampfe mit feindlichen Gewalten, die theils in ihm, theils außer ihm sich finden, durch sein Thun und Leiden beim Zuschauer das höchste Interesse erweckt. Der Kampf mit den feindlichen Mächten bildet die Verwickelung, und sowohl diese, als auch die Auflösung derselben, die Katastrophe, muß ein Bild des Lebens geben, in welchem endlich das Gute über das Böse, das Wahre über das Falsche den Sieg erringt. Darum hat die dramatische Dichtung einen hohen sittlichen Werth; sie soll erhebend, bildend, veredelnd auf den Zuschauer wirken, und man hat darum nicht mit Unrecht das Theater mit der Kanzel verglichen.

Da die dramatische Dichtung nicht die Bestimmung hat, nur gelesen zu werden, sondern auf dem Theater zur Darstellung zu gelangen, so muß sie bühnengerecht eingerichtet sein, d. h., es muß möglich sein, sie auf dem Theater aufzuführen. Zu diesem Zwecke ist jedes Drama in Acte oder Aufzüge getheilt, und diese wiederum gliedern sich in Scenen oder Auftritte. Große Dramen haben in der Regel fünf oder drei Acte, kleinere dagegen oft nur einen. Der erste Act enthält die Einführung in die Handlung, der zweite (beim fünfactigen Drama der zweite, dritte und vierte) die Verwickelung der Handlung und der dritte endlich (beim fünfactigen Drama der fünfte) die Auflösung des Knotens oder die Katastrophe. Den Ausdruck anlangend, kann das Drama in gebundener oder auch in ungebundener Redeweise geschrieben sein.

Dem Inhalte nach theilt man es ein in

1. Trauerspiel (Tragödie), 2. Schauspiel (Drama im engeren Sinne), 3. Lustspiel (Komödie) und 4. Oper.



1. Das Trauerspiel.

Im Trauerspiel führt uns der Dichter den Helden vor, wie er gegen die auf ihn einstürmenden feindlichen Mächte kämpft und dabei endlich zwar physisch unterliegt, moralisch aber als Sieger dasteht. In diesem Kampfe ringt der Held nach einem hohen Ziele, achtet dabei weder auf Gefahr, noch auf abmahnende Stimmen in und außer ihm, bis endlich, durch eigene oder fremde Schuld herbeigeführt, die Katastrophe eintritt, in welcher der Held untergeht. Sein Fall darf aber nicht einen niederschlagenden Eindruck hervorbringen, sondern die moralisch siegende Natur und die sittliche Größe des Gefallenen müssen einen erhebenden und beseligenden Eindruck machen. Vorzügliche Trauerspiele haben wir von Lessing, Goethe, Schiller, Uhland, Gutzkow 2c.

Aus dem Trauerspiel

„Maria Stuart"

von Schiller.

5. Act.

Siebenter Auftritt.

Maria. Melvil.

Maria.

Ich habe alles Zeitliche berichtigt
Und hoffe, keines Menschen Schuldnerin
Aus dieser Welt zu scheiden — Eins nur ist's,
Melvil, was der beklemmten Seele noch
Verwehrt, sich frei und freudig zu erheben.

Melvil.

Entdecke mir's. Erleichtre deine Brust,
Dem treuen Freund vertraue deine Sorgen.

Maria.

Ich stehe an dem Rand der Ewigkeit,
Bald soll ich treten vor den höchsten Richter,
Und noch hab' ich den Heil'gen nicht versöhnt.
Versagt ist mir der Priester meiner Kirche.
Des Sakramentes heil'ge Himmelsspeise
Verschmäh' ich aus den Händen falscher Priester,
Im Glauben meiner Kirche will ich sterben,
Denn der allein ist's, welcher selig macht.

Melvil.

Beruhige dein Herz, dem Himmel gilt
Der feurig fromme Wunsch statt des Vollbringens.



Tyrannenmacht kann nur die Hände fesseln,
Des Herzens Andacht hebt sich frei zu Gott,
Das Wort ist todt, der Glaube macht lebendig.

Maria.

Ach Melvil! Nicht allein genug ist sich
Das Herz, ein irdisch Pfand bedarf der Glaube,
Das hohe Himmlische sich zuzueignen.
Drum ward der Gott zum Menschen und verschloß
Die unsichtbaren himmlischen Geschenke
Geheimnißvoll in einen sichtbar'n Leib.
Die Kirche ist's, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut,
Die allgemeine, die kathol'sche heißt sie,
Denn nur der Glaube aller stärkt den Glauben,
Wo Tausende anbeten und verehren,
Da wird die Gluth zur Flamme, und beflügelt
Schwingt sich der Geist in alle Himmel auf.
Ach, die Beglückten, die das froh getheilte
Gebet versammelt in dem Haus des Herrn!
Geschmückt ist der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch ist gestreut,
Der Bischof steht im reinen Meßgewand,
Er faßt den Kelch, er segnet ihn, er kündet
Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederstürzt dem gegenwärt'gen Gotte
Das gläubig überzeugte Volk — Ach! Ich
Allein bin ausgeschlossen, nicht zu mir
In meinen Kerker dringt der Himmelssegen.

Melvil.

Er dringt zu dir! Er ist dir nah! Vertraue
Dem Allvermögenden — der dürre Stab
Kann Zweige treiben in des Glaubens Hand!
Und der die Quelle aus dem Felsen schlug,
Kann dir im Kerker den Altar bereiten,
Kann diesen Kelch, die irdische Erquickung,
Dir schnell in eine himmlische verwandeln.

(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tische steht.)

Maria.

Melvil, versteh' ich euch? Ja, ich versteh' euch!
Hier ist kein Priester, keine Kirche, kein
Hochwürdiges — doch der Erlöser spricht:
Wo zwei versammelt sind in meinem Namen,
Da bin ich gegenwärtig unter ihnen.
Was weiht den Priester ein zum Mund des Herrn?
Das reine Herz, der unbefleckte Wandel.
So seid ihr mir, auch ungeweiht, ein Priester,
Ein Bote Gottes, der mir Frieden bringt.
Euch will ich meine letzte Beichte thun,
Und euer Mund soll mir das Heil verkünden.

Melvil.

Wenn dich das Herz so mächtig dazu treibt,
So wisse, Königin, daß dir zum Troste
Gott auch ein Wunder wohl verrichten kann.
Hier sei kein Priester, sagst du, keine Kirche,
Kein Leib des Herrn? — Du irrest dich. Hier ist
Ein Priester, und ein Gott ist hier zugegen.

(Er entblößt bei diesen Worten das Haupt, zugleich zeigt er ihr eine Hostie in einer goldenen Schale.)

Ich bin ein Priester. Deine letzte Beichte
Zu hören, dir auf deinem Todesweg
Den Frieden zu verkündigen, hab' ich
Die sieben Weih'n auf meinem Haupt empfangen,
Und diese Hostie überbring' ich dir
Vom heil'gen Vater, die er selbst geweihet.

Maria.

O, so muß an der Schwelle selbst des Todes
Mir noch ein himmlisch Glück bereitet sein!
Wie ein Unsterblicher auf goldnen Wolken
Herniederfährt, wie den Apostel einst
Der Engel führte aus des Kerkers Banden —
Ihn hält kein Riegel, keines Hüters Schwert,
Er schreitet mächtig durch verschlossne Pforten,
Und im Gefängniß steht er glänzend da —
So überrascht mich hier der Himmelsbote,
Da jeder ird'sche Retter mich getäuscht!
— Und ihr, mein Diener einst, seid jetzt der Diener
Des höchsten Gottes und sein heil'ger Mund!
Wie eure Kniee sonst vor mir sich beugten,
So lieg' ich jetzt im Staub vor euch.

(Sie sinkt vor ihm nieder.)

Melvil.

(Indem er das Zeichen des Kreuzes über sie macht.)

Im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geistes!
Maria, Königin! hast du dein Herz
Erforschet, schwörst du und gelobest du,
Wahrheit zu beichten vor dem Gott der Wahrheit?

Maria.

Mein Herz liegt offen da vor dir und ihm.

Melvil.

Sprich, welcher Sünde zeiht dich dein Gewissen,
Seitdem du Gott zum letztenmal versöhnt?

Maria.

Von neid'schem Hasse war mein Herz erfüllt,
Und Rachgedanken tobten in dem Busen.



Vergebung hofft' ich Sünderin von Gott
Und konnte nicht der Gegnerin vergeben.

Melvil.

Bereuest du die Schuld, und ist's dein ernster
Entschluß, versöhnt aus dieser Welt zu scheiden?

Maria.

So wahr ich hoffe, daß mir Gott vergebe.

Melvil.

Welch' andrer Sünde klagt das Herz dich an?

Maria.

Ach, nicht durch Haß allein, durch sünd'ge Liebe
Noch mehr hab' ich das höchste Gut beleidigt.
Das eitle Herz ward zu dem Mann gezogen,
Der treulos mich verlassen und betrogen!

Melvil.

Bereuest du die Schuld, und hat dein Herz
Vom eiteln Abgott sich zu Gott gewendet?

Maria.

Es war der schwerste Kampf, den ich bestand,
Zerrissen ist das letzte ird'sche Band.

Melvil.

Welch' andrer Schuld verklagt dich dein Gewissen?

Maria.

Ach, eine frühe Blutschuld, längst gebeichtet,
Sie kehrt zurück mit neuer Schreckenskraft
Im Augenblick der letzten Rechenschaft
Und wälzt sich schwarz mir vor des Himmels Pforten.
Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand!
Streng büßt' ich's ab mit allen Kirchenstrafen,
Doch in der Seele will der Wurm nicht schlafen.

Melvil.

Verklagt das Herz dich keiner andern Sünde,
Die du noch nicht gebeichtet und gebüßt?

Maria.

Jetzt weißt du alles, was mein Herz belastet.

Melvil.

Denk' an die Nähe des Allwissenden!
Der Strafen denke, die die heil'ge Kirche
Der mangelhaften Beichte droht! Das ist
Die Sünde zu dem ew'gen Tod, denn das
Ist wider seinen heil'gen Geist gefrevelt.



Maria.

So schenke mir die ew'ge Gnade Sieg
Im letzten Kampf, als ich dir wissend nichts verschwieg.

Melvil.

Wie, deinem Gott verhehlst du das Verbrechen,
Um dessen willen dich die Menschen strafen?
Du sagst mir nichts von deinem blut'gen Antheil
An Babington's und Parry's Hochverrath?
Den zeitlichen Tod stirbst du für diese That,
Willst du auch noch den ew'gen dafür sterben?

Maria.

Ich bin bereit, zur Ewigkeit zu gehn,
Noch eh' sich der Minutenzeiger wendet,
Werd' ich vor meines Richters Throne stehn:
Doch wiederhol' ich's: Meine Beichte ist vollendet!

Melvil.

Erwäg' es wohl! Das Herz ist ein Betrüger.
Du hast vielleicht mit list'gem Doppelsinn
Das Wort vermieden, das dich schuldig macht,
Obgleich der Wille das Verbrechen theilte.
Doch wisse, keine Gaukelkunst berückt
Das Flammenauge, das in's Inn're blickt!

Maria.

Ich habe alle Fürsten aufgeboten,
Mich aus unwürd'gen Banden zu befrein,
Doch nie hab' ich durch Vorsatz oder That
Das Leben meiner Feindin angetastet!

Melvil.

So hätten deine Schreiber falsch gezeugt?

Maria.

Wie ich gesagt, so ist's. Was jene zeugten,
Das richte Gott!

Melvil.

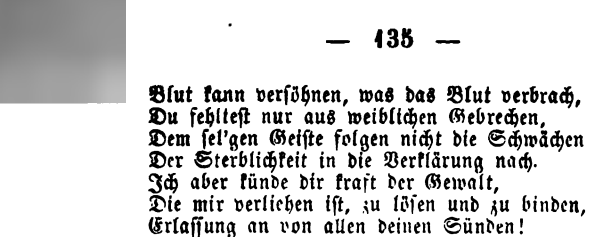
So steigst du, überzeugt
Von deiner Unschuld, auf das Blutgerüste?

Maria.

Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod
Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen.

Melvil.
(Macht den Segen über sie)

So gehe hin und sterbend büße sie!
Sink' ein ergebnes Opfer am Altare!



Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach,
Du fehltest nur aus weiblichen Gebrechen,
Dem sel'gen Geiste folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach.
Ich aber künde dir kraft der Gewalt,
Die mir verliehen ist, zu lösen und zu binden,
Erlassung an von allen deinen Sünden!
Wie du geglaubet, so geschehe dir!

(Er reicht ihr die Hostie.)

Nimm hin den Leib, er ist für dich geopfert!

(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tische steht, consecrirt ihn mit stillem Gebet, dann reicht er ihr denselben. Sie zögert, ihn anzunehmen und weist ihn mit der Hand zurück.)

Nimm hin das Blut, es ist für dich vergossen!
Nimm hin! Der Papst erzeigt dir diese Gunst!
Im Tode noch sollst du das höchste Recht
Der Könige, das priesterliche, üben!

(Sie empfängt den Kelch.)

Und wie du jetzt dich in dem ird'schen Leib
Geheimnißvoll mit deinem Gott verbunden,
So wirst du dort in seinem Freudenreich,
Wo keine Schuld mehr sein wird und kein Weinen,
Ein schön verklärter Engel dich
Auf ewig mit dem Göttlichen vereinen.

(Er setzt den Kelch nieder. Auf ein Geräusch, das gehört wird, bedeckt er sich das Haupt und geht an die Thüre. Maria bleibt in stiller Andacht auf den Knieen liegen.)

Melvil,
(zurückkehrend.)

Dir bleibt ein harter Kampf noch zu bestehn.
Fühlst du dich stark genug, um jede Regung
Der Bitterkeit, des Hasses zu besiegen?

Maria.

Ich fürchte keinen Rückfall. Meinen Haß
Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.

Melvil.

Nun, so bereite dich, die Lords von Lester
Und Burgleigh zu empfangen. Sie sind da.

Aus dem Trauerspiel
„Ernst, Herzog von Schwaben"
von Uhland.

1. Act. 2. Auftritt.

Kunrad.

Erlauchte Fürsten! Eurer Gegenwart
Bei unserm heut'gen Feste seid bedankt!

Die Krönung ward vollbracht nach eurer Wahl,
Und so verhoffen Wir, ihr werdet jetzt
Die Treue, die ihr rühmlich Uns bewährt,
Auch Unsrem vielgeliebten Sohne Heinrich weihn.
Ein anderes Geschäft von Wichtigkeit
Versammelt hier Uns, in dem Saal des Reichs.
Auf öfteres Ersuchen Unsrer Frau,
Der Kais'rin Gisela, und Unsres Sohns,
Des jetzt gekrönten Königes, sowie
Nach dem zuvor mit euch gepflognem Rath,
Am meisten doch nach Unsres Herzens Drang,
Beschlossen Wir, mit Unsrem Stiefsohn Ernst,
Der nach des Reiches Spruch gefangen lag,
Uns wieder zu befrieden, ihn durchaus
In Würden und in Ehren herzustellen,
Und darum haben Wir den heut'gen Tag
Als einen freudenreichen auserkiest,
Dem Fürsten das verwirkte Fahnenlehn
Des Herzogthums von Schwaben neuerdings
Vor offner Reichsversammlung zu verleihn.
Der Anlaß früherer Mißhelligkeit,
Der Zweifel wegen des burgund'schen Erbes,
Fiel weg, nachdem der König Rudolf sich
Entschieden und den alten Erbvertrag,
Den er mit Heinrich abgeschlossen,
Auf Unsere Person bestätigt hat.
Da ihr, mein Sohn, bei dieser Abkommniß
Euch zu beruhigen Uns angelobt
Durch förmlichen besiegelten Verzicht,
So haben Wir willfährig Unsrerseits
Den Lehensbrief auf Schwaben ausgestellt
Und nehmen jetzo, wenn es euch geliebt,
Sogleich die feierliche Handlung vor.

Ernst.

Ich trete vor den kaiserlichen Thron
Und bitte nach Gebühr, daß Eure Huld
Von neuem mit des Reiches Fahnenlehn,
Dem Herzogthum von Schwaben, mich belehne.

Kunrad.

Aus kaiserlicher Machtvollkommenheit
Ergreif' ich Schwabens Herzogsfahne, die
Nach altem Recht und Kriegsbrauch in den Schlachten
Des deutschen Reichs das Vordertreffen führt,
Damit du, Ernst, der Zweite dieses Namens,
Belehnet werdest mit dem Herzogthum
Sammt Zugehörden und Gerechtsamen.
Nach Unsrem und gesammter Fürsten Schluß
Hast du an dieses herzogliche Banner
Zu dem gewohnten Eid der Landestreu'
Uns zu beschwören ein Gedoppeltes.



Ernst.

Laßt mich vernehmen, was ich schwören soll!

Kunrad.

Für's erste sollst du schwören, daß du nicht
An irgend einem, Freien oder Knecht,
Dich rächest, der zu deinen Gegnern hielt,
Zumal an keinem deiner Mannen, die
Von dir getreten auf dem Tag zu Ulm.

Ernst.

Nicht Rache dürstend kehr' ich in die Welt;
Versöhnung, Ruhe nur ist mein Begehr,
Drum bin ich diesen Schwur zu thun bereit.

Kunrad.

Für's zweite sollst du feierlich beschwören,
Daß du den landesflücht'gen Werner
Von Kiburg, der zum Aufstand dich gereizt,
Der noch zur Stunde nicht sich unterwarf
Und als des Reiches Feind geächtet ist,
Daß du nicht diesen, noch die mit ihm sind,
In deines Herzogthumes Grenze dulden,
Vielmehr, wenn er sich drin betreten läßt,
Ihn greifen wollest zu des Reiches Haft.

Ernst.

Das soll ich schwören? Nein! erlaßt mir das!

Kunrad.

Du zögerst?

Gisela.

Gott! es geht mir furchtbar auf.

Ernst.

Ich war nach Ulm gekommen auf den Tag,
Mit euch zu unterhandeln um Burgund.
Nicht als ein Flehender erschien ich dort,
Nein! an der Spitze meiner Lehnsmannschaft,
Auf deren Treu' und Kraft ich sicher ging.
Da traten Anshelm vor und Friederich,
Die beiden Grafen, und erklärten laut:
Sie seien mir zu Dienste nicht verpflichtet,
Entgegen ihrem Herrn und Könige,
Der ihrer Freiheit höchster Schirmvogt sei.
Mit diesen stimmte die gesammte Schaar;
Verlassen stand ich plötzlich da; mein Schwert
Warf ich zur Erde, schmählich, unbedingt
Mußt' ich mich übergeben; und hinweg
Ward ich geführt zum Felsen Gibchenstein.
In jener Noth, in jener tiefen Schmach

Blieb einzig nur Graf Werner mir getreu,
Der meiner Jugend Freund und Führer war.
Auf Kiburg warf er sich, sein festes Schloß,
Und wurde dort von euch, erhabener Herr,
Drei Monden lang belagert und bedrängt.
Als man zuletzt die gute Feste brach,
Entkam er selber mit genauer Noth
Und irrt seitdem geächtet durch die Lande.
Sollt' ich nun den verleugnen, der so fest
An mir gehalten? Nein! verlangt es nicht!

Kunrad.

Du bist in großer Täuschung, wenn du meinst,
Daß Werner das um deinetwillen that.
Du warst nur stets das Werkzeug seiner stolzen
Gefährlichen Entwürfe.

Ernst.

Ja! ich weiß,
Mit großen Dingen trägt sich dieser Mann,
Doch nicht mit strafbar'n, noch gefährlichen.
Was er für mich, was ich für ihn gethan,
Es war ein Bund der Redlichkeit und Treu'.

Kunrad.

Je eifriger du sprichst, je klarer wird's,
Wie eng der Meutrer dich umgarnet hat,
Und um so weniger darf dir der Schwur,
Den Wir von dir begehrt, erlassen sein.

Ernst.

Die Treue sei des deutschen Volkes Ruhm,
So hört' ich sagen, und ich glaub' es fest
Trotz allem, was ich Bitteres erfuhr.
Ihr selbst, o Kaiser, höchstes Haupt des Volks,
Das man um Treue rühmet, habt noch jüngst,
Was von Verrath ihr denkt, so schön bewährt.
Als Misiko, der junge Polenfürst,
Gedrängt von eurer Waffen Ungestüm,
Zu Odelrich, dem Böhmenherzog, floh,
Und dieser, um den Zorn, den ihr ihm tragt,
Zu sühnen, euch den Flüchtling anerbot,
Da wandtet ihr euch mit Verachtung ab.
Was ihr vom Feind, vom Fremdlinge verschmäht,
Könnt ihr's verlangen von dem eignen Sohn,
Vom deutschen Fürsten? Nein! Ihr könnt es nicht.

Kunrad.

Vom Sohne heisch' ich, daß er nicht dem Feind,
Dem bittersten des Vaters, sich geselle;
Vom deutschen Fürsten, daß er nimmermehr
Die Friedensstörer heg' in seinem Land.



Was ich verlang', ist dir zwiefache Pflicht,
Und sehr mit Unrecht nennst du es Verrath.

Ernst.

Nennt's wie ihr wollt, doch ist es Treue nicht,
Es ist nicht Freundschaft, ist nicht Dankbarkeit,
Nichts, was begeistern könnt' ein edles Herz.

Kunrad.

Noch einmal frag' ich: schwörst du den Eid,
Den Wir bedungen, oder schwörst du nicht?
Antworte nicht zu rasch, erwäg' es reiflich!
Es handelt sich nicht bloß um's Herzogthum,
Nicht bloß um fernere Gefangenschaft;
Des Kerkers bist du ledig, aber was
Ich mühsam abgelenkt von deinem Haupt
Damals, da man zu Ulm dich richtete,
Jetzt hängt es unabwendbar über dir:
Die Acht des Reiches und der Kirche Bann.

Gisela.

Erbarmen meinem Sohne!

Kunrad.

Muß ich dich
Des Schwurs erinnern, Gisela?

Warmann.

Mein Fürst!
Vernehmet, was die Kirche zu euch spricht!
Als ihr euch ungehorsam, undankbar
Erhobet gegen euren Herrn und Vater,
Damals habt ihr, vom bösen Geist gespornt,
Selbst nicht geweihtes Eigenthum verschont.
Der heil'ge Gallus und das fromme Stift
Von Reichenau erseufzten eurem Drang.
Schon war der Bannstrahl über euch gezückt,
Und nur die kaiserliche Fürsprach' hielt
Den Arm zurück, der noch gehoben ist.
Deß warnet euch die Kirche mütterlich.

Gisela.

Warnt eine Mutter so?

Kunrad.

Und jetzt bist du
Gemahnet, jetzt antworte mit Bedacht:
Beschwörst du die Bedingung oder nicht?

Ernst.

Die Luft des Kerkers, die ich lang gehaucht,
Hat abgespannt die Sehnen meiner Kraft.
Wohl bin ich mürbe worden, doch nicht so

Bin ich herabgekommen, nicht so ganz
Zerbrochen und zernichtet, daß ich den
Verriethe, der mir einzig Treue hielt.

Kunrad.

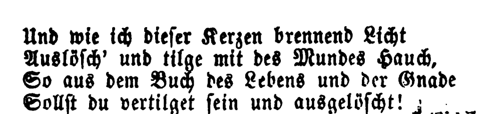
Genug! Die Pflicht des Vaters ist erfüllt,
Auch soll der jüng're Bruder keineswegs
Entgelten, was der ältere verbrach.
Dem Hermann fällt das Herzogthum anheim,
Er führe nach Italien mir das Heer!
Mit reiner Hand erheb' ich dieses Schwert
Und spreche so den Spruch der Reichsacht:
Aus kaiserlicher Macht und nach dem Schluß
Der Fürsten steh' ich und erkläre dich,
Vormals der Schwaben Herzog, Ernst den Zweiten,
Als Feind des Reichs, als offenbaren Aechter.
Vom Frieden setz' ich dich in den Unfrieden,
Dein Lehen theil' ich hin, woher es rührt,
Dein eigen Gut gestatt' ich deinen Erben,
Erlaube männiglich dein Leib und Leben,
Dein Fleisch geb' ich dem Thier im Walde Preis,
Dem Vogel in der Luft, dem Fisch im Wasser.
Ich weise dich hinaus in die vier Straßen
Der Welt, und wo der Freie wie der Knecht
Fried' und Geleit hat, sollst du keines haben.
Und wie ich diesen Handschuh von mir werfe,
Wie dieser Handschuh wird zertreten werden,
Sollst du verworfen und zertreten sein!

Die Fürsten.

Sollst du verworfen und zertreten sein!

Warmann.

Im Namen sämmtlicher des Reichs Bischöfe
Verbann' ich dich, vormal'gen Herzog Ernst,
Sammt allen, die dir helfen und dich hegen,
Aus Unsrer heil'gen Kirche Mutterschoß
Und übergebe dich dem ew'gen Fluch.
Verflucht seist du zu Haus und auf dem Feld,
Auf offnem Heerweg, auf geheimem Pfad,
Im Wald, auf dem Gebirg und auf dem See,
Im Tempel selbst und vor dem Hochaltar!
Unselig sei dein Lassen und dein Thun,
Unselig, was du issest, was du trinkst,
Und wenn du wachest, schlummerst oder schläfst,
Unselig sei dein Leben, sei dein Tod!
Verflucht seist du vom Wirbel bis zur Zeh',
Verflucht sei der Gedanke deines Hirns,
Die Rede deines Munds, des Auges Blick,
Der Lungen Odem und des Herzens Schlag,
Die Kraft des Armes und der Hände Werk,
Der Lenden Mark, der Füße Schritt und Tritt
Und selbst der Kniee Beugung zum Gebet!



Und wie ich dieser Kerzen brennend Licht
Auslösch' und tilge mit des Mundes Hauch,
So aus dem Buch des Lebens und der Gnade
Sollst du vertilget sein und ausgelöscht!

Die Bischöfe.

Du sollst vertilget sein und ausgelöscht.

Ernst.

Hin fahr' ich, ein zwiefach Geächteter,
An meine Fersen heftet sich der Tod,
Und unter Flüchen krachet mein Genick.
Vom Werner laß ich nicht!

2. Das Schauspiel.

Auch im Schauspiel führt uns der Dichter den Kampf des Helden mit dem Schicksal vor, aber mit dem Unterschiede, daß der Held in diesem Kampfe nicht nur moralisch, sondern auch physisch siegt und unverletzt aus demselben hervorgeht. Der Eindruck, den das Schauspiel durch den Gang seiner Verwickelung und Auflösung auf den Zuschauer macht, ist ein erfreulicher und befriedigender. Lessing, Goethe und Schiller haben auch im Schauspiel Großes geleistet.

Aus dem Schauspiel

„Nathan der Weise“

von Lessing.

Act 3, Auftritt 5.

Saladin und Nathan.

Saladin. Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht!
Nathan. Die bleibe deinem Feinde!
Saladin. Du nennst dich Nathan?
Nathan. Ja.
Saladin. Den weisen Nathan?
Nathan. Nein.
Saladin. Wohl! nennst du dich nicht, nennt dich das Volk.
Nathan. Kann sein, das Volk!
Saladin. Du glaubst doch nicht, daß ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längst gewünscht, den Mann zu kennen,
Den es den Weisen nennt.
Nathan. Und wenn es ihn
Zum Spott so nennte? Wenn dem Volke „weise“

Nichts weiter wär' als „klug"? und klug nur der,
Der sich auf seinen Vortheil gut versteht?
Saladin. Auf seinen wahren Vortheil, meinst du doch?
Nathan. Dann freilich wär' der Eigennützigste
Der Klügste. Dann wär' freilich „klug" und „weise"
Nur eins.
Saladin. Ich höre dich erweisen, was
Du widersprechen willst. — Des Menschen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennst du,
Hast du zu kennen wenigstens gesucht;
Hast drüber nachgedacht: das auch allein
Macht schon den Weisen.
Nathan. Der sich jeder dünkt
Zu sein.
Saladin. Nun der Bescheidenheit genug,
Denn sie nur immerdar zu hören, wo
Man trockne Vernunft erwartet, ekelt. (Er springt auf.)
Lass' uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig!
Nathan. Sultan, ich
Will sicherlich dich so bedienen, daß
Ich deiner fernern Kundschaft würdig bleibe.
Saladin. Bedienen? wie?
Nathan. Du sollst das Beste haben
Von allem, sollst es um den billigsten
Preis haben.
Saladin. Wovon sprichst du! doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir
Schon meine Schwester.
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.
Nathan. So wirst du ohne Zweifel wissen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings sich wieder reget, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverhohlen . . .
Saladin. Auch darauf bin ich eben nicht mit dir
Gesteuert. Davon weiß ich schon, so viel
Ich nöthig habe. — Kurz; —
Nathan. Gebiete, Sultan.
Saladin. Ich heische deinen Unterricht in ganz
Was anderm, ganz was anderm. — Da du nun
So weise bist, so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Gesetz
Hat dir am meisten eingeleuchtet?
Nathan. Sultan,
Ich bin ein Jud'
Saladin. Und ich ein Muselmann.
Der Christ ist zwischen uns. — Von diesen drei
Religionen kann doch eine nur
Die wahre sein. — Ein Mann wie du bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen; oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.
Wohlan! so theile deine Einsicht mir
Denn mit. Laß mich die Gründe hören, denen

Ich selber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt. Lass' mich die Wahl, die diese Gründe
Bestimmt, — versteht sich im Vertrauen — wissen,
Damit ich sie zu meiner mache. Wie?
Du stutzest? wägst mich mit dem Auge? — Kann
Wohl sein, daß ich der erste Sultan bin,
Der eine solche Grille hat, die mich
Doch eines Sultans eben nicht so ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? — So rede doch!
Sprich! — Oder willst du einen Augenblick
Dich zu bedenken? Gut, ich geb' ihn dir. —
Denk' nach!
Geschwind, denk' nach! Ich säume nicht, zurück
Zu kommen.

(Er geht in das Nebenzimmer.)

6. Auftritt.

Nathan (allein).

Nathan. Hm! hm! — wunderlich! — Wie ist
Mir denn? — Was will der Sultan? was? Ich bin
Auf Geld gefaßt, und er will Wahrheit — Wahrheit — Wahrheit!
Und will sie so, — so baar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein so neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man auf's Brett
Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, so striche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer ist denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fordern? — Zwar,
Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein!
Zu klein? — Was ist für einen Großen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß, er stürzte mit
Der Thüre so in's Haus! Man pocht doch, hört
Doch erst, wenn man als Freund sich naht. — Ich muß
Behutsam gehn! — Und wie? wie das? — So ganz
Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder,
Denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur fragen,
Warum kein Muselmann? — Das war's! Das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder blos speist man
Mit Märchen ab. — Er kommt. Er komme nur!

7. Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin. Ich komm' dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun so rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan. Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören!
Saladin. So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben, Gut und Blut;
Nathan. Ja! ja! wenn's nöthig ist und nützt.
Saladin. Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbesserer der Welt und des Gesetzes,
Mit Recht zu führen.
Nathan. Traun, ein schöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubst du wohl, dir ein Geschichtchen zu
Erzählen?
Saladin. Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichten, gut
Erzählt.
Nathan. Ja, gut erzählen, das ist nun
Wohl eben meine Sache nicht
Saladin. Schon wieder
So stolz bescheiden? — Mach! erzähl', erzähle!
Nathan. Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten! Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei, und stets der liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh' mich, Sultan.
Saladin. Ich versteh' dich. Weiter!
Nathan. So kam nun dieser Ring von Sohn zu Sohn
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte, — so wie ein jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang es ging. — Allein

Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet ganz geheim zu einem Künstler,
Bei dem er nach dem Muster seines Ringes
Zwei andere bestellt und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre,
Giebt jedem insbesondre seinen Segen —
Und seinen Ring — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?

Saladin (der sich betroffen von ihm gewandt) Ich hör', ich höre!
— Komm mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan. Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst: der rechte Ring war nicht
Erweislich! —
(nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet)
Fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Saladin. Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? . . .

Nathan. Soll
Mich blos entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin. Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären,
Bis auf die Kleidung, bis auf Speis' und Trank!

Nathan. Und nur von seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert? — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun, wessen Treu' und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch derer, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht

Zu widersprechen? Oder umgekehrt?
Das nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

Saladin. (Bei dem Lebendigen! Der Mann hat recht,
Ich muß verstummen.)

Nathan. Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich, und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr, — nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen — wie nicht minder wahr. — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein, und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen laß', eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen, und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen.

Saladin. Und nun der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

Nathan. Der Richter sprach: Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

Saladin. Herrlich! herrlich!

Nathan. Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath statt meines Spruches wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch ein jeder seinen Ring von seinem Vater,
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!

Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter.

Saladin. Gott! Gott!

Nathan. Saladin,
Wenn du dich fühlest, dieser weisere
Versprochne Mann zu sein . . .

Saladin (der auf ihn zustürzt und seine Hand ergreift)
Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!

Nathan. Was ist dir, Sultan?

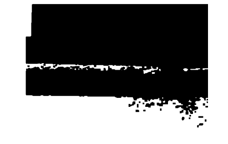
Saladin. Nathan, lieber Nathan! —
Die tausend tausend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. — Geh'! — Geh'! — Aber sei mein Freund!

Aus dem Schauspiel
„Wilhelm Tell"
von Schiller.

1. Act. 2. Auftritt.
Gertrud. Stauffacher.

Gertrud.

So ernst, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr!
Schon viele Tage seh' ich's schweigend an,
Wie finstrer Trübsinn deine Stirne furcht.
Auf deinem Herzen drückt ein still Gebresten.
Vertrau' es mir, ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams.
Was kann dein Herz beklemmen? sag' es mir.
Gesegnet ist dein Fleiß, dein Glücksstand blüht,
Voll sind die Scheunen, und der Rinder Schaaren,
Der glatten Pferde wohlgenährte Zucht
Ist von den Bergen glücklich heimgebracht
Zur Winterung in den bequemen Ställen.
— Da steht dein Haus, reich wie ein Edelsitz;
Von schönem Stammholz ist es neu gezimmert
Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt;



Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich hell;
Mit bunten Wappenschildern ist's bemalt
Und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend liest und ihren Sinn bewundert.

Stauffacher.

Wohl steht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch ach, es wankt der Grund, auf dem wir bauten.

Gertrud.

Mein Werner, sage, wie verstehst du das?

Stauffacher.

Vor dieser Linde saß ich jüngst wie heut',
Das schön Vollbrachte freudig überdenkend,
Da kam daher von Küßnacht, seiner Burg,
Der Vogt mit seinen Reisigen geritten.
Vor diesem Hause hielt er wundernd an:
Doch ich erhob mich schnell, und unterwürfig,
Wie sich's gebührt, trat ich dem Herrn entgegen,
Der uns des Kaisers richterliche Macht
Vorstellt im Lande. „Wessen ist das Haus?"
Fragt' er bösmeinend, denn er wußt' es wohl.
Doch schnell besonnen ich entgegn' ihm so:
„Dies Haus, Herr Vogt, ist meines Herrn, des Kaisers,
Und eures und mein Lehen." — Da versetzt' er:
„Ich bin Regent im Land an Kaisers Statt
Und will nicht, daß der Bauer Häuser baue
Auf seine eigne Hand, und also frei
Hinleb', als ob er Herr wär' in dem Lande.
Ich werd' mich unterstehn, euch das zu wehren."
Dies sagend, ritt er trutziglich von dannen:
Ich aber blieb, mit kummervoller Seele
Das Wort bedenkend, das der Böse sprach.

Gertrud.

Mein lieber Herr und Ehewirth? Magst du
Ein redlich Wort von deinem Weib vernehmen?
Des edlen Iberg's Tochter rühm' ich mich,
Des vielerfahrnen Manns. Wir Schwestern saßen,
Die Wolle spinnend, in den langen Nächten,
Wenn bei dem Vater sich des Volkes Häupter
Versammelten, die Pergamente lasen
Der alten Kaiser und des Landes Wohl
Bedachten in vernünftigem Gespräch.
Aufmerkend hört' ich da manch' kluges Wort,
Was der Verständ'ge denkt, der Gute wünscht,
Und still im Herzen hab' ich mir's bewahrt.
So höre denn und acht' auf meine Rede!
Denn, was dich preßte, sieh', das wußt' ich längst.
— Dir grollt der Landvogt, möchte gern dir schaden,
Denn du bist ihm ein Hinderniß, daß sich
Der Schwytzer nicht dem neuen Fürstenhaus
Will unterwerfen, sondern treu und fest

Beim Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan. —
Ist's nicht so, Werner? Sag' es, wenn ich lüge!

Stauffacher.

So ist's, das ist des Geßlers Groll auf mich.

Gertrud.

Er ist dir neidisch, weil du glücklich wohnst,
Ein freier Mann auf deinem eignen Erb',
— Denn er hat kein's. Vom Kaiser selbst und Reich
Trägst du dies Haus zu Lehn; du darfst es zeigen,
So gut der Reichsfürst seine Länder zeigt;
Denn über dir erkennst du keinen Herrn,
Als nur den Höchsten in der Christenheit —
Er ist ein jüngrer Sohn nur seines Hauses;
Nichts nennt er sein, als seinen Rittermantel,
Drum sieht er jedes Biedermannes Glück
Mit schelen Augen gift'ger Mißgunst an.
Dir hat er längst den Untergang geschworen —
Noch stehst du unversehrt. — Willst du erwarten,
Bis er die böse Lust an dir gebüßt?
Der kluge Mann baut vor.

Stauffacher.

Was ist zu thun?

Gertrud (tritt näher)

So höre meinen Rath! Du weißt, wie hier
Zu Schwytz sich alle Redlichen beklagen
Ob dieses Landvogts Geiz und Wütherei.
So zweifle nicht, daß sie dort drüben auch,
In Unterwalden und im Urner Land,
Des Dranges müd' sind und des harten Jochs —
Denn wie der Geßler hier, so schafft es frech
Der Landenberger drüben über'm See —
Es kommt kein Fischerkahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil- und Gewalt-
Beginnen von den Vögten uns verkündet.
Drum thät es gut, daß euer etliche,
Die's redlich meinen, still zu Rathe gingen,
Wie man des Drucks sich möcht' entledigen:
So acht ich wohl, Gott würd' euch nicht verlassen
Und der gerechten Sache gnädig sein. —
Hast du in Uri keinen Gastfreund, sprich,
Dem du dein Herz magst redlich offenbaren?

Stauffacher.

Der wackern Männer kenn' ich viele dort
Und angesehen große Herrenleute,
Die mir geheim sind und gar wohl vertraut.
(Er steht auf)
Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken

Weckst du mir in der stillen Brust! Mein Innerstes
Kehrst du an's Licht des Tages mir entgegen,
Und was ich mir zu denken still verbot,
Du sprichst's mit leichter Zunge kecklich aus.
— Hast du auch wohl bedacht, was du mir räthst?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Rufst du in dieses friedgewohnte Thal —
Wir wagten es, ein schwaches Volk der Hirten,
In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt?
Der gute Schein nur ist's, worauf sie warten,
Um loszulassen auf dies arme Land
Die wilden Horden ihrer Kriegesmacht,
Darin zu schalten mit des Siegers Rechten
Und unterm Schein gerechter Züchtigung
Die alten Freiheitsbriefe zu vertilgen.

Gertrud.

Ihr seid auch Männer, wisset eure Axt
Zu führen, und dem Muthigen hilft Gott!

Stauffacher.

O Weib! Ein furchtbar wüthend Schreckniß ist
Der Krieg: die Herde schlägt er und den Hirten.

Gertrud.

Ertragen muß man, was der Himmel sendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

Stauffacher.

Dies Haus erfreut dich, das wir neu erbauten,
Der Krieg, der ungeheure, brennt es nieder.

Gertrud.

Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt,
Den Brand würf' ich hinein mit eigner Hand.

Stauffacher.

Du glaubst an Menschlichkeit! Es schont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

Gertrud.

Die Unschuld hat im Himmel einen Freund!
— Sieh' vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!

Stauffacher.

Wir Männer können tapfer fechtend sterben;
Welch' Schicksal aber wird das eure sein?

Gertrud.

Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen:
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei!

Stauffacher (stürzt in ihre Arme)

Wer solch' ein Herz an seinen Busen drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er —
Nach Uri fahr' ich stehenden Fußes gleich,
Dort lebt ein Gastfreund mir, Herr Walther Fürst,
Der über diese Zeiten denkt wie ich,
Auch find' ich dort den edlen Bannerherrn
Von Attinghaus — obgleich von hohem Stamm,
Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten.
Mit ihnen beiden pfleg' ich Raths, wie man
Der Landesfeinde muthig sich erwehrt —
Leb' wohl — und weil ich fern bin, führe du
Mit klugem Sinn das Regiment des Hauses —
Dem Pilger, der zum Gotteshause wallt,
Dem frommen Mönch, der für sein Kloster sammelt,
Gieb reichlich und entlass' ihn wohlgepflegt.
Stauffachers Haus verbirgt sich nicht. Zu äußerst
Am offnen Heerweg steht's, ein wirthlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren.

3. Das Lustspiel.

Das Lustspiel beschäftigt sich mit den Schwächen und Mängeln der Menschen, mit den Mißverhältnissen gesellschaftlicher Zustände, die hier auf eine heitere und ergötzliche Weise ihre Lösung finden. Es soll den Eindruck ungestörter Lust auf den Zuschauer machen und erreicht diesen Zweck einerseits durch eine glückliche Verwickelung und Entwickelung komischer Situationen, andrerseits durch eine getreue und richtige Zeichnung komischer Charaktere. Im ersteren Falle ist das Lustspiel ein Intriguenstück, im letzteren ein Charakterstück. Ein niedrig komisches Lustspiel wird Posse genannt. Von dem Helden des Lustspiels wird nicht verlangt, daß er ein großer Charakter sei, er braucht nur Liebenswürdigkeit, Witz und Humor zu besitzen. Die besten deutschen Lustspiele haben wir von Lessing, Goethe, Iffland, Kotzebue, Freytag, Benedix &c.

Aus dem Lustspiel

„Minna von Barnhelm"

von Lessing.

3. Act. 2. Auftritt.

Franziska. Just.

Just. Ihr Diener.

Franziska. Ich wollte so einen Diener nicht —

Just. Nu, nu, verzeih' Sie mir die Redensart! — Da bring' ich ein Briefchen von meinem Herrn an Ihre Herrschaft.

Franziska. Geb' Er her! (Reißt ihm den Brief aus der Hand.)

Just. Sie soll so gut sein, läßt mein Herr bitten, und es übergeben. Hernach soll Sie so gut sein, läßt mein Herr bitten — daß Sie nicht etwa denkt, ich bitte was! —

Franziska. Nun denn?

Just. Also die Jungfer soll so gut sein, läßt mein Herr bitten, — und ihm sagen lassen, ob er nicht das Vergnügen haben könnte, die Jungfer auf ein Viertelstündchen zu sprechen.

Franziska. Mich?

Just. Ja, Sie! — Nur auf ein Viertelstündchen, aber allein, ganz allein, insgeheim, unter vier Augen. Er hätte Ihr was sehr Nothwendiges zu sagen.

Franziska. Gut! ich habe ihm auch viel zu sagen. Er kann nur kommen, ich werde zu seinem Befehle sein.

Just. Aber wann?

Franziska. Sein Herr kann kommen, wann er will, — und damit packe Er sich nur!

Just. Herzlich gern! (Will fortgehen.)

Franziska. Hör' Er doch! noch auf ein Wort! — Wo sind denn die andern Bedienten des Majors?

Just. Die andern? Dahin, dorthin, überallhin.

Franziska. Wo ist Wilhelm?

Just. Der Kammerdiener? den läßt der Major reisen.

Franziska. So? Und Philipp, wo ist der?

Just. Der Jäger? den hat der Herr aufzuheben gegeben.

Franziska. Weil er jetzt keine Jagd hat, ohne Zweifel. — Aber Martin?

Just. Der Kutscher? der ist weggeritten.

Franziska. Und Fritz?

Just. Der Läufer? der ist avancirt.

Franziska. Wo war Er denn, als der Major bei uns in Thüringen im Winterquartiere stand? Er war wohl noch nicht bei ihm?

Just. O ja, ich war Reitknecht bei ihm; aber ich lag im Lazareth.

Franziska. Reitknecht? Und jetzt ist Er?

Just. Alles in allem, Kammerdiener und Jäger, Läufer und Reitknecht.

Franziska. Das muß ich gestehen! So viele gute, tüchtige Leute von sich zu lassen und gerade den allerschlechtesten zu behalten! Ich möchte doch wissen, was Sein Herr an Ihm fände.

Just. Vielleicht findet er, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Franziska. O, man ist auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts ist, als ehrlich. — Wilhelm war ein anderer Mensch! Reisen läßt ihn der Herr?

Just. Ja, er läßt ihn, — da er's nicht hindern kann.

Franziska. Wie?

Just. O, Wilhelm wird sich alle Ehre auf seinen Reisen machen. Er hat des Herrn ganze Garderobe mit.

Franziska. Was? er ist doch nicht damit durchgegangen?

Just. Das kann man nun eben nicht sagen; sondern als wir von Nürnberg weggingen, ist er uns nur nicht damit nachgekommen.

Franziska. O der Spitzbub'!

Just. Es war ein ganzer Mensch! Er konnte frisiren und rasiren und parliren — und scharmiren. — Nicht wahr?

Franziska. Sonach hätte ich den Jäger nicht von mir gethan, wenn ich wie der Major gewesen wäre. Konnte er ihn schon nicht als Jäger nützen, so war er doch sonst ein tüchtiger Bursche. — Wem hat er ihn denn aufzuheben gegeben?

Just. Dem Kommandanten von Spandau.

Franziska. Der Festung? Die Jagd auf den Wällen kann doch da auch nicht groß sein.

Just. O, Philipp jagt da auch nicht.

Franziska. Was thut er denn?

Just. Er karrt.

Franziska. Er karrt?

Just. Aber nur auf drei Jahre. Er machte ein kleines Komplott unter des Herrn Kompagnie und wollte sechs Mann durch die Vorposten bringen.

Franziska. Ich erstaune; der Bösewicht!

Just. O, es ist ein tüchtiger Kerl! Ein Jäger, der funfzig Meilen in der Runde durch Wälder und Moräste alle Fußsteige, alle Schleichwege kennt. Und schießen kann er!

Franziska. Gut, daß der Major nur noch den braven Kutscher hat!

Just. Hat er ihn noch?

Franziska. Ich denke, Er sagte, Martin wäre weggeritten. So wird er doch wohl wieder kommen?

Just. Meint Sie?

Franziska. Wo ist er denn hingeritten?

Just. Es geht nun in die zehnte Woche, da ritt er mit des Herrn einzigem und letztem Reitpferde — nach der Schwemme.

Franziska. Und ist noch nicht wieder da? O, der Galgenstrick!

Just. Die Schwemme kann den braven Kutscher auch wohl verschwemmt haben. — Es war gar ein rechter Kutscher! Er hatte in Wien zehn Jahre gefahren. So einen kriegt der Herr gar nicht wieder. Wenn die Pferde in vollem Rennen waren, so durfte er nur machen: Brr! und auf einmal standen sie wie die Mauern. Dabei war er ein ausgelernter Roßarzt!

Franziska. Nun ist mir für das Avancement des Läufers bange.

Just. Nein, nein, damit hat's seine Richtigkeit. Er ist Trommelschläger bei einem Garnisonregimente geworden.

Franziska. Dacht' ich's doch!

Just. Fritz hing sich an eine liederliche Person, machte auf des Herrn Namen überall Schulden und tausend infame Streiche. Kurz, der Major sah, daß er mit aller Gewalt höher wollte; (das Hängen pantomimisch anzeigend) er bracht' ihn also auf guten Weg.

Franziska. O, der Bube!

Just. Aber ein perfekter Läufer ist er, das ist gewiß. Wenn ihm der Herr fünfzig Schritte vorgab, so konnte er ihn mit seinem besten Renner nicht einholen. Fritz hingegen kann dem Galgen tausend Schritte vorgeben, und ich wette mein Leben, er holt ihn ein. — Es waren wohl alle Ihre guten Freunde, Jungfer? Der Wilhelm und der Philipp, der Martin und der Fritz? — Nun, Just empfiehlt sich! (Geht ab.)

Aus dem Lustspiel

„Zopf und Schwert"

von Gutzkow.

Das Tabakscollegium.

Die Mitglieder der Tabaksgesellschaft, Grumbkow und Seckendorf an der Spitze, treten ein. Ihre Zahl beträgt außer den handelnden Personen etwa noch zehn. Alle treten feierlich, den Hut auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, ein. Beim König vorübergehend, fassen sie an

den Hut und nehmen einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde. Zuletzt Hotham und der Erbprinz. Der König steht links und läßt den Zug an sich vorüber nach rechts passiren. Eversmann.

Grumbkow
(macht die vorgeschriebene Begrüßung)

Guten Abend, Majestät!

König.

Guten Abend, Grumbkow!

Seckendorf.

Guten Abend, Majestät!

König.

Guten Abend, Seckendorf!

Graf Schwerin.

Guten Abend, Majestät!

König.

Guten Abend, Graf Schwerin! Schmeckt's?

Graf Schwerin.

Danke, Majestät! (Geht vorüber.)

Graf Wartensleben.

Guten Abend, Majestät!

König.

Guten Abend, Graf Wartensleben! Hat sie Luft?

Graf Wartensleben.

Danke, Majestät!

(Geht vorüber. Die andern gehen alle nach und nach oder mehrere auf einmal mit Verbeugungen vorüber.)

König.

Nun, meine Herren, nehmen Sie Platz. Ohne Unterschied, nach Belieben! Pulverdampf macht alles gleich.

Grumbkow.

Aber das Ziel, Majestät, welches Sie uns für heute versprochen haben?

König.

Ha, ha, die Scheibe! Da ist sie.

(Hotham und der Erbprinz treten ein.)

Alle.

Der Erbprinz?

Erbprinz (verbissen)

Guten Abend!

König.

Recht so, Erbprinz, daß Sie gekommen sind. Nun können Sie in Rheinsberg doch etwas ordentliches von meiner Familie wiedererzählen. (Bei Seite) Warte, Spion! (Laut) Ich glaube, Sie rauchen kalt.

Erbprinz.

Das Feuer denk' ich mir hier zu holen.

(Man setzt sich, und zwar so, daß an der einen Spitze des Tisches der König mit Grumbkow, an der andern Hotham mit dem Erbprinzen sitzen.)

König.

Langen Sie zu, meine Herren, da stehen die Sorgenbrecher!

Seckendorf.

Auf das Wohl Sr. Majestät!

König.

Nein, nach einem heißen Tage, voll Aerger und Kummer, auf Heiterkeit, Frohsinn und gute Einfälle!

(Alle stoßen an.)

Eversmann.

(Der ab und zu geht, die Gäste bedient und die Kohlen zum Anzünden reicht, bei Seite.)

Auf Einfälle stoß' ich nicht an. Ich baue mir jetzt mein viertes Haus.

König (bei Seite)

Grumbkow, ich glaube, es wird heut' schön werden.

Grumbkow (bei Seite)

Den Erbprinzen wollen wir gleich anbohren.

König (bei Seite)

Machen Sie's gnädig. Der Angstschweiß steht ihm schon auf der Stirne. (Laut) Sagen Sie 'mal, Erbprinz, da Sie ja doch so viel herumgewindbeutelt sind, rauchen sie in Versailles auch Tabak?

Erbprinz.

Nein, Majestät, aber in London hab' ich Matrosen gesehen, die kauen ihn.

König.

Brr! Grumbkow, das führen wir nicht ein — ich will nicht sagen von wegen des Geschmacks, aber solche Mahlzeiten müssen schrecklich kostspielig werden.

Hotham.

Unsere Matrosen brauchen den Tabak nur als Mittel gegen den Scorbut.

Seckendorf.

Was ist das, Scorbut?

Erbprinz.

Ein Uebel, Herr von Seckendorf, das mit einem bösen Munde anfängt.

König (lachend bei Seite)

Aha, Grumbkow, merken Sie was? Er kitzelt. Jetzt 'mal heraus mit der Pflanze.

Grumbkow.

Eversmann, sind die neuesten holländischen Zeitungen angekommen?

Eversmann.

Ja wohl, aber wieder lauter Lügen, Excellenz.

König.

Lügen? Drum, glaub' ich, ist auch unser Bier sauer.

Grumbkow.

Sagen Sie, Eversmann, steht nichts von Ansbach drin?

Hotham (bei Seite zum Erbprinzen)

Rüsten Sie sich!

Eversmann (frech)

Ach, über so ein kleines Ländchen.

König.

Stille! Preußen war auch einmal klein! Sagen Sie lieber, was schreiben denn jetzt die Holländer über Preußen?

Eversmann.

Schändlich! Es wären aus Potsdam wieder viele Deserteure durchgegangen —

König.

Stille! Das ist nicht gelogen. Leider!

Erbprinz.

Aber sie drücken sich darüber bei weitem zarter aus.

König.

Wie denn, Erbprinz?

Erbprinz.

Die Garden Ew. Majestät beständen aus Menschen, die größtentheils an einem krankhaften Wachsthum litten. Diese Riesen bekämen zuweilen Perioden, wo sie so ungeheuer ausschlügen, daß sie über die Fichten gingen und ganz aus dem menschlichen Gesichtskreise verschwänden.

König.

Ha, ha! Lustig ausgedrückt. Trinken Sie doch, Erbprinz.

Grumbkow.

Ich denke, Ew. Hoheit lesen nur französische Blätter?

Erbprinz.

Ich würde am liebsten preußische lesen, aber, Dank der Politik des Herrn von Grumbkow, zur Zeit dürfen in Preußen noch keine Blätter erscheinen.

König.

Ha, ha! da haben Sie's. (Bei Seite) Sieh', sieh', der nimmt kein Blatt vor den Mund. Es wird hübsch heute.

Hotham (bei Seite zum Erbprinzen)

Werden Sie nicht zu scharf! Mäßigung!

Grumbkow (bei Seite)

Seckendorf, strengen Sie 'mal Ihren Witz an.

Seckendorf (bei Seite)

Stille, stille! ich combinire schon lange etwas. Lassen Sie mich nur die günstige Zeit abwarten.

König.

Aber Sie trinken nicht, Erbprinz! Hier muß man trinken können. (Bei Seite) Eversmann, schenk' Er ihm tüchtig ein.

Hotham (bei Seite)

Man will Sie berauschen! Rücken Sie nur immer Ihren Krug zu mir herüber.

König.

Kennen Sie den alten Dessauer, Erbprinz?

Erbprinz.

Majestät —

König.

Wirklich? Wissen Sie denn auch, welche große Erfindung die Menschheit dem alten Dessauer zu verdanken hat?

Erbprinz (bei Seite)

Hotham, wissen Sie's nicht?

Hotham (bei Seite)

Verdammte Querfragen — sagen Sie die Kamaschen!

Erbprinz.

Was der alte Dessauer erfunden hat, wünschen Ew. Majestät zu wissen?

König.

Ja, was hat der Dessauer erfunden?

Seckendorf (bei Seite)

Sehen Sie, jetzt fangen wir ihn.

Erbprinz.

Hm, hm, das Pulver kann's nicht sein, denn das hat schon Herr von Seckendorf erfunden.

(Alle lachen.)

Seckendorf (bei Seite)

Lassen Sie nur, Grumbkow, ich warte nur den günstigen Augenblick ab.

König.

Die eisernen Ladestöcke hat er erfunden! So was wird mein Sohn in Rheinsberg mit all seinem Homer und Voltaire, und wie sie alle heißen, diese Heiden, in seinem Leben nicht zu Stande bringen. (Bei Seite) Trinkt er denn, Eversmann?

Hotham (bei Seite)

Verlieren Sie Ihren Vortheil nicht.

Erbprinz (bei Seite)

Wer Teufel kann auch an die eisernen Ladestöcke denken?

Grumbkow (aufstehend)

Auf die glückliche Reise Sr. Hoheit des Erbprinzen von Baireuth!

Alle
(außer dem König stehen auf)

Glückliche Reise!

Hotham (bei Seite)

Sie erliegen, Sie verlieren alles!

Erbprinz (bei Seite)

Schändliche Perfidie.

Hotham (bei Seite)

Jetzt oder nie! Stellen Sie sich berauscht.
(Alle setzen sich nieder, nachdem sie lachend angestoßen haben.)

Erbprinz
(steht auf mit dem Krug in der Hand und spricht mit sehr zarter, vorsichtiger Andeutung von Trunkenheit)

Meine Herrschaften —

König (bei Seite)

Ich glaube, er hat einen Spitz!

Erbprinz.

Und — und — und — ich danke Ihnen.
(Setzt sich, alle lachen.)

König.

Bravo, Erbprinz! Vortrefflicher Redner sind Sie!

Grumbkow.

Majestät, er ist fertig. Er soll eine Rede halten —

König.

Ja, Erbprinz, halten Sie uns eine Rede!

Alle.

Eine Rede! Eine Rede!

Erbprinz
(stützt den Kopf in die Hände und sieht nicht auf)

Hotham.

Es früge sich nur, über was?

König.

Ueber alles, was er will!

Hotham.

Ich wüßte wohl einen sehr interessanten Gegenstand.

König.

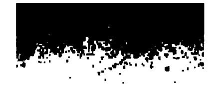
Heraus damit!

Hotham.

Ueber irgend ein Mitglied dieser lustigen Gesellschaft.

König.

Topp! Und daß wir nicht lange zu wählen brauchen — über mich.



Alle (betroffen)

Ueber Ew. Majestät?

König.

Es ist schrecklich heiß hier (knöpft sich den Rock auf). Machen wir's uns bequem. Eversmann! — Erbprinz! Munter! jetzt 'mal los! Halten Sie über mich eine Rede.

Hotham.

Bitte —

König.

Nicht gezögert, grade als wenn ich gestorben wäre.

Hotham.

Majestät —

König.

Ruhig, alles still! Der Erbprinz hält eine Rede über mich. (Bei Seite.) In vino veritas! Ich will doch hören, ob in seinem Innern alles Lüge ist.

Hotham (bei Seite)

Das wird ein entscheidender Moment!

Erbprinz

(tritt vor. Er schwankt etwas, sammelt sich aber wieder und tritt ganz vornhin.)

Fröhliche Versammlung!

König.

Fröhliche? Ich bin ja gestorben.

Erbprinz.

Thut nichts; sind doch fröhlich.

König.

Sapperment, ist das wahr?

Erbprinz.

Fröhliche Versammlung, vergnügte Leidtragende! Erlauben Sie, daß ich die heutige Festfreude durch einige schmerzliche Betrachtungen über die Eigenschaften des Dahingeschiedenen unterbreche.

König.

Schmerzliche Betrachtungen? Das ist ein schöner Anfang.

Erbprinz.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, war — ein großer Charakter, in dem sich aber — die sonderbarsten Widersprüche vereinigten.

König.

Widersprüche?

Erbprinz.

Wie bei allen Menschen, die ihre Erziehung sich selbst verdanken, stand sein an sich edles Gemüth unter dem Einfluß trüber Regungen, von denen die trübste das Mißtrauen war.

König.

Mißtrauen! Das sind ja schöne Sachen!

Erbprinz.

Seine Staaten hat er zu einem glänzenden Aufschwunge gebracht. Er hat die Regierung vereinfacht und die Gerechtigkeitspflege verbessert. Den ruhigen Genuß aller dieser Segnungen verdarb er sich aber durch eigene Schuld.

König.

Sieh', sieh', durch eigene Schuld?

Seckendorf (bei Seite)

Der junge Mensch muß schrecklich viel getrunken haben.

Erbprinz.

Sein lebhafter Geist versetzte den Unvergeßlichen in eine fortwährende Unruhe, die eben so für andre, als für ihn selber peinlich war. Ermüdet konnte er das Bedürfniß gemütblicher Erholung nicht unterdrücken, und seine Sitten waren einfach genug, dies Bedürfniß nirgends anders befriedigen zu wollen, als im Schoß seiner Familie.

Eversmann (bei Seite)

Wenn das nicht ein Unglück giebt.

Erbprinz.

Aber auch hier, statt sich auf Rosen zu legen, bettete sich der arme Fürst auf Dornen. Die Geschichte seines Sohnes ist so bekannt, daß ich sie mit Stillschweigen übergehen kann.

König.

Mit Stillschweigen.

Erbprinz.

Die Freiheit des menschlichen Willens hat Friedrich Wilhelm nicht verstanden. Impfen wollt' er Stamm auf Stamm, Vater auf Sohn, Alter auf Jugend. Die Hand einer liebenswürdigen Tochter bald hier-, bald dorthin verschenkend, fiel ihm niemals ein, auch der Wahl des Herzens Rechte einzuräumen, auch einmal zu fragen: Macht meine Wahl dich glücklich, Kind?

König.

Eversmann, nehm' Er 'mal die Pfeife.

Erbprinz.

Nun ist er geschieden. Jene Creaturen, die während seines Lebens das Herz der Mutter von dem Herzen des Vaters und Gatten entfernt gehalten hatten, zittern. Was der verkannte Sohn mit diesen Creaturen beginnen wird, steht dahin. Des Vaters Schöpfungen werden die Grundlage dieses Staates bleiben. Ueber sie her aber wird ein milderer Geist weben, Künste und Wissenschaften werden den Ruhm der Kugeln und Kanonen überflügeln, und der himmelanstrebende Adler Preußens wird seine Devise jetzt wahrhaft erfüllen: Nec soli cedis! Zu deutsch: Selbst der Sonne Blick darf dich nicht blenden! Selbst die Sonne muß dir aus dem Wege gehen! (Besinnt sich und geht, sich wieder trunken stellend, nach einer Pause an den Tisch) Hotham, geben Sie mir zu trinken!

König (nach einer Pause)

Was ist die Uhr?

Eversmann.

Eilfe durch, Majestät.

König.

(geht an den Tisch und nimmt einen Krug. Lange Pause.)

Erbprinz, wenn Sie morgen nüchtern sind, dann lassen Sie sich erzählen, daß ich mit Ihnen angestoßen hätte.

Erbprinz (stößt an).

Zu Befehl, Majestät —

König.

Er versteht es nicht, Hotham! Uebersetzen Sie's ihm in's Nüchterne! Gute Nacht, meine Herren! (Wendet sich noch einmal um und betrachtet den Erbprinzen nachdenklich, indem er dessen Worte wiederholt.) „Macht deine Wahl mich auch glücklich?" (Fixirt den Erbprinzen.) Schad' um ihn. Er ist ein Büchermensch.

Eversmann

(ergreift geschäftig einen Leuchter, streift im Zorn an dem triumphirenden Hotham vorbei und spricht mit einem verbissenen ingrimmigen Blick auf den Erbprinzen).

Darf ich Ew. Majestät vorleuchten?

König

(fixirt Eversmann. Wiederholt des Erbprinzen Wort).

„Die Creaturen zittern?" (Nach einer Pause, während welcher er alle übersieht.) Ich will allein sein (geht ab).

(Vorhang fällt.)

4. Die Oper.

Die Oper ist eine dramatische Dichtung mit Musikbegleitung, eine innige Verschmelzung der Poesie mit der Tonkunst. Da die Musik hauptsächlich dazu geeignet ist, den Gefühlen und Empfindungen einen tieferen Ausdruck zu verleihen, so folgt daraus, daß das lyrische Element in der Oper vorherrschen muß. Die Musik ist die Hauptsache darin, und neben ihr nehmen auch noch äußerer Glanz, prachtvolle Decorationen, Tänze 2c. die Sinne in Anspruch, so daß die Poesie fast ganz in den Hintergrund tritt. Dies mag auch der Grund davon sein, daß wir in der deutschen Literatur nur wenig gute Operntexte besitzen und unsre großen Dichter in dieser Dichtungsart nichts geliefert haben. Man unterscheidet ernste und komische Oper, große Oper und Operette. Die besten Opern haben wir von den Componisten Mozart, Beethoven, Weber, Wagner 2c.

Aus der Oper

„Der Templer und die Jüdin."

Text von Wohlbrück.
Musik von Heinrich Marschner.

3. Aufzug.

Chor.

Schlinget frohe Tänze,
Windet Blumenkränze,
Freude herrsche rings umher!
Laßt die Fahnen wallen,
Siegeslieder schallen
Zu des Königs Ruhm und Ehr'.

Romanze.

Ivanhoe.

Wer ist der Ritter hochgeehrt,
Der hin gen Osten zieht?
Wer ist's, vor dessen Flammenschwert
Der Muselmann entflieht?
Wer ist's, der dort im Siegesglanz
Auf Ptolomais steht?
Wer, dessen Stirn der Lorbeerkranz
Bei Askalon umweht? —
Du stolzes England, freue dich!
Dein Richard hoch und ritterlich,
Dein König! dein König!
Der tapf're Löwenherz!

Chor.

Du stolzes England, freue dich! 2c.

Ivanhoe.

Wer ist es, dessen Tapferkeit
Jerusalem uns gab?
Wer bahnte kühn der Christenheit
Den Weg zum heil'gen Grab?
Wer ist des Kreuzes erster Held,
Den selbst der Heide preist?
Wer ist's, den die erstaunte Welt
Den besten Ritter heißt?
Du stolzes England, freue dich! 2c.

Chor.

Du stolzes England, freue dich! 2c.

Rowena.

Ach, lange war das Vaterland
Im blut'gen Haß getheilt. —
Er schlang der Eintracht süßes Band,
Das alle Wunden heilt. —
Und seht ihr ein beglücktes Paar,
Das Freudenthränen weint,
So ahnet ihr wohl, wer es war,
Der treue Lieb' vereint'?
Du glücklich England, freue dich!
Dein Richard hold und minniglich,
Dein König! dein König!
Der edle Löwenherz!

Chor.

Du glücklich England, freue dich! 2c.

Chor.

Schlinget frohe Tänze,
Windet Blumenkränze,
Freude herrsche rings umher!
Laßt die Fahnen wallen,
Siegeslieder schallen
Zu des Königs Ruhm und Ehr'.



Kurze Uebersicht der Geschichte der deutschen Dichtung.

1. Zeitraum.

Die alte Zeit.

Vom germanischen Heidenthume bis gegen das Jahr 1000 nach Christi Geburt.

Unser deutsches Volk stammt aus dem Inneren Asiens und ist von da nach Westen vorgedrungen. Sprache, Sitten, Anschauungen und Rechtsgebräuche der alten Deutschen deuten auf morgenländischen Ursprung hin und bezeugen, daß sie keine wilden Barbaren waren, sondern schon einen gewissen Grad von Bildung besaßen. Wir wissen bestimmt, daß ihre Priester die Kunst zu schreiben verstanden, worauf der Name ihrer Schrift, Runen (von rûna, d. i. Geheimniß), hindeutet. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus erzählt uns von den alten Deutschen, daß sie in ihren Gesängen den Gott Tuisco und dessen Sohn Mannus priesen, ihre nationalen Helden feierten und besonders beim Beginn einer Schlacht oder während eines festlichen Mahles begeisternde Lieder erschallen ließen. Die meisten dieser Gesänge sind in den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen, und nur hier und da haben sich kurze Bruchstücke durch spätere Aufzeichnung erhalten. Den größten Einfluß auf die Bildung der germanischen Völker hat entschieden die Einführung des Christenthums ausgeübt, da mit der Annahme desselben die ganze nationale Entwickelung andere Bahnen einschlug. Das heidnische Element der alten Volksgesänge, alles, was in Beziehung zum alten Götterdienste stand, ward von den ersten Bekehrern unterdrückt und durch christliche Lieder ersetzt.

Unter den deutschen Völkerstämmen waren es die Gothen, die zuerst das Christenthum annahmen, das ihnen der Bischof **Ulfilas** (lebte von 318—388) verkündete. Er übersetzte den Gothen die Bibel in die gothische Sprache und diese Uebersetzung bildet das älteste Denkmal unserer deutschen Literatur. Weiter sind aus jenen ältesten Zeiten zu nennen, wenn auch einige Jahrhunderte später entstanden: das Hildebrandslied und der Heliand.

1. **Die Ulfila.** Die Bibelübersetzung des Ulfilas ist in der gothischen, der Mutter unserer hochdeutschen Sprache, geschrieben und wurde von dem Volke der Gothen in hohen Ehren gehalten. Nach dem 9. Jahrhunderte aber verscholl sie gänzlich, bis endlich im 16. Jahrhunderte ein in hessischen Diensten stehender Geometer, Namens **Arnold Mercator**, in der Abtei Werden die Uebersetzung der vier Evangelien in das Gothische von Ulfilas entdeckte. Diese wichtige Handschrift kam später nach Prag und nach der Eroberung dieser Stadt durch die Schweden im Jahre 1648 nahm sie der Graf **Königsmark** mit nach **Upsala**, wo sie unter dem Namen „silberner Codex" noch heute existirt. Das Buch ist in massives Silber eingebunden, und die Buchstaben sind in Silber auf purpurroth gefärbtes Pergament eingezeichnet. Außer den vier Evangelien sind aus dieser Bibelübersetzung noch die Briefe des Apostels Paulus und einzelne Stellen aus den Büchern Esra und Nehemia aufgefunden worden. Die Sage erzählt, daß Ulfilas die ganze Bibel übersetzt habe, jedoch mit Ausnahme der Bücher der Könige, um durch die in denselben enthaltenen Kriegsgeschichten den ohnehin kriegerischen Sinn seines Volkes nicht noch mehr zu entflammen.

2. **Das Hildebrandslied.** Das Hildebrandslied ist jedenfalls ein Bruchstück der Sammlung altdeutscher Volkslieder, die Karl der Große anfertigen ließ, die aber leider verloren gegangen ist. Das Original des Liedes findet sich in der Landesbibliothek zu Kassel und nimmt die erste und letzte leergelassene Seite eines geistlichen Buches ein, in welches dasselbe wahrscheinlich von Mönchen des Klosters Fulda geschrieben worden ist.

Der Inhalt des Hildebrandsliedes hängt mit dem Nibelungenliede zusammen und setzt die Begebenheiten desselben voraus. Dietrich ist mit Hildebrand mehr als dreißig Jahre von seiner Heimath entfernt gewesen und hat sich bei Etzel, dem König der Hunnen, aufgehalten, kehrt aber, nachdem sämmtliche Burgunder im Kampfe mit den Hunnen umgekommen sind, in seine Heimath zurück. Auch der alte Hildebrand sieht sein Land wieder, in welchem er

einst bei seinem Auszuge ein junges Weib und einen jungen Sohn, Namens Hadubrand zurückgelassen hatte. Dieser, inzwischen zu einem kampfgeübten Helden herangewachsen, tritt seinem Vater, den er nicht kennt, feindlich entgegen. Hildebrand erkennt seinen Sohn wieder, erzählt ihm seine Geschichte und sucht ihn vom Kampfe abzuhalten; Hadubrand aber bleibt dabei, daß sein Vater todt sei und besteht auf dem Kampfe. Da bricht der Vater in Klagen aus, daß er nach so langer Abwesenheit das Schwert auf sein eigenes Kind zücken und vielleicht dessen Mörder werden soll. Der Kampf beginnt. Hier bricht das Gedicht, welches leider nur ein Bruchstück ist, ab. Der Inhalt des Fehlenden ist jedoch nicht verloren gegangen, sondern von einem späteren Volksdichter, Kaspar von der Roen, neu besungen worden. Der Ausgang ist, daß der Vater den Sohn besiegt und mit ihm dann zu der einsamen Gattin und Mutter zurückkehrt. — Das Gedicht hat noch keinen Reim, sondern Alliteration.

3. Der Heliand — Heiland — oder die altsächsische Evangelienharmonie ist wahrscheinlich im 9. Jahrhundert, der Sage nach von einem sächsischen Bauer auf Veranlassung Ludwigs des Frommen verfaßt worden und gehört zu dem Schönsten und Erhabensten, was die geistliche Poesie aller Zeiten und aller Völker hervorgebracht hat. Es ist dieses Gedicht ein herrliches christliches Epos, das uns in einfacher, aber ergreifender Weise Christum als den gewaltigen Völkerfürsten, den Herrn aller Herren, den König aller Könige, vorführt, wie er umgeben von seinen Jüngern, durch die Lande zieht und dem Volke die reichen Schätze des Himmels austheilt. Ueberall erscheint uns der Herr voll Hoheit und Herrlichkeit, als der Sohn Gottes durch gewaltige Thaten seine göttliche Sendung bekräftigend. In diesem Gedichte finden wir das Christenthum, wie es unter dem Volke der Sachsen eine Gestalt gewonnen hatte und in ihr innerstes Geistesleben übergegangen war; es erhält für uns eine um so höhere Bedeutung, als es den Beweis liefert, daß das Sachsenvolk, obwohl mit dem Schwerte zum Christenthum bekehrt, demselben doch nicht feindlich gesinnt, sondern im innersten Herzen zugethan war.

Das Gedicht ist in altniederdeutscher Sprache und alliterirenden Versen geschrieben. Der Dichter Klopstock sagt von ihm: „Es ist edel und so poetisch, als es die Einfalt des Originals zuläßt. Es ist besonders viel alte Kernsprache darin und unter anderem manches vielbedeutende poetische Wort, das wir armen Neulinge verloren haben.“ Von dem unbekannten Dichter des Heliand sagt Simrock, der das Gedicht in's Hochdeutsche übersetzt hat: „Was Klopstock wollte und nicht vermochte, das christliche Epos zu dichten, das war

vor 1000 Jahren einem neubekehrten Sachsen gelungen.“ Von der Größe der Auffassung einzelner Begebenheiten aus dem Leben des Herrn legt die Art und Weise, in welcher uns z. B. die Bergpredigt erzählt wird, einen sprechenden Beweis ab. Dieselbe führt uns der Dichter ganz unter den großartigen Formen vor, unter welchen damals die Berathungen der Fürsten und Herzöge angesichts des versammelten Volkes stattfanden und wird etwa so erzählt: Näher um den waltenden Herrn, um das Friedekind Gottes, stehen die weisen Männer, die er, der Sohn Gottes, sich selbst erkor; weiter hinab lagern die Schaaren der Völker. Es warteten die Getreuen auf das Wort ihres Königs; sinnend verharren sie in ehrerbietigem, erwartungsvollem Schweigen, was der Völker Oberherr den versammelten Volksstämmen verkündigen wird. Und der Landeshirte sitzt gegenüber den Männern, Gottes eigenes Kind, um das Lob Gottes zu lehren in weisen Worten die Leute dieses Weltreiches. Er saß da und schwieg und sah sie an lange und war ihnen hold in seinem Herzen, der heilige Volksherr, mild in seinem Gemüthe; da that er seinen Mund auf, der allwaltende Fürst gegen die, die er zur Sprache — Volksversammlung — erkoren und lehrte, welche unter allen Völkern der Welt Gott die werthesten seien: selig seien die, die in dieser Welt arm seien durch Demuth, denn Gott werde ihnen in der Himmelsau, auf der grünen Gottes Wange, das unvergängliche Leben geben.“

(„Aus dem Heliand“ siehe Seite 120.)

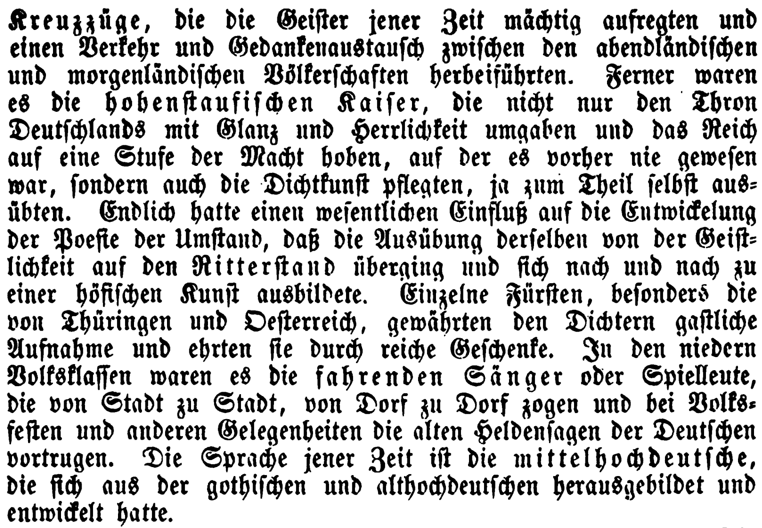
2. Zeitraum.

Die mittlere Zeit.

Vom Jahre 1000 bis 1500 nach Christi Geburt.

Die mittlere Zeit unserer deutschen Literatur umfaßt zwei Perioden; die erste, vom Jahre 1000 bis 1300, bildet die erste Blüthezeit der Poesie, während wir im 14. und 15. Jahrhundert einen Verfall derselben wahrnehmen.

Verschiedene Umstände trugen dazu bei, in der ersten Periode die Poesie zur Blüthe zu entfalten. Zuvörderst waren es die



Kreuzzüge, die die Geister jener Zeit mächtig aufregten und einen Verkehr und Gedankenaustausch zwischen den abendländischen und morgenländischen Völkerschaften herbeiführten. Ferner waren es die hohenstaufischen Kaiser, die nicht nur den Thron Deutschlands mit Glanz und Herrlichkeit umgaben und das Reich auf eine Stufe der Macht hoben, auf der es vorher nie gewesen war, sondern auch die Dichtkunst pflegten, ja zum Theil selbst ausübten. Endlich hatte einen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung der Poesie der Umstand, daß die Ausübung derselben von der Geistlichkeit auf den Ritterstand überging und sich nach und nach zu einer höfischen Kunst ausbildete. Einzelne Fürsten, besonders die von Thüringen und Oesterreich, gewährten den Dichtern gastliche Aufnahme und ehrten sie durch reiche Geschenke. In den niedern Volksklassen waren es die fahrenden Sänger oder Spielleute, die von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zogen und bei Volksfesten und anderen Gelegenheiten die alten Heldensagen der Deutschen vortrugen. Die Sprache jener Zeit ist die mittelhochdeutsche, die sich aus der gothischen und althochdeutschen herausgebildet und entwickelt hatte.

Auch die Verskunst erlitt wesentliche Veränderungen. Die Alliteration, die wir in den althochdeutschen Dichtungen vielfach finden, tritt zurück und macht dem Reime Platz, der von nun an häufig angewendet wird. Die metrische Form anlangend, bildete sich aus den einfachen Versreihen mit gepaarten Reimen nach und nach die Strophe mit oft kunstvollem Baue aus. Die Dichtungen jener Zeit sind meist epischer und lyrischer Natur. Das Epos ist entweder Volksepos, wie z. B. das Nibelungenlied und die Gudrun, oder Kunstepos, wie der Parcival; die lyrischen Poesien sind ebenfalls theils Volkslieder, theils Kunstlieder (Minnegesang).

Der Verfall der Poesie im 14. und 15. Jahrhundert hat seine Ursachen theils in dem Untergange des hohenstaufischen Kaiserhauses und der damit im Zusammenhange stehenden Zersplitterung Deutschlands, theils in den Zerwürfnissen zwischen Staat und Kirche und dem geringen Bildungsgrade der Geistlichen, theils in der Verwilderung des Adels, der Mißachtung der Poesie von seiten der Fürsten und der ganzen materiellen Richtung jener Zeit, die nur auf Entdeckungen und Erfindungen ausging. Da die Fürsten und Höfe im Gegensatze zu den Zeiten der Minnesänger die Poesie verachteten, ging dieselbe in die Hände des Volks und in die Werkstätten der Meister über, wodurch diese edle Kunst ein handwerksmäßiges Gepräge erhielt (Meistergesang).

Das Volksepos.

1. Das Nibelungenlied. Das Nibelungenlied ist unser größtes und schönstes Volksepos. Die Grundlage desselben sind verschiedene Sagenkreise, die sich in den Zeiten der Völkerwanderung um die Helden und Heerführer der wandernden Volksstämme bildeten und die später zu einem Ganzen vereinigt wurden. Von diesen Sagenkreisen sind besonders vier hervorzuheben:

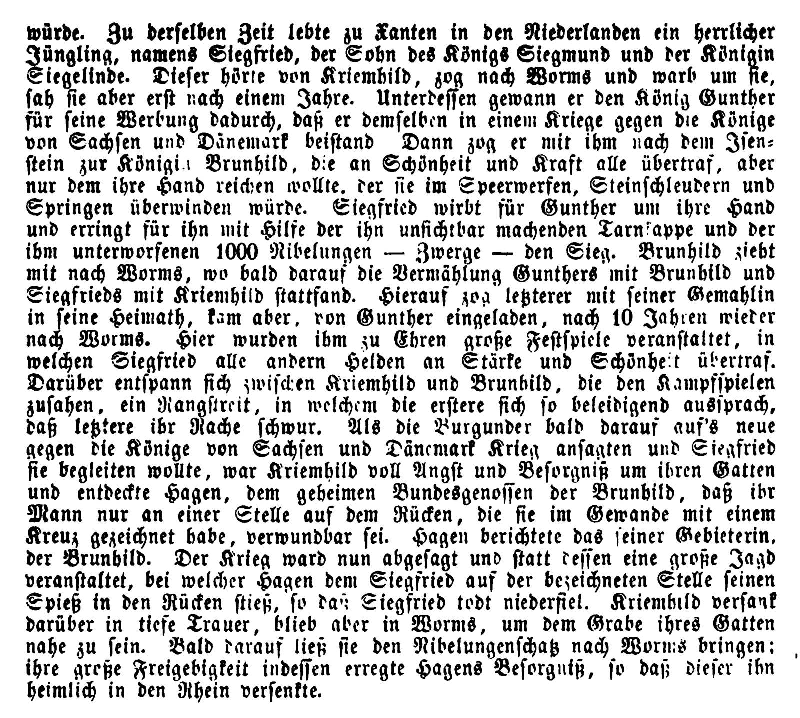
1. Der ostgothische Sagenkreis, in dessen Mitte der König Ermanrich und sein Neffe Dietrich von Bern stehen;
2. der burgundische Sagenkreis mit den Königen Gunther, Gernot und Giselher, deren Schwester Kriemhild und dem Dienstmann Hagen;
3. der niederrheinische Sagenkreis mit seinem Helden Siegfried, dem Drachentödter, wohl auch „hürnin Sigfrid" genannt und endlich
4. der hunnische Sagenkreis, in dessen Mitte der König Attila oder Etzel steht.

Die Begebenheiten des Nibelungenliedes fallen in die Zeit von 451—500 nach Christi Geburt, die Aufzeichnung derselben aber geschah viel später und dürfte etwa von 1170—1210 vollendet worden sein. Das Gedicht ist in mittelhochdeutscher Sprache abgefaßt und mehrfach in die neuhochdeutsche Sprache übertragen worden; eine der besten Uebersetzungen besitzen wir von Simrock.

Die Form der Darstellung anlangend, ist das Nibelungenlied in Strophen abgetheilt; jede Strophe besteht aus vier Versen mit gepaarten Reimen und jeder Vers aus zwei Hälften, von welchen der Schluß der ersten weiblich, der der zweiten dagegen männlich ist.

Das ganze Gedicht zerfällt in 39 Abschnitte, Abenteuer genannt, und diese werden wiederum in 2 Hauptheile getrennt. Der 1. Theil, der die ersten 19 Abenteuer enthält, kann mit der Ueberschrift „der Mord" und der 2. Theil mit den letzten 20 Abenteuern durch die Ueberschrift „die Rache" bezeichnet werden.

Inhalt. 1. Der Mord. Kriemhild, die Tochter des Burgunderkönigs Dankrat und Schwester der Könige Gunther, Gernot und Giselher, wuchs zu Worms zur herrlichen Jungfrau heran. Einst träumte ihr, daß zwei Adler einen Falken, den sie gepflegt hatte, erwürgten, und ihre Mutter Ute deutete diesen Traum auf ihren zukünftigen Gemahl, der durch Meuchelmord fallen



würde. Zu derselben Zeit lebte zu Xanten in den Niederlanden ein herrlicher Jüngling, namens Siegfried, der Sohn des Königs Siegmund und der Königin Siegelinde. Dieser hörte von Kriemhild, zog nach Worms und warb um sie, sah sie aber erst nach einem Jahre. Unterdessen gewann er den König Gunther für seine Werbung dadurch, daß er demselben in einem Kriege gegen die Könige von Sachsen und Dänemark beistand Dann zog er mit ihm nach dem Isenstein zur Königin Brunhild, die an Schönheit und Kraft alle übertraf, aber nur dem ihre Hand reichen wollte, der sie im Speerwerfen, Steinschleudern und Springen überwinden würde. Siegfried wirbt für Gunther um ihre Hand und erringt für ihn mit Hilfe der ihn unsichtbar machenden Tarnkappe und der ihm unterworfenen 1000 Nibelungen — Zwerge — den Sieg. Brunhild zieht mit nach Worms, wo bald darauf die Vermählung Gunthers mit Brunhild und Siegfrieds mit Kriemhild stattfand. Hierauf zog letzterer mit seiner Gemahlin in seine Heimath, kam aber, von Gunther eingeladen, nach 10 Jahren wieder nach Worms. Hier wurden ihm zu Ehren große Festspiele veranstaltet, in welchen Siegfried alle andern Helden an Stärke und Schönheit übertraf. Darüber entspann sich zwischen Kriemhild und Brunhild, die den Kampfspielen zusahen, ein Rangstreit, in welchem die erstere sich so beleidigend aussprach, daß letztere ihr Rache schwur. Als die Burgunder bald darauf auf's neue gegen die Könige von Sachsen und Dänemark Krieg ansagten und Siegfried sie begleiten wollte, war Kriemhild voll Angst und Besorgniß um ihren Gatten und entdeckte Hagen, dem geheimen Bundesgenossen der Brunhild, daß ihr Mann nur an einer Stelle auf dem Rücken, die sie im Gewande mit einem Kreuz gezeichnet habe, verwundbar sei. Hagen berichtete das seiner Gebieterin, der Brunhild. Der Krieg ward nun abgesagt und statt dessen eine große Jagd veranstaltet, bei welcher Hagen dem Siegfried auf der bezeichneten Stelle seinen Spieß in den Rücken stieß, so daß Siegfried todt niederfiel. Kriemhild versank darüber in tiefe Trauer, blieb aber in Worms, um dem Grabe ihres Gatten nahe zu sein. Bald darauf ließ sie den Nibelungenschatz nach Worms bringen; ihre große Freigebigkeit indessen erregte Hagens Besorgniß, so daß dieser ihn heimlich in den Rhein versenkte.

2. Die Rache. Um diese Zeit warb der Hunnenkönig Etzel, der seine Gemahlin Helche durch den Tod verloren hatte, um Kriemhild, die anfangs zwar widerstrebte, endlich aber doch einwilligte, als Rüdiger von Bechlaren, der von Etzel gesandte Brautwerber, ihr heimlich versprach, den Tod Siegfrieds an den Burgundern zu rächen Sie zog über Passau und Bechlaren nach dem Hunnenlande; Etzel kam ihr mit zahlreichem Gefolge bis nach Tulna entgegen, und in Wien wurde die Hochzeit mit großem Gepränge gefeiert. Nach sieben Jahren bat Kriemhild Etzel, ihre Verwandten aus Burgund einzuladen. Dies geschah; es wurden Boten an den König Gunther gesandt und von diesem freundlich empfangen. Die Einladung ward, trotz Hagens Einspruch, angenommen, und die Burgunder zogen mit großem Gefolge zu Etzel. An der Donau verkündigten Meerweiber Hagen den Untergang: an der Grenze von Rüdigers Land warnte Eckward, kurz vor der Ankunft bei Etzel aber Dietrich von Bern die Burgunder vor der Rache Kriemhildens. Diese suchte zunächst den Dietrich zu bereden, Siegfrieds Tod an Hagen zu rächen, doch vergebens. Dietrich wollte sich keine Treulosigkeit zu schulden kommen lassen. Hierauf wußte Kriemhild den Blödelin durch glänzende Versprechungen zu gewinnen, und dieser drang mit seinen Mannen in den Saal, wo die Burgunder zu Tische saßen. Es begann nun ein langer und furchtbarer Kampf, der damit endete, daß alle Burgunder und Hunnen erschlagen wurden. Zuletzt kämpften unbesiegt nur noch Gunther und Hagen, bis letzterer von Dietrich verwundet und der Kriemhild als Gefangener überliefert ward. Diese verlangte von ihm

die Herausgabe des Nibelungenschatzes und Bezeichnung der Stelle, wo er in den Rhein versenkt worden war, und als Hagen dies verweigerte, schlug ihm Kriemhild selbst mit Siegfrieds Schwert den Kopf ab. Empört über diese That, zückte Hildebrand sein Schwert und tödtete Kriemhild; Etzel aber und Dietrich erhoben laute Klagen um die Gefallenen.

Der Grundgedanke der ganzen Dichtung ist in den Schlußworten ausgesprochen:

Mit Leide ward geendet des Königs hohes Fest,
Wie zu allem Ende die Liebe immer Leid nur läßt.

In diesem Tone der Trauer und der Klage, mit welchem das ganze Lied ausklingt, kehrt es wieder zurück zum Anfange, denn es will singen „von dem höchsten Fest der Freude und vom Weinen und von Klagen und wie Liebe mit Leide lohnen kann.“ Diese Stimmung des Herzens ist tief begründet im Wesen des deutschen Volkes, sie ist, wie Vilmar sagt, der Grundton des germanischen Lebens, durch welches, wie bei keinem andern Volke, das Bewußtsein der Vergänglichkeit und das leise Beben der Todesahnung hindurchzittert.

(„Aus dem Nibelungenlied“ siehe Seite 110)

2. Gudrun. Das deutsche Heldengedicht „Gudrun“, welches dem Nibelungenliede an poetischer Schönheit nicht nachsteht, ist, wie das letztere, aus vorhandenen Sagen und Volksliedern entstanden und ebenfalls in der mittelhochdeutschen Sprache niedergeschrieben worden. Die Zeit der Entstehung ist uns nicht genau bekannt, doch dürfte es bald nach dem Nibelungenliede, vielleicht in der Mitte des 13. Jahrhunderts abgefaßt worden sein. Der Verfasser, der jedenfalls in Süddeutschland wohnte, ist uns unbekannt, ist aber wahrscheinlich ein fahrender Sänger gewesen. Die Gudrun ist ebenfalls in Strophen von je vier Versen eingetheilt; letztere sind dem Nibelungenliede nachgebildet, nur hat der 3. und 4. Vers jeder Strophe weibliche Reime, wodurch das Ganze einen sanfteren und milderen Charakter erhält. Der Inhalt des Gedichtes zerfällt in drei Haupttheile: der erste enthält die Geschichte Hagens, der zweite die seiner Tochter Hilde, und der dritte erzählt uns die Entführung der Tochter Hildens, Namens Gudrun. Der erste Theil steht zum zweiten und dritten in einem ziemlich lockeren Zusammenhange, so daß man vielfach der Meinung gewesen ist, er gehöre ursprünglich gar nicht zum Ganzen; der zweite und dritte Theil dagegen hängen auf das engste mit einander zusammen.

Inhalt. Hagen, der Sohn des Königs Sigebant von Irland, wird als siebenjähriger Knabe von einem Greif geraubt und kommt auf eine wüste Insel, wo er drei ebenfalls geraubte Königstöchter findet, die sich seiner

annehmen. Später gelingt es ihm, den Greif zu tödten und mit den Jungfrauen in seine Heimath zu entkommen, wo eine derselben — Hilde — sein Weib wird. Aus dieser Ehe stammt eine Tochter, ebenfalls Hilde genannt, die von außerordentlicher Schönheit ist und um deren Hand viele edle Fürsten werben; ihr Vater Hagen aber will sie nur dem zum Weibe geben, der ihn selbst an Stärke und Tapferkeit übertrifft.

Hilde wird nun von dem mächtigen Könige Hettel von dem Lande der Hegelingen begehrt, der seine Helden, Wate, Frute und Horand, sendet, um bei Hagen um ihre Hand zu werben. Diesen Männern, besonders dem letzteren, dem trefflichen Sänger Horand, gelingt es, Hilde zu bewegen, mit ihnen zum König Hettel zu entfliehen. Darüber ist Hagen aufgebracht und setzt den Fliehenden nach, die indessen bei Hettel anlangen und von diesem freundlich empfangen werden. Bald darauf kommt auch Hagen an und nun entspinnt sich ein furchtbarer Kampf, der damit endigt, daß Hettel und Hagen Frieden schließen und letzterer dem ersteren seine Tochter zum Weibe giebt.

Gudrun ist der Name der Tochter, die aus der Ehe Hettels und Hildens stammt. Der Ruf ihrer Schönheit und Anmuth verbreitet sich durch weite Länder, so daß mächtige Fürsten um ihre Hand anhalten. Unter ihnen gelingt es Herwig von Seeland, die Gunst der Gudrun zu erwerben und sich mit ihr zu verloben. Darüber aufgebracht, fällt Hartmuth, König der Normannen, der auch um Gudrun geworben hatte, aber abgewiesen worden war, in das Land Hettels, erstürmt in dessen Abwesenheit die Königsburg und führt Gudrun mit noch 62 Frauen, unter welchen auch Hildeburg ist, eine der vom Greif geraubten Königstöchter, als Gefangene fort. Als Hettel und Herwig dies erfahren, eilen sie den Normannen nach und es kommt zu einem heftigen Kampfe, in welchem die Hegelingen von den Normannen geschlagen werden und Hettel getödtet wird, worüber Gudrun laute Klage erhebt.

Letztere wird von Hartmuth nach dem Normannenlande entführt und von ihm und seinen Eltern, dem König Ludwig und der Königin Gerlinde durch Versprechungen und Drohungen bestürmt, ihrem Verlobten Herwig zu entsagen und Hartmuth zu heirathen. Als Gudrun aber diese Anträge mit Entrüstung zurückweist, wird sie von Gerlinde schlecht behandelt und gezwungen, die niedrigsten Dienste zu verrichten. Nach 13 Jahren endlich kommen ihr Verlobter Herwig und ihr Bruder Ortwin mit Heeresmacht, um sie zu befreien. Beide treffen Gudrun, als sie mit Hildeburg am Strande wäscht. Herwig will, nachdem er seine Braut erkannt hat, diese sogleich mitnehmen, Ortwin dagegen seine Schwester nicht stehlen, sondern im offenen Kampfe wieder gewinnen. Am andern Morgen kämpfen die Hegelingen vor der Burg Hartmuths, die Normannen werden geschlagen, Ludwig und Gerlinde getödtet, Hartmuth und dessen Schwester Ortrun aber gefangen genommen. Nach glücklicher Fahrt langen die Sieger wieder in ihrer Heimath an; Herwig vermählt sich mit Gudrun, Ortwin mit Ortrun und Hartmuth mit Hildeburg.

Wie in dem Nibelungenliede, so ist auch in der Gudrun der Gedanke der Vergeltung in consequenter Strenge durchgeführt, nur daß hier das Ende nicht in einem blutigen Strafgerichte, sondern in einem versöhnenden Schlusse ausklingt. Das Nibelungenlied besingt die eheliche Treue, die Gudrun die bräutliche Treue; dort entspringt aus Freude Leid, hier aus Leid Freude. Liebe und Treue finden endlich ihren Lohn, das ist der Grundgedanke der ganzen Dichtung.

(„Aus Gudrun" siehe Seite 112.)

Das Kunstepos.

Parcival. Während das Nibelungenlied und die Gudrun der Volksdichtung angehören, bildet der Parcival ein Kunstepos. Man erkennt dies besonders daran, daß der dem Gedichte zu Grunde gelegte Stoff ein fremder, ausländischer, und das ganze Gedicht das Werk eines einzigen Dichters ist. Der Verfasser des Parcival ist der Minnesänger Wolfram von Eschenbach, der das Gedicht wahrscheinlich zwischen den Jahren 1205 und 1215 gedichtet, und da er selbst nicht schreiben konnte, seinem Schreiber dictirt hat.

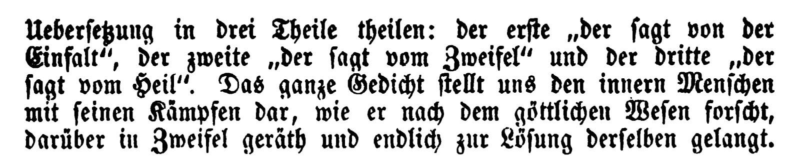
Es ist in fortlaufenden Reimpaaren geschrieben, die aber oft durch gekreuzte und umarmende Reime unterbrochen werden. Obwohl in der Form eleganter und vollendeter, steht die Kunstpoesie doch an Kraft und Frische der Volksdichtung bedeutend nach.

Im Parcival sind zwei Sagen, die vom König Artus und der Tafelrunde und die vom heiligen Gral zu einem Ganzen verschmolzen.

Der König Artus, der alte britische Nationalheld, einer der tapfersten Kämpfer gegen die in England eindringenden Deutschen, die Angeln und Sachsen, bildet den Mittelpunkt des britischen oder bretonischen Sagenkreises. Der Inhalt der Artussage ist folgender: An der runden Tafel des Oberfeldherrn der Briten, welche für 50 der edelsten Ritter berechnet war, mußte ein Platz leer bleiben, der für den Sohn des Oberfeldherrn, für Artus, bestimmt war. Schneller Tod traf den, der verwegen nach diesem Platze strebte. Nur wer sich durch außerordentliche Thaten im Ritterdienste ausgezeichnet hatte, wurde für würdig erachtet, in die Tafelrunde aufgenommen zu werden. —

Unter dem Gral — Schüssel — versteht man das Gefäß, aus welchem der Herr einst in der Nacht, da er verrathen ward, seinen Jüngern das heilige Abendmahl reichte und in welchem am andern Tage Joseph von Arimathia das Blut auffing, das Jesus am Kreuze vergoß. Dieses Gefäß, an welches sich das Werk der Erlösung sichtbar anknüpfte, war darum der Sage nach mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet und wurde in einem kostbaren Tempel des Berges Montsalvage bewahrt. Hüter und Pfleger dieses Heiligthums zu sein, galt für die höchste Ehre, deren ein Mensch überhaupt theilhaftig werden konnte, und nur dem treusten, demuthsvollsten und reinsten Ritter wurde sie zu Theil. —

Beide Sagen, die vom König Artus und die vom heiligen Gral hat Wolfram von Eschenbach seiner Dichtung zu Grunde gelegt, und wir können letztere nach den Ueberschriften einer alten


Uebersetzung in drei Theile theilen: der erste „der sagt von der Einfalt", der zweite „der sagt vom Zweifel" und der dritte „der sagt vom Heil". Das ganze Gedicht stellt uns den innern Menschen mit seinen Kämpfen dar, wie er nach dem göttlichen Wesen forscht, darüber in Zweifel geräth und endlich zur Lösung derselben gelangt.

Inhalt. Parcival, der Sohn des Gamuret von Anjou, der auf einem Zuge nach dem Morgenlande durch Verrath gefallen ist, und dessen Gemahlin Herzeloyde (Herzeleide), die aus dem Geschlechte der Gralshüter stammt, wird von seiner Mutter in der Einöde Soltane in bäurischer Einfalt erzogen, damit er sich nicht einst, wie sein Vater, dem Ritterstande widme. Unter kindischen Spielen wächst der Knabe heran, bis er einst vier vorbeireitende Ritter erblickt, von diesen über das Wesen des Ritterstandes belehrt wird und sich nun entschließt, selbst ein Ritter zu werden. Die Mutter, die seinen Entschluß nicht hindern kann, legt ihm Narrenkleider an, als er fortgeht, in der Hoffnung, daß der Spott der Menschen ihm sein Vorhaben verleiden und ihn zurückführen werde. Nach mancherlei Abenteuern kommt Parcival an den Hof des Königs Artus in Nantes, wo sich ein alter Ritter, namens Gurnemanz, seiner annimmt und ihm Rittersitte lehrt, ihn besonders bedeutet, sich nicht durch kindische Fragen fortwährend lächerlich zu machen. Hierauf zieht Parcival auf Abenteuer aus und kommt auf seinen Fahrten in die Burg des heiligen Gral, wo sein Oheim Amfortas, der Gralshüter, an einer unheilbaren Wunde krank liegt. Er wird von diesem empfangen und schaut in einem großen Saale den Gral selbst, ohne es zu wissen, und die überirdische Pracht und Herrlichkeit, die ihn umgiebt, fragt aber, eingedenk der Mahnung des Gurnemanz, nicht nach den Leiden seines Oheims, nicht nach den Wundern des Grals. Am andern Tage reitet Parcival weiter und findet seine Pflegeschwester Sigune, die ihn belehrt, wie schwer er darin gefehlt habe, daß er in der Gralsburg nach dem Heile, dem er so nahe war, nicht gefragt habe und daß es ihm bestimmt gewesen sei, einst selbst Gralshüter zu werden. Darüber geräth Parcival in Verzweiflung, reitet vier Jahre, um Gott und Göttliches unbekümmert, trostlos und verzagt umher, bis er endlich durch einen Einsiedler wieder auf den rechten Weg zurückgeführt wird. Dieser belehrt ihn über Gott und die Wunder des heiligen Grals; Parcival empfindet tiefe Reue über seinen vorigen Wandel, bessert sich, wird Mitglied der Ritter der Tafelrunde und gelangt endlich zum Königthume des heiligen Grals.

(„Aus dem Parcival" siehe Seite 115.)

Die Minnesänger.

Auf die alten Heldengesänge, in welchen die Thaten einer ganzen Nation gefeiert werden, folgt in der deutschen Literatur eine Poesie, die vorzugsweise lyrischer Natur ist und die Herzenszustände, die Freuden und Leiden des Einzelnen zum Gegenstande hat. Durch das Christenthum war die gesellschaftliche Stellung der Frau eine wesentlich andere geworden, ihr untergeordnetes Verhältniß zum Manne war nach und nach gewichen und an dessen Stelle Gleichberechtigung in der Familie und der Gesellschaft ge-

treten, in welcher sie als die Vertreterin der Sitte und des Anstandes dastand. Die Ritter widmeten sich ihrem Dienst und Schutz, besangen ihr Lob in begeisternden Liedern, und so entstand der Minnegesang, der im 13. Jahrhunderte unter der Ritterschaft seine schönsten und duftigsten Blüthen entfaltete. Die Minnesänger übten ihre Kunst vornehmlich an den Höfen der Kaiser und Fürsten aus, und ihr Gesang umfaßte in der Hauptsache drei Kreise: Frauendienst, Herrendienst und Gottesdienst. Keusch und rein, zart und innig, ohne jede Beimischung von Leidenschaft, besangen sie Frauenliebe und Frauenschönheit — Minne —, das „Heilige und Ahnungsreiche", das nach Tacitus im Wesen der deutschen Frau lag, und bildeten um sie einen Frauencultus, der nichts von Treulosigkeit, von falschen Schwüren, von niederen Leidenschaften weiß; er kennt nur Treue, unverbrüchliche Treue. Daneben besingen die Minnesänger auch weltliche Dinge, feiern Kaiser und Reich, Papst und Kirche, wie es der Aufenthalt an den Höfen, wo sie lebten, nicht anders mit sich brachte. Ferner preisen sie in erhabenen Weisen die Schönheit der Natur und ihrer wechselnden Erscheinungen und singen endlich auch das Lob der himmlischen Minne, Gott und der heiligen Jungfrau zu Ehren.

Ihre Lieder sind für den unmittelbaren Vortrag bestimmt; der Dichter selbst sang sie unter Begleitung eines Saiteninstruments, gewöhnlich der Zither, vor einem glänzenden Zuhörerkreise von Rittern und Frauen, und der Beifall der letzteren war der schönste Lohn, den er erringen konnte. Die Lieder selbst, die sich durch eine klangvolle Sprache und oft künstliche Reimbildungen auszeichnen, sind erst später aufgezeichnet worden; viele sind deshalb verloren gegangen, eine ziemliche Zahl ist uns aber noch erhalten worden. Die Zahl der Minnesänger, von denen wir noch Lieder besitzen, beläuft sich auf einhundert und sechzig.

Die Zeit der Minnesänger gehört zu der fruchtbarsten in unserer deutschen Literatur und bildet mit Recht eine Blüthezeit derselben.

Wolfram von Eschenbach. Wolfram von Eschenbach, ein fränkischer Ritter, stammt aus dem Städtchen Eschenbach bei Ansbach und lebte zur Zeit der Hohenstaufen. Er gehörte dem Dichterkreise an, der sich zu Ende des zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts um den glänzenden Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen sammelte, ähnlich dem Dichterkreise, der sich sechshundert Jahre später am Hofe zu Weimar zusammenfand; beide bezeichnen eine Blüthezeit deutscher Poesie, auf beide kann das deutsche Volk mit Stolz zurückblicken. Wolfram von Eschenbach ist der erste mittelhochdeutsche Dichter, und seine Gedichte

sollen, wie er selbst sagt, „Männern und Frauen eine Regel ihres Lebens sein". Sein größtes Werk ist das Epos Parcival, das er jedenfalls am Hofe Hermanns von Thüringen auf der Wartburg bei Eisenach geschrieben hat, vielleicht um das Jahr 1208. Von seinem übrigen Leben ist uns nur wenig bekannt, er starb um das Jahr 1230 und wurde in Eschenbach begraben, wo sich noch im 15. Jahrhunderte sein Grabmal vorfand. Im Jahre 1860 hat man ihm daselbst ein Denkmal gesetzt.

Walther von der Vogelweide. Von dem Leben Walthers von der Vogelweide wissen wir fast eben so wenig, wie von dem Wolframs von Eschenbach. Was aus seinem Leben bekannt geworden ist, hat er selbst in seinen Liedern mitgetheilt. Das Jahr seiner Geburt und das Jahr seines Todes kennen wir nicht; wahrscheinlich hat er in der Zeit von 1170—1230 gelebt. Sein Geburtsland ist Franken, aber schon frühzeitig ging er an den Hof Friedrichs des Katholischen nach Wien, wo er seine ersten Lieder sang. Später finden wir ihn an dem Hofe Philipps von Schwaben, über dessen gastliche Aufnahme er aber nicht besonders erfreut war und dem er mehrfach Geiz vorwirft. Er verließ diesen Hof und begab sich nach Eisenach an den Hof Hermanns von Thüringen, wo er mit Wolfram von Eschenbach und andern Minnesängern zusammentraf und durch einen poetischen Wettkampf wohl die Veranlassung zu der späteren Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg gegeben haben mag. Von hier aus ging Walther zu dem Kaiser Otto IV. und vertheidigte denselben in seinen Liedern gegen die Angriffe des Papstes Innocenz, nennt den letzteren einen Wolf, einen Schacherer, ja sogar einen Judas. Nur kurze Zeit blieb Walther bei Otto und scheint nun längere Zeit keinen bleibenden Aufenthalt gehabt zu haben, denn wir finden ihn bald an dem Hofe von Kärnthen, bald wieder in Eisenach, endlich bei dem Kaiser Friedrich II., der ihm ein Lehen gab und die Erziehung seines Sohnes anvertraute. Mit dem Jahre 1227 verschwinden alle Nachrichten über ihn, und im folgenden Jahre, 1228, beklagt sein Schüler Ulrich von Singenberg seinen Tod. Walther liegt im Garten des Münsters zu Würzburg begraben, und eine alte Chronik erzählt, daß er durch ein Testament verordnet habe, auf seinem Grabe die Vögel täglich mit Weizenkörnern zu füttern. Im Laufe der Jahrhunderte indessen ist das Denkmal mit seinen Futtergruben verschüttet worden. Walther von der Vogelweide zeichnet sich durch außerordentlichen Gedankenreichthum und durch eine klangvolle Sprache aus, so daß er zu den bedeutendsten Minnesängern gerechnet wird. (Siehe Seite 17.)

Die Meistersinger.

Während im 14. und 15. Jahrhunderte der Adel sank und mehr und mehr verwilderte, hob sich der Wohlstand der Städte, und die Poesie ging vom Ritterstande auf den Bürgerstand über. Die Meister der einzelnen Innungen und Zünfte traten zusammen und bildeten durch freie Vereinigung Singschulen, in welchen die Poesie gepflegt werden sollte. Diese Poesie, Meistergesang genannt, ist als eine Fortsetzung des Minnegesangs zu betrachten und unterscheidet sich von demselben besonders dadurch, daß sie in geschlossenen Vereinigungen unter Beobachtung genauer Gesetze und Bestimmungen gepflegt wurde. Die Sammlung derjenigen Gesetze, nach welchen in den Singschulen gedichtet werden mußte, hieß Tabulatur. Die Mitglieder der Singschulen zerfielen in Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter und Meister. Die Schüler verstanden die Tabulatur noch nicht, während die Schulfreunde mit den Bestimmungen derselben bekannt waren; wer mehrere Töne — Strophenformen nebst Melodien — singen konnte, war ein Singer; wer nach vorhandenen Melodien Lieder verfaßte, ein Dichter, und wer endlich einen neuen Ton erfand, ein Meister.

Aus der Zahl der letzteren wurde das Gemerk, der Vorstand der Singschule, gewählt, zu welchem der Büchsenmeister (Kassirer), der Schlüsselmeister (Archivar), der Merkmeister (Kritiker), und der Kronenmeister (Ueberreicher der Preise), gehörten. Der Merkmeister hatte darauf zu achten, daß die Gesänge keine Verstöße gegen die Bestimmungen der Tabulatur enthielten; dergleichen Fehler waren die falsche Meinung (unchristliche Lehren, unzüchtige Wörter 2c.) und die blinde Meinung (undeutliche Ausdrücke und unverständliche Wörter). Wer „in der Kunst glatt" war, d. h. nicht gegen die Gesetze der Tabulatur gefehlt hatte, erhielt vom Kronenmeister den Preis, den ihm das Gemerk zuerkannt hatte. Der erste Preis war der Davidsgewinner und bestand aus einer silbernen Kette mit dem Bildnisse Davids, die dem Sänger umgehangen wurde. Diese Singschulen haben sich bis in das 16. und 17. Jahrhundert erhalten, in der Stadt Ulm sogar bis zum Jahre 1839. Dort waren in dem genannten Jahre nur noch die vier Meister des Gemerks übrig; diese beschlossen am 31. October den alten Meistergesang und übergaben ihre Tabulatur nebst Sing- und Liederbüchern dem Liederkranze zu Ulm mit dem Wunsche: „daß, wie der Meistersinger Tafel Jahrhunderte lang die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen lud, so Jahrhunderte lang auch das Banner des Liederkranzes wehen, und seine Lieder späten Enkeln tönen

mögen". Während die Zeit der Minnesänger eine Periode der Blüthe unserer Nationalliteratur bildet, beginnt mit der Zeit der Meistersinger ein Verfall derselben. Die letzteren legten das Hauptgewicht weniger auf den Inhalt, als auf die Form ihrer Gedichte, und der kunstvolle Strophenbau der Minnesänger artete in ihrer Hand in künstliche Spielereien aus; schulgerechte Reimerei war das Ziel, das sie erreichen wollten, und ihre Producte haben sich darum auch nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben.

Die Zahl der Meistersinger und ihrer Lieder ist sehr groß, die bedeutendsten sind Hans Sachs (1494—1576), Peter Fischer, Michael Beheim, Leonhard Nunnenbeck ꝛc.

3. Zeitraum.

Die neuere Zeit.

Vom Jahre 1500 bis zur Gegenwart.

Die Reformation und das evangelische Kirchenlied.

Mit dem Verfall der Dichtkunst im 14. und 15. Jahrhunderte ging ein Verfall der deutschen Sprache Hand in Hand; an Stelle der schönen und kräftigen mittelhochdeutschen Sprache der Minnesänger traten einzelne unausgebildete Mundarten, z. B. die niederdeutsche, welche Unsicherheit und Willkür des Ausdrucks im Gefolge hatten. Dieser Sprachverwilderung machte unser großer Reformator Dr. Martin Luther durch sein unsterbliches Werk, die Bibelübersetzung, ein Ende und wurde dadurch der „Stammvater des neuen Sprachenbaues", der neuhochdeutschen Sprache. In unübertrefflicher Weise benutzte er den reichen Schatz unserer deutschen Muttersprache, um die ganze Herrlichkeit des göttlichen Wortes in der von ihm verfaßten Uebersetzung zur Darstellung zu bringen und so in der Bibel ein echtes Volksbuch zu schaffen, das zu den kostbarsten Schätzen unserer deutschen Nationalliteratur gehört. Ihm verdanken wir es, daß die neuhochdeutsche Sprache die Schrift- und Büchersprache, die Sprache der Gelehrten und Gebildeten wurde und von nun an immer mehr zur Herrschaft gelangte. Neben der

Bibelübersetzung ist eine der schönsten Früchte der Reformation das evangelische Kirchenlied, in welchem die innersten und heiligsten Gefühle des deutschen Volkes zum Ausdruck gelangen. Im 13. und 14. Jahrhundert wurden beim Gottesdienste meist lateinische Gesänge vorgetragen, und der Kirchengesang war darum kein Gesang des ganzen Volkes. Erst im 15. Jahrhunderte fing man an, die lateinischen Gesänge aus den Kirchen zu verdrängen und an deren Stelle deutsche Lieder zu setzen. Um die Einführung derselben beim Gottesdienste hat sich zuerst Peter Dresdensis, (eigentlich Faulfisch) ein Schüler des Johann Huß und später Rector in Zwickau, verdient gemacht; ihm folgten andere nach, und das deutsche Kirchenlied bürgerte sich mehr und mehr ein. Nach den Perioden seiner Entwickelung lassen sich vier Arten von Liedern unterscheiden:

1. Uebersetzungen lateinischer Kirchenlieder in die deutsche Sprache, z. B. die Lieder: Herr Gott, dich loben wir 2c., Komm, heiliger Geist 2c. sind ursprünglich in lateinischer Sprache geschrieben und in die deutsche übersetzt worden.

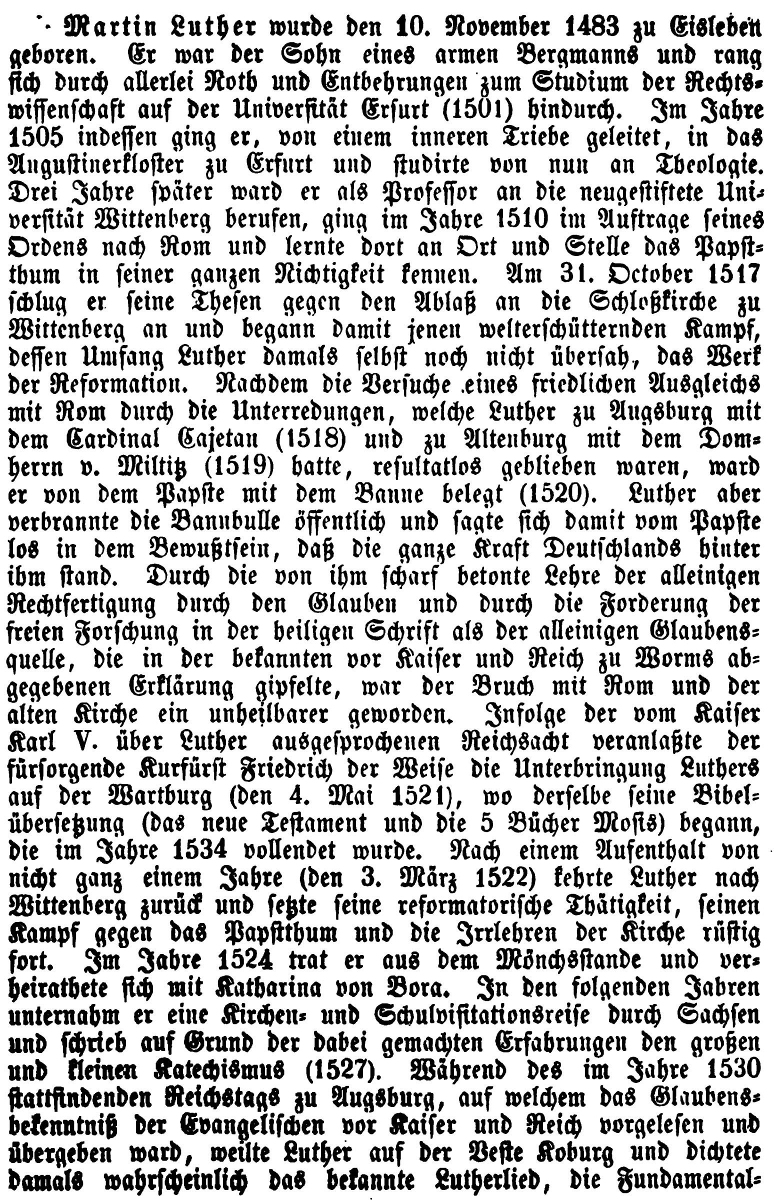
2. Mischlieder, in denen deutsche und lateinische Verse unter einander gemischt sind und die ein wunderliches Bild darstellen, z. B.

In dulci jubilo
Nun singet und seid froh 2c.

3. Umbildungen weltlicher Volkslieder in geistliche Lieder; man nahm bekannte Volkslieder, die wegen ihrer gefälligen Form und ihres ansprechenden Inhalts beim Volke beliebt waren, auch von demselben gern gesungen wurden und wandelte sie in geistliche Lieder um.

4. Originallieder, welche in deutscher Sprache gedichtet waren.

Mit der Reformation brach sich nun die letztere Art des Kirchenliedes Bahn. Der Glaube an ein besonderes bevorrechtetes Priesterthum fiel, die heilige Schrift und das Kirchenlied wurden Gemeingut des ganzen deutschen Volkes. Luther gab demselben nicht nur eine Uebersetzung der Bibel in die deutsche Sprache, sondern er lieferte auch eine Anzahl der besten und schönsten Kirchenlieder, die als unerreichte Muster einen unvergänglichen Werth haben. Außer Luther haben sich Flemming, Albert, Gerhardt, Neumark, Neander, Gellert, Klopstock 2c. auf dem Gebiete des Kirchenliedes ausgezeichnet.



Martin Luther wurde den 10. November 1483 zu Eisleben geboren. Er war der Sohn eines armen Bergmanns und rang sich durch allerlei Noth und Entbehrungen zum Studium der Rechtswissenschaft auf der Universität Erfurt (1501) hindurch. Im Jahre 1505 indessen ging er, von einem inneren Triebe geleitet, in das Augustinerkloster zu Erfurt und studirte von nun an Theologie. Drei Jahre später ward er als Professor an die neugestiftete Universität Wittenberg berufen, ging im Jahre 1510 im Auftrage seines Ordens nach Rom und lernte dort an Ort und Stelle das Papstthum in seiner ganzen Nichtigkeit kennen. Am 31. October 1517 schlug er seine Thesen gegen den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg an und begann damit jenen welterschütternden Kampf, dessen Umfang Luther damals selbst noch nicht übersah, das Werk der Reformation. Nachdem die Versuche eines friedlichen Ausgleichs mit Rom durch die Unterredungen, welche Luther zu Augsburg mit dem Cardinal Cajetan (1518) und zu Altenburg mit dem Domherrn v. Miltitz (1519) hatte, resultatlos geblieben waren, ward er von dem Papste mit dem Banne belegt (1520). Luther aber verbrannte die Bannbulle öffentlich und sagte sich damit vom Papste los in dem Bewußtsein, daß die ganze Kraft Deutschlands hinter ihm stand. Durch die von ihm scharf betonte Lehre der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben und durch die Forderung der freien Forschung in der heiligen Schrift als der alleinigen Glaubensquelle, die in der bekannten vor Kaiser und Reich zu Worms abgegebenen Erklärung gipfelte, war der Bruch mit Rom und der alten Kirche ein unheilbarer geworden. Infolge der vom Kaiser Karl V. über Luther ausgesprochenen Reichsacht veranlaßte der fürsorgende Kurfürst Friedrich der Weise die Unterbringung Luthers auf der Wartburg (den 4. Mai 1521), wo derselbe seine Bibelübersetzung (das neue Testament und die 5 Bücher Mosis) begann, die im Jahre 1534 vollendet wurde. Nach einem Aufenthalt von nicht ganz einem Jahre (den 3. März 1522) kehrte Luther nach Wittenberg zurück und setzte seine reformatorische Thätigkeit, seinen Kampf gegen das Papstthum und die Irrlehren der Kirche rüstig fort. Im Jahre 1524 trat er aus dem Mönchsstande und verheirathete sich mit Katharina von Bora. In den folgenden Jahren unternahm er eine Kirchen- und Schulvisitationsreise durch Sachsen und schrieb auf Grund der dabei gemachten Erfahrungen den großen und kleinen Katechismus (1527). Während des im Jahre 1530 stattfindenden Reichstags zu Augsburg, auf welchem das Glaubensbekenntniß der Evangelischen vor Kaiser und Reich vorgelesen und übergeben ward, weilte Luther auf der Veste Koburg und dichtete damals wahrscheinlich das bekannte Lutherlied, die Fundamental-

hymne des Protestantismus: Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc. Nachdem er noch im Jahre 1537 die schmalkaldischen Artikel geschrieben, starb er den 18. Februar 1546 in Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben. Luther war ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller; die bedeutendsten seiner Schriften sind seine Bibelübersetzung und seine Kirchenlieder, 37 an der Zahl.

(Siehe Seite 9.)

Paul Flemming, geboren den 5. October 1609 zu Hartenstein im Voigtlande, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, bezog dann die Fürstenschule zu Meißen und die Universität zu Leipzig, um Medicin zu studiren. Die Schrecken des 30jährigen Krieges, der damals sein Vaterland verwüstete, veranlaßten ihn, dasselbe zu verlassen und sich einer Gesandtschaft anzuschließen, welche der Herzog von Schleswig-Holstein nach Persien schickte, um Handelsverbindungen mit diesem Lande anzuknüpfen. Durch Abfassung des Liedes: In allen meinen Thaten ꝛc. bereitete er sich auf diese weite Reise vor und besang später die Erlebnisse auf derselben in vielen schönen Liedern. Im Jahre 1638 kehrte die Gesandtschaft, die drei Jahre vorher ausgezogen war und während derselben zahlreiche Gefahren auf dem Lande und auf dem Meere zu bestehen gehabt hatte, zurück. Flemming begab sich bald darauf nach Leyden, erwarb sich daselbst die medicinische Doctorwürde und ließ sich dann als praktischer Arzt in Hamburg nieder, wo er am 2. April 1640 starb.

Flemming hat hauptsächlich lyrische Gedichte geschrieben, die sich durch Innigkeit des Gefühls und ungeheuchelte Frömmigkeit auszeichnen.

(Siehe Seite 9.)

Heinrich Albert wurde den 28. Juni 1604 geboren, studirte in Leipzig die Rechtswissenschaft, wandte sich aber später dem Studium der Musik zu, die er zu seinem Lebensberuf erwählte. Im Jahre 1631 wurde er in Königsberg Organist und beschäftigte sich von nun an besonders mit der Dichtkunst und der Composition verschiedener Lieder. Er starb den 6. October 1651.

Albert hat meistens geistliche Lieder gedichtet und gleichzeitig dieselben mit Melodien versehen: mehrere davon sind in die Gesangbücher übergegangen, z. B. das Lied: Gott des Himmels und der Erden ꝛc. Seine weltlichen Lieder zeichnen sich durch eine gefällige und anmuthige Darstellung aus.

(Siehe Seite 10.)

Paul Gerhardt wurde in Gräfenhainichen am 12. März 1606 geboren, besuchte später die Fürstenschule zu Grimma und die Universität zu Wittenberg, um Theologie zu studiren. Nach Beendigung seiner Studien wirkte er zunächst an verschiedenen Orten als Hauslehrer, bis es ihm im Jahre 1651 gelang, als Probst in Mittenwalde angestellt zu werden. Sechs Jahre später folgte er einem Rufe als Prediger an die Nicolaikirche in Berlin, wo er sein Amt mit solcher Treue und Gewissenhaftigkeit verwaltete, daß die ganze Gemeinde mit Liebe und Verehrung an ihm hing Gar bald aber sollten sich dunkle Wolken über seinem Haupte zusammenziehen. Gerhardt gehörte zu der Partei der strenggläubigen Lutheraner, wie fast alle Geistlichen Berlins, und trat mit denselben einer andern Partei entgegen, die eine Vereinigung der Lutheraner und Reformirten erstrebte und dabei den Kurfürsten Friedrich Wilhelm auf ihrer Seite hatte. Der Streit nahm immer weitere Ausdehnung an, entbrannte sogar auf den Kanzeln, so daß sich der Kurfürst genöthigt sah, ein geschärftes Edict gegen Verunglimpfungen auf den Kanzeln zu erlassen und diejenigen mit Amtsentsetzung zu bedrohen, die nicht durch schriftliche Erklärung und Namensunterschrift dem Edicte Gehorsam geloben würden. Da Paul Gerhardt seine Unterschrift verweigerte, wurde er 1666 seines Amtes entsetzt, blieb aber noch bis 1668 in Berlin, in welchem Jahre er einen Ruf als Archidiaconus nach Lübben erhielt. Hier wirkte er, von vielen harten Schicksalsschlägen niedergebeugt und oft von Trauer und Schwermuth befallen, noch 7 Jahre, bis er am 7. Juni 1676 starb.

Paul Gerhardt hat 125 geistliche Lieder gedichtet, welche alle Glaubensstärke, Bekenntnißtreue und wahre Frömmigkeit athmen. Die bekanntesten seiner Lieder sind: O Haupt, voll Blut und Wunden 2c. Nun ruhen alle Wälder 2c. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt 2c. Wie soll ich dich empfangen 2c. O Welt, sieh hier dein Leben 2c. Sollt' ich meinem Gott nicht singen 2c. Befiehl du deine Wege 2c. Die Veranlassung zu dem letztgenannten Liede erzählt uns Schmidt v. Lübeck in seinem Gedichte „Paul Gerhardt“; so schön und poetisch auch das Ganze dargestellt ist, gehört die Geschichte doch der Sage an, denn das Lied „Befiehl du deine Wege“ kommt schon 1659 vor, als an eine Absetzung Gerhardts noch nicht zu denken war.

(Siehe Seite 11.)

Georg Neumark wurde am 16. März 1621 zu Langensalza geboren, erhielt aber seine erste Schulbildung in Mühlhausen, wohin seine Eltern im Jahre 1623 gezogen waren. Nachdem er sich auf dem Gymnasium zu Gotha auf den Besuch einer Universität vor-



bereitet hatte, verließ er die Heimath, um in Königsberg zu studiren. Er unternahm den Weg dahin mit Kaufleuten, die von der Leipziger Messe zurückkehrten; auf der Gardeleger Haide in der Altmark wurde aber die ganze Reisegesellschaft von Räubern überfallen und völlig ausgeplündert, so daß Neumark nur sein Gebetbuch und wenig Geld behielt. Er wandte sich hierauf nach Magdeburg, Lüneburg, Hamburg, fand aber nirgends eine Anstellung, bis er endlich in Kiel beim Amtmann Hennings eine Stelle als Hauslehrer erhielt. Aus Freude über diese Anstellung dichtete er das schöne Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten 2c." Die Erzählung, die wir in dem Gedichte „Georg Neumark und die Gambe" von Fr. Kind finden, gehört darum in das Bereich der Sage. Nach dreijährigem Aufenthalte in Kiel begab er sich 1645 nach Königsberg und führte hier seinen ursprünglichen Vorsatz, die Rechtswissenschaft zu studiren, aus. 1651 ward er Kanzleiregistrator und Bibliothekar beim Herzog Wilhelm II. von Weimar und starb den 8. Juli 1681.

Neumark hat besonders geistliche Lieder gedichtet, welche sich durch Tiefe des Gefühls, durch inniges Gottvertrauen und edle Begeisterung auszeichnen. Seine bekanntesten Lieder sind: Wer nur den lieben Gott läßt walten 2c. Es hat uns heißen treten 2c. Sei nur getrost und unverzagt 2c.

(Siehe Seite 12.)

Joachim Neander, geboren 1650 in Bremen, gehörte der reformirten Kirche an und widmete sich der Theologie, ohne jedoch den rechten sittlichen Ernst zu diesem Studium zu haben. Ein eigenthümlicher Vorfall indessen bewirkte bei ihm, ähnlich wie einst beim Kirchenvater Augustin, einen gänzlichen Umschwung seiner Geistesrichtung. Er ging eines Tages mit einigen gleichgesinnten Freunden in die St. Martini-Kirche zu Bremen, um den berühmten Prediger Under=Eyck zu hören und sich über seine Predigt lustig zu machen. Allein, von der Gewalt des göttlichen Wortes getroffen, verwandelte sich sein Lachen in Weinen. Nach Schluß des Gottesdienstes ging er zu Under=Eyck, entdeckte ihm seinen Herzenszustand und ward von dem frommen Prediger liebevoll aufgerichtet und getröstet. Nun setzte er das Studium der Theologie in Heidelberg eifrig fort, trat mit dem berühmten Spener in Verbindung und wurde 1674 als Rector des reformirten Gymnasiums nach Düsseldorf berufen. Die Anstalt hob sich unter ihm; da er aber nach Speners Vorgange besondere Andachts= und Erbauungsstunden hielt, regte sich der Neid in allerhand Beschuldigungen, die gegen ihn ausgesprochen wurden, so daß man ihn seines Amtes



entsetzte (1679). Er ging noch in demselben Jahre in seine Vaterstadt Bremen, wo er an derselben Kirche, in welcher seine Bekehrung stattgefunden hatte, an der St. Martini-Kirche, als Prediger angestellt wurde, aber schon nach einem Jahre, 1680, starb.

Neander ist einer der bedeutendsten Liederdichter der reformirten Kirche und nicht mit Unrecht hat man ihn mit Paul Gerhardt verglichen. Seine Lieder zeichnen sich durch Kraft und Wärme, sowie durch eine edle und würdige Sprache aus.

(Siehe Seite 12.)

Anfänge der neuen Zeit.

Das reiche Leben, das sich durch die Reformation auf geistigem Gebiete entfaltet hatte, fing im 17. Jahrhunderte wieder an zu sinken. Die Ursachen davon sind theils in den kirchlichen Spaltungen, theils in dem dreißig Jahre währenden schrecklichen Kriege, der Deutschland in furchtbarer Weise verheerte, zu suchen. Die aus Frankreich nach Deutschland geflüchteten französischen Protestanten verbreiteten in unserm Vaterlande französische Sitte, Bildung und Sprache; in den Kreisen der höheren Stände blickte man mit Verachtung auf die deutsche Sprache herab und bediente sich im mündlichen und schriftlichen Verkehr lediglich der französischen Sprache. In der Poesie ahmte man französischen Mustern nach, nur das Französische konnte Anspruch auf Geschmack und Schönheit machen, und diese heillose Unsitte erstreckte sich sogar bis auf die Kleidung und die Mode der Deutschen. Nach und nach endlich fing man an, das Unwürdige dieses Nachahmens einzusehen und es bildeten sich in Deutschland Sprachgesellschaften, die sich die Aufgabe stellten, die deutsche Muttersprache von den ihr beigemengten fremden Elementen wieder zu reinigen; solche Sprachgesellschaften waren der Palmenorden in Weimar, die deutschgesinnte Genossenschaft in Hamburg 2c. Mehr aber, als die vorerwähnten Gesellschaften, die ihre Aufgabe nicht mit dem rechten Geschick erfaßten und sich in einem trocknen Formelwesen verloren, leisteten die deutschen Gesellschaften, die sich bezüglich des Inhalts und der Form der Poesie zwar an die französischen Muster anlehnten, die neuhochdeutsche Sprache aber mehr und mehr zur Geltung brachten. Aus diesen Gesellschaften gingen später sogenannte Dichterschulen hervor, in welchen die Poesie nach verschiedenen Auffassungen und Richtungen gepflegt wurde. Die bekanntesten dieser Schulen sind die 1. und 2. schlesische Schule.

Der Begründer der ersten schlesischen Dichterschule ist Martin Opitz, er ist der Begründer der neueren Poesie überhaupt, forderte

„Lieblichkeit" und „Reinlichkeit" der Schreibart, d. h. sprachlichen Wohlklang und kunstgerechte Form und betonte als Hauptzweck der Dichtung den sittlichen Nutzen.

Die zweite schlesische Dichterschule dagegen, deren Vertreter Hoffmannswaldau und Lohenstein sind, suchte den Zweck der Poesie in der Ergötzung und Unterhaltung; ihre Produkte athmen darum Sinnlichkeit und irdische Lust. Auch diesen Verirrungen trat man später entgegen und eine bessere Zeit, als deren Vorläufer Haller, Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Kleist, Gleim 2c. zu nennen sind, brach an.

Albrecht von Haller wurde am 8. October 1708 in Bern geboren, wo sein Vater Mitglied des großen Raths war. Seinen ersten Unterricht genoß er in seiner Vaterstadt und begab sich später nach Tübingen, um Medicin zu studiren. Nachdem er sich auf der Universität Leyden die Doctorwürde erworben hatte, ging er auf Reisen, besuchte England und Frankreich, durchwanderte die Schweiz, bei welcher Gelegenheit er sein Gedicht „die Alpen" verfaßte, und ließ sich endlich 1729 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Er scheint indessen in der Ausübung seines Berufs wenig Glück gehabt zu haben, denn schon im Jahre 1735 gab er denselben auf und nahm eine Stelle als Bibliothekar der Regierung zu Bern an. Im nächsten Jahre folgte er einem Rufe als Professor der medicinischen Wissenschaften an die neugestiftete Universität Göttingen, hatte aber bei seiner Ankunft daselbst das Unglück, daß sein Wagen zerbrach, und seine Frau beim Sturze aus demselben sich so verletzte, daß sie kurze Zeit darauf starb. Seinen Schmerz um ihren Verlust besingt Haller in der Trauerode: „Beim Absterben meiner geliebten Marianne" und nimmt damit eigentlich Abschied von der Dichtkunst, denn seine weiteren zahlreichen Schriften sind wissenschaftlichen Inhalts. Haller gehörte zu den größten Gelehrten seiner Zeit, und sein Ruf als Mann der Wissenschaften verbreitete sich durch ganz Deutschland und darüber hinaus. Seine Vaterstadt ernannte ihn zum Mitgliede des großen Raths und der Kaiser Franz I. ehrte seine Verdienste um die Wissenschaft dadurch, daß er ihn in den erblichen Adelstand erhob. Friedrich der Große berief Haller nebst Voltaire an seinen Hof und versprach ihm einen glänzenden Gehalt. Haller lehnte jedoch diesen Ruf ab, weil seine religiöse Richtung und Anschauungsweise mit Friedrich dem Großen und dem Franzosen Voltaire nicht übereinstimmte und er Conflicte in dieser Beziehung befürchtete. Im Jahre 1753 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und wurde Rathhaus-Ammann (Saal-Inspector), um in der Heimath weilen zu können. Hier starb er, in den

letzten Jahren oft von Schwermuth und Trübsinn heimgesucht, den 12. December 1777.

Friedrich von Hagedorn wurde am 23. April 1708 in Hamburg geboren, wo sein Vater als Bevollmächtigter der dänischen Regierung lebte. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und ging später nach Jena, um dort die Rechtswissenschaften zu studiren. Nach Beendigung dieses Studiums erhielt er eine Anstellung als Secretär des dänischen Gesandten in England und begab sich im Jahre 1729 nach London, kehrte jedoch nach 2 Jahren nach Hamburg zurück und wurde daselbst Secretär einer Handelsgesellschaft, welche Stelle er bis zu seinem Tode, der den 28. October 1754 erfolgte, bekleidete.

Hagedorn zeigte schon frühzeitig außerordentliche Anlagen für die Dichtkunst, und seine Gedichte athmen eine Frische und Lebendigkeit, die wir bei andern Dichtern seiner Zeit nicht finden. Er hat sich besonders in drei Dichtungsarten ausgezeichnet: in der Fabel, der poetischen Erzählung und dem heiteren Liede.

(Siehe Seite 65 und 83.)

Christian Fürchtegott Gellert wurde am 4. Juli 1716 in dem Städtchen Hainichen in Sachsen geboren. Sein Vater war Prediger daselbst und zeichnete sich mit seiner Gattin, der Mutter Gellerts, durch ungeheuchelte Frömmigkeit und echt christlichen Wandel aus. Gellert erhielt seinen ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt und schon damals regte sich sein dichterisches Talent. Das alte baufällige Pfarrhaus mit den 14 Stützen, die es halten mußten, damit es nicht einfiel, gab dem Knaben einst Veranlassung zu einem Gedichte am Geburtstage seines Vaters, in welchem er den letzteren mit dem Hause, die Mutter, sich und seine 12 Geschwister aber mit den 14 Stützen verglich. Im Jahre 1729 ging Gellert auf die Fürstenschule nach Meißen und bezog 1734 die Universität Leipzig, wo er Theologie studiren und sich auf den Predigerberuf vorbereiten wollte. Seine ersten Versuche in demselben mißlangen aber vollständig; seine ihm angeborne Schüchternheit und sein nicht immer treues Gedächtniß bewirkten, daß er in der ersten Predigt, die er in der Kirche seines Vaters hielt, stecken blieb und die Kanzel unverrichteter Sache verlassen mußte. Dieser Vorfall brachte ihn zu der Ueberzeugung, daß er für den Predigerberuf nicht passe, er wählte darum das Lehrfach. Nachdem er einige Jahre als Hauslehrer gewirkt hatte, ging er 1741 nach Leipzig, wurde zunächst Privat-Docent an der Universität und später außerordentlicher Professor. Seine Wirksamkeit wurde indessen

durch Krankheiten, von welchen sein schwächlicher Körper oft heimgesucht wurde, vielfach unterbrochen. Vergebens suchte er Heilung in den Bädern Lauchstädt und Karlsbad, vergebens waren die Bemühungen der namhaftesten Aerzte, vergebens unterwarf er sich den schmerzlichsten Operationen, er starb ruhig und gottergeben den 13. December 1769 in Leipzig und liegt auf dem Johanniskirchhofe daselbst begraben.

Gellert hat sich besonders auf dem Gebiete des geistlichen Liedes und der Fabel ausgezeichnet. Seine geistlichen Lieder sind durchweht von inniger Frömmigkeit, festem Gottvertrauen und herzlicher Nächstenliebe; gar manches Herz ist durch sie erbaut und gebessert worden. Die bekanntesten seiner Lieder sind: Gott, deine Güte reicht so weit 2c. Wie groß ist des Allmächt'gen Güte 2c. Der Wollust Reiz zu widerstreben 2c. Mein erst Gefühl sei Preis und Dank 2c. Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht 2c. Auf Gott und nicht auf meinen Rath 2c. Nach einer Prüfung kurzer Tage 2c.

Die Fabeln zeichnen sich aus durch eine einfache, verständliche und volksthümliche Sprache, durch Anschaulichkeit und treffenden Witz; sie bezwecken eine praktische Sittenlehre und sind ein Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes geworden.

(Siehe Seite 30 und Anhang: Fabeln.)

Gottfried Lichtwer, am 30. Januar 1719 in Wurzen geboren, war der Sohn eines dortigen Rathes der Stiftsregierung, besuchte zuerst die Schule seines Geburtsortes und bezog 1737 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren. Nach Beendigung seiner Studien ging er zunächst nach Dresden zu seinen Verwandten, wo er sich um eine Anstellung bewarb, und 1743 nach Wittenberg, um sich dem akademischen Lehrfach zu widmen. Nachdem er daselbst kurze Zeit Vorlesungen über Gegenstände der Rechtswissenschaft gehalten hatte, zwang ihn sein Gesundheitszustand, dieselben aufzugeben. Er ging nach Halberstadt, widmete sich dem preußischen Staatsdienste und ward im Jahre 1752 Regierungsrath. In dieser Stellung wirkte er bis zu seinem Tode, der den 7. Juli 1783 erfolgte.

Lichtwer hat sich besonders als Fabeldichter einen Ruf erworben. Der Stoff zu seinen Fabeln ist aus dem Leben gegriffen und trägt, auch wo eine ernste Wahrheit veranschaulicht werden soll, meist einen scherzhaften Charakter. Die Erzählung ist lebhaft und unterhaltend, der Ausdruck wahr und einfach.

(Siehe Seite 65.)

Ewald von Kleist wurde am 3. März 1715 zu Zeblin in Pommern geboren, wo sein Vater Besitzer des dortigen Rittergutes war. Er besuchte zuerst die Jesuitenschule zu Cron in Polen, dann das Gymnasium zu Danzig und bezog im Jahre 1731 die Universität Königsberg, um die Rechte, Mathematik und Naturwissenschaften zu studiren. Darauf kehrte er in sein Vaterhaus zurück, und nachdem er längere Zeit auf Anstellung gewartet hatte, ging er zu seiner in Kopenhagen verheiratheten Schwester und trat als Offizier in die dänische Armee ein.

Beim Ausbruch des ersten schlesischen Krieges im Jahre 1740 rief ihn Friedrich II. nach Preußen zurück und gab ihm eine Stelle als Offizier in seinem Heere. Nach Beendigung dieses Feldzuges machte er 1744 und 1745 den 2. schlesischen Krieg in Böhmen mit und kehrte dann in seine Garnisonstadt Potsdam zurück. Sein heißester Wunsch, für König und Vaterland einst den Heldentod auf dem Schlachtfelde zu sterben, sollte im 3. schlesischen oder siebenjährigen Kriege erfüllt werden. In der Schlacht bei Kunersdorf, den 12. August 1759, riß ihm eine Kanonenkugel das rechte Bein weg, und mit dem Ausrufe: „Kinder, verlaßt Euren König nicht!“ sank er vom Pferde. Zwölf Tage darauf, den 24. August, starb er zu Frankfurt an der Oder, wohin man ihn gebracht hatte und wurde daselbst von den Feinden, den Russen, mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen begraben.

Kleist hat sich in verschiedenen Dichtungsarten, im Liede, in der Hymne, in der Ode, der Elegie, der Idylle, der Fabel ausgezeichnet, das beste aber im beschreibenden Gedichte geleistet.

(Siehe Seite 57, 66, 85.)

Wilhelm Gleim wurde am 2. April 1719 in Ermsleben am Harz geboren, studirte in Halle die Rechtswissenschaften und war nach Beendigung seiner Studien längere Zeit Hauslehrer in Potsdam, wo er ein inniges Freundschaftsbündniß mit Ewald von Kleist schloß. Später war er Privatsecretär des Fürsten Leopold von Dessau und noch später Kanonikus in Halberstadt, wo er, in den letzten Jahren seines Lebens fast ganz erblindet, am 18. Februar 1803 starb.

Gleim hat sich besonders durch seine Fabeln und seine Kriegslieder einen Namen gemacht; die ersteren zeichnen sich durch einen heitern und scherzhaften Ton, sowie durch epigrammatische Kürze aus, die letzteren sind besonders aus seiner Begeisterung für Friedrich den Großen und dessen Kriegsruhm hervorgegangen.

(Siehe Seite 66 und 67.)

Die zweite Blüthenperiode der deutschen Literatur.

Den vorerwähnten Dichtern gebührt das Verdienst, die neuhochdeutsche Sprache mehr und mehr zur Geltung gebracht zu haben; in ihren Schöpfungen selbst aber waren sie von französischen Einflüssen nicht frei, und ihre Gedichte sind mehr oder weniger Nachahmungen französischer Muster. Da traten Klopstock und Lessing auf und reinigten die deutsche Poesie von fremden Beimischungen; der erstere gab ihr ein nationales und strengsittliches Gepräge, der letztere schuf feste Regeln und Gesetze der Kunst, durch die er sich bei seinen Dichtungen leiten ließ. Leider blieb man nicht bei den durch Lessing vorgeschriebenen Normen der Kunst; eine Schaar jugendlicher und feuriger Geister fühlte sich dadurch beengt und stellte den Grundsatz auf, daß das Genie keiner Gesetze bedürfe, und so entstand in unsrer deutschen Literaturgeschichte eine Zeit, die man nach einem damals erschienenen Schauspiele „Sturm und Drang" von Klinger die „Sturm- und Drangperiode" nannte. In ihr finden wir wieder besondere Vereinigungen, z. B. den Hainbund, der sich Klopstock zum Muster nahm und die bei ihm ausgeprägte vaterländische und sentimentale Richtung einschlug. Zu ihm gehörten Hölty, die Gebrüder Stollberg, Voß 2c. Da endlich treten Schiller und Goethe auf, die in ihrer Jugend ebenfalls die Sturm- und Drangperiode durchgemacht hatten, in ihrer Vereinigung und gegenseitigen Ergänzung aber, gestützt auf Lessing, die Dichtkunst auf ihre höchste Stufe hoben und die 2. Blütheperiode der deutschen Poesie herbeiführten. Die Dichtungsarten, die in jener Zeit gepflegt wurden, waren vorzugsweise die Ballade, das Epos und das Drama.

Friedrich Gottlieb Klopstock wurde am 2. Juli 1724 in Quedlinburg geboren, wo sein Vater Commissionsrath war. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, besuchte dann die Fürstenschule zu Schulpforta, faßte daselbst den ersten Plan zu seinem Heldengedicht „der Messias" und ging im Jahre 1745 nach Jena, um Theologie zu studiren. Von dem rohen Treiben der Studenten daselbst angewidert, verließ er Jena schon im folgenden Jahre und begab sich nach Leipzig, wo er ein inniges Freundschaftsbündniß mit Gellert schloß. Hier erschienen auch die drei ersten Gesänge seines „Messias", die mit vielem Beifall aufgenommen wurden. Von Leipzig aus begab sich Klopstock nach Langensalza, wirkte daselbst eine Zeit lang als Hauslehrer, ging dann nach Zürich und folgte im Jahre 1751 einem Rufe des Königs von Dänemark nach Kopenhagen, wo er ungestört an seinem

„Messias“ arbeiten konnte. Auf der Hinreise lernte er in Hamburg die Tochter eines dortigen Kaufmanns, Meta Moller, kennen, die wenige Jahre darauf seine Gattin wurde, aber schon nach vierjähriger glücklicher Ehe ihm durch den Tod entrissen ward. Klopstock ließ ihr einen Grabstein setzen mit der Inschrift: „Saat, von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen 2c.“, die bald darauf Anlaß zu dem schönen Liede: Auferstehn, ja auferstehn 2c. wurde.

Im Jahre 1774 erhielt Klopstock von dem Herzog Friedrich von Baden einen Ruf nach Karlsruhe; trotz der glänzenden Aufnahme aber, die ihm zu Theil wurde, blieb er daselbst nur 2 Jahre. Er ging darauf nach Hamburg, wo er den 14. März 1803 starb. Er wurde auf dem Friedhofe zu Ottensen bei Altona an der Seite seiner geliebten Meta unter allgemeiner Theilnahme in höchst feierlicher und würdiger Weise begraben, während ein Chor junger Mädchen das von ihm gedichtete Lied sang:

Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Leib, nach kurzer Ruh' 2c.

Klopstock steht auf dem Gebiete der lyrischen Poesie groß da und hat sich ganz besonders im geistlichen Liede, in der Ode und Hymne ausgezeichnet. Seine Dichtungen sind durchweht von einem tiefen sittlichen Ernst und in eine edle und schöne Sprache gekleidet. Er war ein echt deutscher und ein wahrhaft christlicher Dichter. Sein größtes Werk ist die „Messiade“, in welcher er in 20 Gesängen die Erlösung der Menschen durch Jesum Christum besingt.

(Siehe Seite 25, 26, 27, 28 und 122.)

Gotthold Ephraim Lessing wurde am 22. Januar 1729 in Kamenz in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater Pastor Primarius war. Seinen ersten Unterricht erhielt er bei seinem vom Geiste wahrer Frömmigkeit beseelten Vater, ging in seinem 12. Jahre auf die Fürstenschule nach Meißen und bezog 1746 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Doch die Vertreter dieser Wissenschaft daselbst befriedigten ihn nicht, und er wandte sich mehr der Philosophie zu. Außerdem besuchte er fleißig das Theater und schrieb selbst einige Stücke, die von der Neuberschen Truppe in Leipzig mit vielem Beifall gegeben wurden. Seine Eltern waren über das Treiben ihres Sohnes und besonders über seinen Umgang mit Schauspielern sehr betrübt und riefen ihn eine Zeit lang in's Vaterhaus zurück. Von hier aus ging er wieder nach Leipzig, verließ dasselbe aber bald und begab sich nach Berlin. Mit diesem Wechsel indessen konnten sich seine Eltern nicht einver-

standen erklären, und ihren Bitten gelang es, den Sohn zu bewegen, mit seinem jüngeren Bruder nach Wittenberg zu gehen. Hier erwarb sich Lessing die Doctorwürde und kehrte 1752 nach Berlin zurück, wo er mit Moses Mendelssohn einen innigen Freundschaftsbund schloß. 1756 begab sich Lessing auf Reisen, besuchte Norddeutschland, die Niederlande und beabsichtigte, sich nach England einzuschiffen, wurde aber durch den ausgebrochenen siebenjährigen Krieg daran verhindert. Er ging nach Berlin zurück und trat bald darauf als Secretär in die Dienste des Generals von Tauenzien, der damals in Breslau lag. Im Jahre 1767 folgte Lessing einem Rufe als Dramaturg an das Theater nach Hamburg, wo er zwei Jahre wirkte, und wurde darauf als Bibliothekar in Wolfenbüttel angestellt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode, der den 15. Februar 1781 erfolgte, verblieb. Lessing ist unstreitig einer der größten Männer seines Jahrhunderts; seine Hauptstärke aber ruht weniger auf dem Gebiete der Dichtkunst, als auf dem der Kritik; er ist mehr Philosoph, als Dichter. Ihm gebührt vor allem das Verdienst, die deutsche Literatur von französischen Einflüssen gereinigt und ganz besonders das Theater reformirt zu haben. Mit klarem Geiste, überlegenem Scharfsinn, strenger Aufrichtigkeit und stets bereiter Schlagfertigkeit trat er gegen alles Schlechte und Gemeine in die Schranken und hielt von Wolfenbüttel aus Gericht über alles, was im Bereiche der Literatur auftauchte. Dadurch, daß er die Theorien französischer Dramatiker vernichtete und selbst dramatische Werke schuf, die für alle Zeiten mustergiltig bleiben werden, wurde er der Schöpfer eines deutschen National-Theaters und der Vorläufer unserer ersten Geisteshelden, Goethes und Schillers, die beide in Lessing wurzeln.

Seine dramatischen Meisterwerke sind das Lustspiel „Minna von Barnhelm", das Schauspiel „Nathan der Weise" und das Trauerspiel „Emilia Galotti".

(Siehe Seite 67, 141, 151.)

Christoph Martin Wieland ward am 5. September 1733 in Ober-Holzheim bei Biberach geboren, wo sein Vater Prediger war. Den ersten Unterricht genoß er bei seinem Vater und zeigte schon frühzeitig außerordentliche Fähigkeiten, insbesondere Anlage zur Dichtkunst. Mit dem 14. Jahre besuchte er die Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg und bezog 1750 die Universität Tübingen, um die Rechte zu studiren. Hierauf unternahm er eine Reise in die Schweiz, hielt sich längere Zeit in Zürich auf und ward, nachdem er ein Jahr als Erzieher in Bern gewirkt hatte,

Canzleirath in Biberach. Im Jahre 1769 erhielt er einen Ruf als Professor der Philosophie nach Erfurt, und von hier aus ward er nach kurzer Wirksamkeit der regierenden Herzogin Anna Amalie von Weimar bekannt, die ihn 1772 als Erzieher für ihre Söhne erwählte. Nachdem diese seiner Leitung entwachsen waren, siedelte er nach Osmanstedt über, wo er sich ein Landgut gekauft hatte. Hier lebte er bis zum Tode seiner Gattin, 1803, und kehrte dann nach Weimar zurück, wo er am 20. Januar 1813 starb. Er liegt in Osmanstedt an der Seite seiner vorangegangenen Gattin begraben.

Wieland gehört zu den begabtesten Dichtern Deutschlands, steht aber als Mensch höher, wie als Schriftsteller. Während er in seiner Jugend eine frömmelnde Richtung einschlug, stand er später ganz unter dem Einfluß der Franzosen, und seine Schriften tragen in dieser Zeit ein freigeistiges und frivoles Gepräge, weshalb sie vom Göttinger Dichterbunde — Hainbund — verurtheilt und bei einer Geburtstagsfeier Klopstocks zerrissen und verbrannt wurden. Später indeß verließ Wieland auch diese Richtung und hat sich durch seine leichte, klare und ansprechende Ausdrucksweise Verdienste um die deutsche Literatur erworben. Sein bedeutendstes Werk ist das romantische Heldengedicht „Oberon".

(Siehe Seite 116.)

Johann Gottfried Herder wurde am 25. August 1744 in dem Städtchen Mohrungen in Ostpreußen geboren. Sein Vater war daselbst Weber, erhielt aber bald die Stelle des Mädchenlehrers und Vorsängers beim Gottesdienste. Den ersten Unterricht erhielt Herder in seiner Vaterstadt, und der Diaconus Trescho daselbst nahm ihn später als Famulus an, glaubte aber, Herders Wunsch, zu studiren, unterdrücken zu müssen, da seine Eltern arm waren. Durch den Regimentsarzt Schwarzerloh, der mit einem aus dem siebenjährigen Kriege heimkehrenden russischen Regimente einige Zeit in Mohrungen lag, kam Herder nach Königsberg, wo er in der Chirurgie ausgebildet werden sollte. Da er aber keine Neigung zu diesem Studium hatte, ging er, von mehreren Seiten unterstützt, auf die Universität zu Königsberg und studirte Theologie, ward darauf Lehrer am Friedrichscollegium, im Jahre 1764 Lehrer an der Domschule zu Riga und bald darauf Prediger daselbst. In demselben Jahre aber legte er seine Stelle nieder und reiste nach Frankreich, um dort die besten Erziehungsanstalten kennen zu lernen. Auf seinen weiteren Reisen begleitete ihn der Prinz von Holstein-Eutin, dessen Reiseprediger er ward. Er besuchte hierauf Darmstadt, lernte dort seine nachherige Gattin, Caroline



Flachsland, kennen, ging 1770 nach Straßburg und kam dort mit Goethe in Verbindung. Von hier aus trat er die ihm angebotene Stelle als Hofprediger in Bückeburg an, ward aber 1776 auf Goethe's Veranlassung als Generalsuperintendent nach Weimar berufen, wo er den 18. December 1803 starb.

Herder gehört zu den größten Männern des 18. Jahrhunderts und hat auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, insbesondere in der Geschichte, Philosophie und Theologie bahnbrechend gewirkt. Als Dichter hat er sich besonders durch seine Nachdichtungen und Uebersetzungen von Volksgesängen einen Namen erworben; unvergleichlich schön sind auch seine Parabeln. Als Mensch war Herder von sittlichreinem Charakter und ein eifriger Verfechter des Rechtes und der Wahrheit.

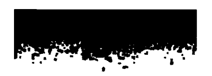
(Siehe Seite 68, 72, 74 und 95.)

Heinrich Christoph Hölty wurde am 21. December 1748 zu Mariensee im früheren Königreiche Hannover geboren, wo sein Vater als Prediger wirkte. Infolge einer Blatternkrankheit, die den Knaben frühzeitig ergriff, war er zwei Jahre blind, erlangte darnach zwar das Augenlicht wieder, hatte aber seine frühere Heiterkeit verloren und dafür einen stillen Ernst und einen Hang zur Einsamkeit angenommen. In seinem 16. Jahre ging er auf das Lyceum in Celle und bezog 1769 die Universität in Göttingen, um Theologie zu studiren. Hier trat er mit Voß, den Gebrüdern Stollberg, sowie anderen gleichgesinnten Jünglingen in Verbindung und ward Mitstifter des Hainbundes, dessen Glieder sich alle Sonnabende versammelten, über Kunst und Wissenschaft sprachen, selbst Arbeiten lieferten und beurtheilten. Die besten und von der Versammlung gebilligten Aufsätze und Gedichte wurden dann in ein Buch eingetragen. Nach Beendiguug seiner Studien bildete sich bei Hölty ein Brustleiden aus, gegen welches er Hilfe in Hannover suchte, wo er den 1. September 1776 starb.

Hölty hat sich als Dichter vornehmlich auf dem Gebiete des Liedes, der Idylle und Elegie ausgezeichnet; in denselben spricht sich Heiterkeit, Frömmigkeit und innige Liebe zur Natur aus, aber sie sind auch von tiefer Wehmuth und ernsten Todesgedanken durchzogen.

(Siehe Seite 33 und 87.)

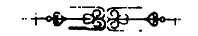
Gottfried August Bürger wurde geboren den 31. December 1747 zu Molmerswende im Unterharze, wo sein Vater Prediger war. Er entwickelte sich körperlich und geistig nur sehr langsam,



Emanuel Geibel ward am 18. October 1815 in Lübeck geboren, wo sein Vater als Prediger der reformirten Gemeinde angestellt war. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und ging im Jahre 1835 nach Bonn, um Theologie und Philologie zu studiren, verließ aber dieses Studium bald und widmete sich ganz der schönen Literatur. Im Jahre 1836 ging er nach Berlin und nahm, als er seine Studien beendet hatte, die Stelle eines Erziehers beim russischen Gesandten in Athen an. Nach zwei Jahren kehrte er nach Deutschland zurück, lebte darauf in verschiedenen deutschen Städten, vornehmlich in Lübeck, und erhielt im Jahre 1852 einen Ruf als Professor der Aesthetik an die Universität München. Ein Gedicht indessen, das er für seine Landsleute beim Empfang des Königs von Preußen in Lübeck gedichtet hatte und in welchem er die Hoffnung aussprach, daß Preußen einst ein einiges Deutschland schaffen und den deutschen Kaiserthron wieder aufrichten werde, wurde in München übel aufgenommen, und er beschloß, nach Lübeck zurückzukehren, wo er heute noch lebt. König Wilhelm entschädigte ihn für den Verlust seiner Stelle und gewährte ihm eine Pension.

Geibel gehört zu den besten Liederdichtern der deutschen Literatur und zeichnet sich durch Klarheit des Gedankens, Reinheit der Gesinnung, Innigkeit des Gefühls und Wohlklang der Sprache aus.

(Siehe Seite 19. Anhang: Barbarossa.





Der Löwe und der Fuchs.

„Herr Löwe," sprach der Fuchs, „ich muß
Dir's nur gestehen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende:
„Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt, was ich an dir zu loben fände,
Das wiss' er nicht; dein Heldenmuth
Sei zweifelhaft; du gäbst ihm keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgetest die Unschuld, suchtest Streit;
Er könne dicht nicht loben."
Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann sprach er: „Fuchs, er spreche, was er will;
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht!"

Gleim.

Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. „Du hast
Auf deinem Rücken nichts", sprach das geplagte Thier;
„Hilf, liebes Pferdchen, ach, ich bitte dich, hilf mir!"
„Was? Helfen?" sagt' der grobe Gaul;
„Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul!
Trag' zu!" — „Ich sterbe, liebes Pferd,
Die Last erdrückt mich; rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!"
„Ich kann nicht!" sprach das Pferd.
Kurz: unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Warf man dem groben Rappen-auf,
Des Esels Haut noch oben drauf.

Gleim.

Der Fuchs und der Iltis.

Einst hatt' ein Iltis eine Gans gefangen;
Er trug sie fort mit vieler Müh'.

Zu rechter Zeit kam Reinecke gegangen;
„Ei, speisest du nun gar solch' grobes Federvieh?"
Sprach er den Räuber lächelnd an.
„Ich meinte, nur die zarte Taube
Sei deine Kost. Fürwahr, ich glaube,
Du hast zum Nothbehelf den Schreier abgethan."

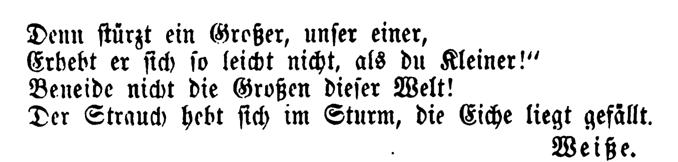
„Ja, wolltest du zwei Küchlein dafür geben,"
Begann der Iltis, — „gäb' ich sie wohl hin."
„Freund, zwei? — ich will dir fünfe geben,"
Rief Meister Fuchs, „so wahr ich ehrlich bin!"
Mit Freuden ward der Vorschlag angenommen,
Und Meister Fuchs — er soll noch wieder kommen.

Wer schnell und mehr, als du verlangst, verspricht,
Hat Lug im Herzen — trau' ihm nicht!

Krummacher.

Der Elephant

Ein Elephant, dem man längst nachgestellt,
Da er manch' Reis- und Weizenfeld,
Wo er es nicht ganz aufgezehret,
Durch seinen schweren Tritt verheeret,
Fiel einst in einen tiefen Schacht,
Den man zum Fang schlau angebracht,
Indem man ihn auf's künstlichste verstecket
Und überall mit Strauch und Moos bedecket.
Hier wußt' er nicht, wie ihm geschah;
Denn, da er keinen Ausweg sah
Und eingeschlossen aller Enden,
Konnt' er sich vorwärts nicht, nicht rückwärts wenden.
Was war zu thun? Sein Ungemach
Beseufzt er unter Weh' und Ach!
Indeß fiel eine Maus denselben Weg hinunter;
Doch raffte sie sich auf und keck und munter
Lief sie die nächste Wand hinauf
Und sah voll Mitleid auf den Elephanten nieder.
Er rief ihr nach: „O glücklich Thier!
Du hebst dich leicht von deinem Falle wieder;
Wohl dir und wehe mir!



Denn stürzt ein Großer, unser einer,
Erhebt er sich so leicht nicht, als du Kleiner!"
Beneide nicht die Großen dieser Welt!
Der Strauch hebt sich im Sturm, die Eiche liegt gefällt.

Weiße.

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn
Und wieherte mit Stolz auf ihn:
„Wann," sprach es und fing an die Schenkel schön zu heben,
„Wann kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wann bewundert dich die Welt?"
„Schweig," rief der Gaul, „und laß mich ruhig pflügen;
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdest du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?"

Gellert.

Die Stufenleiter.

Ein schlauer Sperling haschte sich
Ein blaues Mückchen. „Weh mir Armen!"
Rief es, „ach, Herr, verschone mich,
Laß meine Jugend dich erbarmen!"
„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein,
Denn ich bin groß, und du bist klein!"

Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus;
So leicht wird kaum ein Floh gefangen
Als Junker Spatz. „Gieb," rief er aus,
„Mich frei! Was hab' ich denn begangen?"
„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein,
Denn ich bin groß, und du bist klein."

Ein Adler sah den Gauch und schoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. „Herr König, laß mich los,"
Rief er, „du hackst mich ja in Stücken."
„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein,
Denn ich bin groß, und du bist klein."



Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl
Dem Adler in die Brust geflogen!
„Warum," rief er, indem er fiel,
Zum Jäger, „tödtet mich dein Bogen?"
„Ei," sprach der Mörder, „du bist mein,
Denn ich bin groß, und du bist klein."

Pfeffel.

Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldene Weizenfeld
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einst früh in Geschäften aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach, Mutter, wir schweben in großer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Der Weizen ist reif, die Mahd muß geschehen,
Geh', bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mähn."

„O," sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs sind die Nachbarn zu Diensten bereit."
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach, Mutter, wir schweben in neuer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns ließen die treulosen Nachbarn im Stich!
Geh' rings nun zu unsern Verwandten und sprich:
Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemuth sehn,
So helfet ihm morgen sein Weizenfeld mähn!"

„O," sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs ist die Sippschaft zur Hilfe bereit."
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach, Mutter, wir schweben in höchster Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns ließen auch unsre Verwandten im Stich,
Ich rechne nun einzig auf dich und auf mich.

Wir wollen, wann morgen die Hähne krähn,
Selbander uns rüsten, den Weizen zu mähn."
„Ja," sagte die Wachtel, „nun ist's an der Zeit!
Macht schnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit!"
Wer Nachbarn und Vettern die Arbeit vertraut,
Dem wird nur ein Schloß in die Luft gebaut.
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand. —
Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geschwind,
Und über die Stoppeln ging tags drauf der Wind.

Langbein.

Die beiden Wächter.

Zwei Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Branntweinbänken
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis auf's Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Span,
Woran der and're sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte blos den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man rieth und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodneid? War er's nicht?
Nein. Dieser sang: „Verwahrt das Feuer und das Licht!"
Allein so sang der andre nicht.
Er sang: „Bewahrt das Feuer und das Licht!"
Aus dieser so verschied'nen Art,
An die sich beid' im Singen zänkisch banden,
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß und Rach' und Wuth entstanden.

Gellert.



Der Prozeß.

Ja, ja, Prozesse müssen sein!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur.
Drum, Bruder, recht' und streite nur!
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, setz' alles auf
Und laß dem Handel seinen Lauf!
Denn Recht muß doch Recht bleiben!

„Was sprecht ihr, Nachbar? Dieser Rain,
Der sollte, meint ihr, euer sein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen."
„Nicht doch, Gevatter, nicht, ihr irrt!
Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
Von denen jeder sagen wird,
Daß lange vor der Schwedenzeit —"
„Gevatter, ihr seid nicht gescheid!
Versteht ihr mich? Ich will's euch lehren,
Daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn,
Das Recht, das soll den Ausspruch thun."
So saget Kunz, schlägt in die Hand
Und rückt den spitzen Hut die Quere.
„Ja, eh ich diesen Rain entbehre,
So meid' ich lieber Gut und Land!" —
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten;
Er eilet nach der nahen Stadt,
Allein Herr Glimpf, sein Advocat,
War kurz vorher in's Amt geritten.
Er läuft und holt Herrn Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich sein?
Kunz war zu Fuß und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt' euch, stellt das Reden ein,
Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herrn Glimpfen sprechen.
Ich sag' es noch einmal, Kunz holt Herrn Glimpfen ein,
Greift in den Zaum und grüßt Herrn Glimpfen.
„Herr!" fängt er ganz erbittert an,
„Mein Nachbar, der infame Mann,

Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen,
Der, denkt nur! spricht, der schmale Rain,
Der zwischen unsern Feldern liegt,
Der, spricht der Narr, der wäre sein,
Allein, den will ich sehn, der mich darum betrügt!
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Hafer noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O dient mir wider ihn und helft die Sach' entscheiden!"
„Kein Mensch," versetzt Herr Glimpf, „dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies thut kein ehrlicher Jurist,
Doch dieses könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Prozeß in zwanzig Jahren
Von mir verloren worden ist.
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht verlieren!" —
Glimpf reitet fort. „Herr," ruft ihm Kunz noch nach,
„Ich halte, was ich euch versprach!" —
Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch' Ries Papier wird vollgeschrieben;
Das halbe Dorf muß in das Amt;
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.
Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertrau'n gered't, ich dächte
Du hättest nicht das größte Recht.
Manch widrig Urtheil kommt, doch laßt es widrig klingen,
Glimpf muntert den Klienten auf:
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf!
Ich schwör' euch, endlich durchzudringen;
Doch" —
„Herr, ich hör' es schon, ich will das Geld gleich bringen!"
Kunz borgt manch Kapital. Fünf Jahre währt der Streit.
Allein warum so lange Zeit?

Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was thut's, daß Haus und Hof verstritten
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rain gewinnt.
„O!" ruft er, „lernt von mir den Streit auf's Höchste treiben,
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!"

Gellert.

Poetische Erzählungen.

Freude und Schmerz.

„Sag' mir doch, mein liebes Bübchen,
Bist du dieser Leute Kind?
Nimm den Kringel, lieber Knabe!
Sprich, wer deine Eltern sind?
Mir ist's, als fänd' ich in diesen Zügen,
Was längst ich gesucht und eher gesehn;
Wenn Hoffnung und Ahnung mich nicht trügen,
So sollst du nicht mehr auf dem Seile gehn."

„Guter Mann, will dir's vertrauen:
Bin nicht dieser Tänzer Kind; —
Aber ach, — ich werd' geschlagen,
Sag' ich, wer die Eltern sind.
So muß ich tanzen und muß mich verdrehen,
Dazu muß ich lächeln und freundlich sein,
Und fall' ich und kann auf dem Seile nicht gehen,
So krieg' ich Schläge und darf nicht schrein.

Bazzo hebt mich bei den Haaren,
Daß ich springe in die Höh',
Rosa kneift mich, wenn ich schwankend
Auf der glatten Kugel steh!

Und hab' ich am Abend etwas vergessen,
Und klatscht man mir mit den Händen nicht,
So krieg' ich nur hartes Brod zu essen
Und eine Trommel über's Gesicht.

Doch wenn ich zum Teller sammle,
Und es hat was eingebracht,
Giebt man mir ein Schälchen Kaffee,
Und ich darf in's Bett zur Nacht. —
Sonst spart' mir die Mutter die schönsten Bissen
Und wiegte auf ihrem Schoße mich ein,
Und küßt' mich mein Vater und konnt' mich nicht missen
Und gab mir aus seinem Glase den Wein.

Wenn's die gute Mutter wüßte,
Wie ich oft ermüdet bin,
Meine Mutter würde weinen!
Ach, sie stürb' vor Jammer hin!
Und sollt' es mein lieber Vater vernehmen,
Was man noch heut' seinem Fränzel gedroht,
Er würde die Büchse vom Balken nehmen,
Er käme gewiß und schösse sie todt!

Wenn ihr mich nicht wollt verrathen:
Vater wohnt am tiefen See,
Vater hat wohl schöne Kleider
Und viel Betten, weiß wie Schnee.
Und wird des Sonntags zur Kirche gegangen,
Gehn Bruder und ich mit dem grünen Rock,
Und Mutter geht mit güldenen Spangen,
Und Vater mit silbernem Knopf auf dem Stock.

Und am Tag, wo wir geboren,
Leget sie die Kette an,
Die der Vater mit der Büchse
Bei dem Hirsche ihr gewann.
Und alle Jahre zum Scheibenschießen
Kriegt' Bruder und ich ein neues Kleid;
Und wenn sie den Vater als König begrüßen,
Dann," — „Kind, du machst die Freude mir leid!" —

„Sieh', ich ging aus Vaters Garten,
Suchte Steinchen mir am See,

Und da fiel ich in die Tiefe,
Nur mein Hut blieb in der Höh'!
Da bin ich im Wasser in Schlaf gesunken,
Und wie ich erwachte, da war ich am Land.
Sie sagen, nun ich aus dem See getrunken,
Gehört' ich ihnen, sei ihnen verwandt.

Vater sei schon längst gestorben,
Mutter lebe auch nicht mehr,
Und ich sei wohl hundert Meilen
Aus dem fremden Lande her.
Thu' ich mich um Vater und Mutter betrüben,
So machen sie beide ein schrecklich Gesicht
Und sagen: Ich müsse sie beide lieben,
Ich hab' keinen Vater und Mutter nicht."

„Grün und roth will ich dich kleiden,
Wie ich dich im Bild gesehn,
Und wir fahren sieben Meilen,
Sollst mit mir zum Vater gehn.
Doch eins, mein Bübchen, das mußt du versprechen:
Dein Bruder ist todt, dein Vater ist krank,
Drum nenn' nicht den Bruder! — das Herz möcht' ihm
brechen;
Dann lobt dich die Mutter und weiß es dir Dank." —

Sieh' da liegt am See das Städtchen,
Und der Knabe springt voraus;
Wie in's alte Nest der Vogel,
Schlüpft er in des Vaters Haus.
Herr Walther sieht's und stürzt auf die Diele! —
Die Mutter giebt einen lauten Schrei! —
War's Freude? War's Schmerz? Waren's beide Gefühle?
Und brach es Herrn Walthers Herz entzwei?

Zitternd leget sie den Knaben
An's noch warme Vaterherz,
Und erweckend und erweichend
Wirkt es Freude hier und Schmerz.
Zum ersten Mal seit jenem Tage
Strahlt aus dem Aug' ihm ein freundlicher Blick;
Zum ersten Mal kehrt erleichternde Klage
Und Thräne und Wort Herrn Walther zurück.

Ries.

Der Christabend.

Still! Was schleicht dort so alleine,
Jammert dort in Frost und Wind?
Seh' ich recht im Mondenscheine,
Ist's ein schmächtig blasses Kind.

Traurig schlüpft es durch die Gassen,
Leicht und dünn ist sein Gewand,
Irrt so unstät und verlassen;
Niemand führt es an der Hand.

Horch! Es wimmert leis' im Sturme:
„Lieber Gott im hohen Thron!
Zählt' ich recht — vom Stephansthurme
Rief die Glocke sieben schon.

Soll ich mich zurücke wagen
In der alten Base Haus?
O gewiß! Sie wird mich schlagen,
Denn ich blieb zu lange aus.

Nein, ich will noch länger bleiben,
Weht der Schnee gleich in's Gesicht;
Mich auf offner Straße treiben;
Dem Empfang entgeh' ich nicht!

Welch' ein Glanz dort in den Buden!
Alles bunt im Lampenschein!
War's wohl Spott? Die Händler luden
Freundlich mich zu kaufen ein.

Wie die Messingkämmchen locken,
Körbchen, ganz von Lahn und Schmelz,
Gärtchen, Schäfchen, goldne Docken,
Handschuh — huh! von warmem Pelz!

Aber leer sind meine Taschen,
Trockne Rinden hab' ich kaum;
Alles darf sich freun und naschen,
Doch wer putzt für mich den Baum?

Ha! wie hell wird's in den Zimmern, —
Und die Thüre, lang bewacht,
Thut sich auf, ihr seht es flimmern,
Was das Christkind euch gebracht!

Schau! dort an des Marktes Ecke
Guckt das Volk zum Fenster 'nein;
Ha! wie flammt es an der Decke!
Dort mag Pracht und Reichthum sein!

Ei, ich möcht' es auch wohl sehen,
Doch ich schäme mich im Troß;
Drum zur Thüre will ich gehen,
Und dann bück' ich mich an's Schloß. —

Und sie geht, und durch die Spalte
Sieht man Silberleuchter stehn;
Weihrauchdüfte ziehn in's Kalte;
Buntbemalte Kerzen wehn.

Blendendweiße Linnen wallen
Um die Fenster lang und weit;
Festlich, wie in Kirchenhallen,
Ist die Flur mit Sand bestreut.

Hyazinthen, Tulpen blühen,
Veilchen auch, wie im April;
Doch kein Athem scheint zu ziehen;
Alles ist so schön, so still!

Reich besetzte Kissen glänzen,
Ach! sie schauet sich fast blind! —
Unter Palmen, Silberkränzen
Schläft ein holdes Jesuskind.

Also wähnt sie, und das Prangen
Uebertäubt den innern Schmerz;
Gluth erscheint auf blassen Wangen,
Und Entzückung hebt das Herz.

Hebt die Hand, zu Gott zu beten;
Furchtsam schleicht sie durch die Thür:
„Laßt mich nur von ferne treten,
Hohe Herrschaft, laßt mich hier!"

Sieh', da rauscht Gewand von Seide;
Eine schlanke, blasse Frau
Naht im schwarzen Flor und Kleide,
Himmlischschön im Thränenthau.

„Komm' doch näher, liebe Kleine!
Willst du meinen Engel sehn?
Ach! ich hatte nur das eine,
Und doch mußt' es von mir gehn!

Morgen früh wird sie begraben;
Zur Bescherung kauft' ich ein,
Oben liegt's noch — willst du's haben?
Bist wie sie so blond und fein.

Sprich, wer bist du?" „Eine Waise,
Seit dem Jahr ist Mutter todt,
Oft klag' ich am Grabe leise
Ihr, der Guten, meine Noth.

Bald ein Jahr, — um Weihnacht deckte
Noch der Sarg die Mutter nicht,
O, am Christtagmorgen weckte
Mich ein buntes, helles Licht.

Fern scholl Orgelklang und Mette,
Und behängt mit Mütz' und Tuch
Stand ein Tannenbaum am Bette,
Der vergüld'te Aepfel trug.

Jetzt — das Bett ist mir genommen,
Das der Mutter sauer ward,
Läg' ich bei der lieben frommen
Tief, o tief im Sand verscharrt!

Denn ich bin bei bösen Leuten,
Unter harten Menschen nun,
Die stets zanken, lästern, streiten,
Und ich will ja alles thun!

Gern im Felde und im Garten
Graben, bis die Sonne sinkt;
Gern die kleinen Kinder warten;
Gern gehorchen, wenn man winkt."

„Kind, wie heißt du?“ „Willmers Lotte,“
„Und wie alt?“ „Bin sieben Jahr.“
„Wär's ein Wink vom lieben Gotte?
Just so alt, wie Lottchen war!

Wohl, ich schwör's bei diesem blassen
Lieben Engelsangesicht:
Nie will ich die Kleine lassen,
Läßt sie Gott und Tugend nicht!“

Wiederhall zog durch die Gassen,
Chorgesang bei Fackellicht
Scholl: Von Gott will ich nicht lassen,
Gott verläßt die Seinen nicht!

Fr. Kind.

Georg Neumark und die Gambe.

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu
Und trau' des Höchsten reichem Segen! —
Rief Neumark jeden Tag auf's neu,
Sang Lieder zu der Vorsicht Preis,
Trieb Wissenschaft mit regem Fleiß.

Doch derer, die im Himmel wohnen,
Vergißt gar oft das Erdenglück;
Er muß den gier'gen Mäkler lohnen,
Wie träf' bescheid'ne Kunst sein Blick?
Auch Neumark fiel in Ungemach,
Daß fast die Nahrung ihm gebrach.

Schon ward ihm das Geräth entrissen
Als Unterpfand für Wuchergeld.
„Wohl mehr noch muß der Aerm're missen!“
Sprach Neumark, floh zu Wald und Feld.
Erst mit des Dichters liebstem Gut,
Dem Bücherschatz, entwich sein Muth.

Doch wankt auch jetzt nicht sein Vertrauen,
Obwohl die letzte Hilfe schwand;
Er ließ nicht ab, auf Gott zu bauen
Bei harter Kost und leerer Wand
Und sang mit jedem Morgenlicht
Ein Lied voll frommer Zuversicht.

Spät, wenn beim Schein der düstern Lampe
Die Schwermuth seinen Geist umschlich,
Ergriff er die geliebte Gambe,
Die er mit fert'gem Finger strich;
Beim Finden süßer Melodien
Kam Trost des Himmels über ihn.

Nichts war ihm endlich überblieben,
Als diese holde Trösterin;
Von bangen Sorgen hart getrieben,
Trug er auch sie dem Wuch'rer hin,
Nahm Abschied von dem theuern Pfand,
Gab seufzend es aus seiner Hand.

Erst als ihm nun beim Dunkelwerden
Der einz'gen Freundin Klang gebrach,
Vermißt er jedes Glück auf Erden
Und stöhnte leis ein tiefes Ach!
Dann rief er, seinem Gott getreu:
„Du weißt, ob Hilfe nützlich sei!"

Gott wußt' es auch. Am nächsten Morgen
Berief ein Graf den Unglückssohn
Und sprach: „Man sagt, ihr lebt in Sorgen;
Wie? Wär' das wohl verdienter Lohn?
Bewährt mir eure Kunst durch That
Mit einer Schrift an Schwedens Staat!"

Den Blick empor zu Gott, dem Retter,
Fleht Neumark seinen Beistand an,
Durchliest die überreichten Blätter,
Betritt voll Muth die neue Bahn;
Kaum weicht die dunkle Mitternacht,
Da ist mit Gott sein Werk vollbracht.

Und sieh', mit Gott ist's wohl gelungen!
Der Graf erhebt es hochvergnügt.
Wie kräftig, wie mit Engelzungen
Der Jüngling Wort an Wort gefügt!
Nimm, ruft er, dies aus Dankbarkeit
Und bleibe meinem Dienst geweiht!

Traun! würdig war die Ehrenspende
Deß, der sie gab, deß, der sie nahm.

Er drückt gerührt des Edlen Hände
Mit stummem Dank, mit schöner Scham;
Ihn treibt das volle Herz nach Haus,
Doch löst er erst die Gambe aus.

Nun grüßt er die verarmten Mauern,
Die er so oft voll Grams geflob'n,
Mit Jubel, prüft mit süßen Schauern
Den lieben, lang entbehrten Ton,
Drückt fest die Gambe an die Brust
Und stimmt sie an mit inn'ger Lust.

Nicht länger kann die Gluth sich halten,
Er dichtet, spielt mit frommer Hand:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten!"
Noch immer singt es Stadt und Land,
Und manches Herz, des Kummers Raub,
Schlägt leichter, segnet Neumarks Staub.

Fr. Kind.

Paul Gerhardt.

Zu Brandenburg einst waltet
Der Kurfürst weit und breit;
Doch neue Lehre spaltet
Des Glaubens Einigkeit. —
Es steuern wohl Gesetze
Verbotenem Geschwätze,
Wie das Edict es nennt: —
Doch wird es ihm gelingen,
Den freien Geist zu zwingen
Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Der stand an heil'ger Stätte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
Verkündigend den Herrn.
Und laß dir nimmer grauen,
Mußt oben dem vertrauen,
Deß Name Zebaoth!
Und ob des Himmels Schranken
Und alle Festen wanken:
Ein' feste Burg ist unser Gott!

Der Kurfürst aber sandte,
Da kam der fromme Mann;
Des Fürsten Auge brannte,
Und zürnend hub er an:
„Wer nur den eignen Grillen,
Nicht des Gesetzes Willen
Zu folgen weise fand,
Der hat — es sei gesprochen! —
Hat Ehr' und Amt verbrochen
Und meidet fortan Stadt und Land!" —

Der Greis versetzt bescheiden:
„Mir ziemt's, das strenge Recht,
Gebieter, zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht. —
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geschrieben steht? —
Es bleibt gerecht sein Wille,
Ich will ihm halten stille. —
Und drauf verneigt er sich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
Und alles legt er ab
Und nimmt aus seiner Kammer
Die Bibel und den Stab. —
Die Mutter, blaß vor Harme,
Das jüngste Kind im Arme,
Das zweite an der Hand,
So tritt er an die Schwelle
Und blickt hinauf in's Helle
Und meidet fröhlich Stadt und Land. —

Wer geht im fernen Thale
Den müden Pilgergang
Im heißen Sonnenstrahle
Die flache Haid' entlang?
Sie wallen, froh im Glauben,
Als blühen ihnen Lauben,
Der fremden Erde zu;
Und als der Tag verflossen,
So beut — im Wald verschlossen,
Ein gastlich Dach dem Häuflein Ruh.

O! schau den süßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!
In's Mutterherz der Kummer
— So viel es kämpfte, sank:
„Wer wird sich doch der Armen
Im fremden Land erbarmen
Und ihr Vertreter sein?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menschen reichen
Den Hungrigen für Brod den Stein.

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie stehn in Gottes Hut!“
Des Glaubens Palme fächelt
Ihm Freudigkeit und Muth;
Und wo sich solche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus mit Eile
Und bringt nach kleiner Weile
Des Trostes goldnes Lied zurück:

„Befiehl du deine Wege
Und was das Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.“
Da däucht es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen
Und alle Sorge flöh'.
Denn kaum das Lied vernommen,
Ist über sie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh'.

Sie schwören still und schauen
Hinaus in Wald und Nacht
Und über dunklen Auen
Der Sterne goldne Pracht;
Sie schwören, ob die Wellen
Bis an die Seele schwellen,
Zu trauen für und für;
Und als der Schwur vollzogen
Und himmelan geflogen,
Da steht die Hilfe vor der Thür.

Denn draußen scharrt im Sande
Bereits des Rosses Fuß;
Es bringt aus Sachsenlande
Der Bote diesen Gruß:
„Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hierher beschieden
Durch Herzog Christian;
Er will den Dulder ehren,
Den treu im Thun und Lehren
Die Engel Gottes wandeln sahn.

Er hat dich auserkoren,
Zu weiden eine Herd';
Und was du dort verloren,
Sei dreifach dir gewährt.
Wohlauf, es graut der Morgen,
Dahinten laß die Sorgen,
Gott hat die Noth gewandt;
Es winken uns die Grenzen,
Eh' wieder Sterne glänzen,
Umfängt dich Freund und Vaterland!“

Schmidt v. Lübeck.



Edle Rache.

Friedlich, nach durchlauf'ner Bahn
Den erstarrten Leib zu pflegen,
Kam, gepeitscht vom Herbstorkan
Und durchnäßt von Schnee und Regen,
Der mobile Handelsmann,
Levi Schmuhl, im Wirthshaus an.
Zechend im zufried'nen Kreise
Saß des Städtchens Bürgerschaft,
Labte sich am Gerstensaft
Und besprach sich wechselsweise
Hier von Schul- und Kirchenzucht,
Vom erschienenen Kometen,
Dort von Pest und Kriegesnöthen
Und der schlecht gerathnen Frucht.
Levi grüßt' und nahm bescheiden
In der Eck' ein Plätzchen ein.
Unwillkommnes harrte sein;
Schmach und Kränkung mußt' er leiden,
Statt der Ruhe sich zu freun;
Denn zur Lust der Kümmelbrüder
Brannte mit dem Pfeifenspan
Borkenfeld, der Seifensieder,
Ihm den Bart von hinten an.
Gellendes Gelächter krönte
Seine Großthat für und für.
Schamvoll schlüpfend durch die Thür
Sucht' im Stall sich der Verhöhnte
Friedensrast und Nachtquartier. —
Mitternacht mit dunkler Hülle
Deckte Thal und Hügel schon,
Alles Leben war entflohn;
Aber furchtbar durch die Stille
Drang der Feuerglocke Ton! —

Prasselnd schlägt die Wuth der Flammen
Um des Seifensieders Dach;
Heulend läuft das Volk zusammen,
Alle Schläfer werden wach.
Alles regt sich und geschwinde
Wird der Wasserschlauch gefüllt,
Daß die Flamme kühn und wild,
Aufgejagt vom Wirbelwinde,
Den gewalt'gen Gegner finde.
Doch, wer faßt ein Herz und fliegt
Rettend nach dem zarten Kinde,
Das im Erker schlummernd liegt?
Denn die Mutter sieht man rennen,
Angst beflügelt ihren Lauf,
Und verzweifelnd schreit sie auf:
„Lasset Haus und Habe brennen;
Reißt mein Kind aus Feuersgluth!"
Sieh, da zeigt mit hohem Muth,
Wo die Funken sprühn und stieben,
Sich ein Fremdling, eilt in's Haus,
Eilt, vom Dampf zurückgetrieben,
Wieder vor die Thür heraus,
Blickt empor und klimmt behender,
Als der Marder, scheu im Lauf,
Giebelwärts am Weingeländer,
Bricht die Fensterpfosten auf,
Steigt hinein mit Windeseile,
Knüpft, indeß mit Todesgraun
Aller Augen aufwärts schaun,
Mit gelöstem Wiegenseile
Sich das Kind am Busen fest,
Eilt, vom Augenblick gepreßt,
Aus dem dampfenden Reviere,
Steigt am schwankenden Spaliere

Niederwärts mit heitrer Luft,
Legt das Kind, wie er's gefunden,
Lebend an der Mutter Brust,
Wendet sich — und ist verschwunden. —
Und das Haus, der Gluthen Raub,
Sinket schnell in Schutt und Staub.
Doch, so wie der Morgen wieder
Purpurfarbig sich erneut,
Tritt der Gastwirth still erfreut
Zum verarmten Seifensieder,
Einen Beutel in der Hand.
„Levi", spricht er, der die Wand
Deines Giebelwerks erklommen,
Der dein Kind der Wieg' entnommen,
Levi hat mich hergesandt,
Diese Gabe dir zu reichen.
Dank und Thränen spare dir!
Seine Barschaft ließ er hier,
Doch ihn selbst sah ich entweichen." —
Christi Namen führet ihr;
Gehet hin und thut desgleichen!

Prätzel.

Johanna Sebus.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluthen spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut!"
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind'!
Die schwache Frau! — Du gehst voran!"
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück; uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt';
Doch nehmt mir auch meine Ziege mit!"

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land;
Schön Suschen gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? wohin? Die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll,
Verwegen in's Tiefe willst du hinein!"
„Sie sollen und müssen gerettet sein!"

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch, gleitet sie nicht vom Weg,

Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und zieht die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege erfaßt das ein',
So sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut?
Schön Suschen steht noch wie ein Stern,
Doch alle Werber sind ihr fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn;
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort,
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall.
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Goethe.

Der Räuber und das Krucifix.

Auf dem öden Scheidewege, hinterm hohen Krucifixe,
Mit dem Säbel in dem Gurte, in der Hand die gute Büchse,
Steht der Räuber, stumm und lauernd, und des Auges dunkeln Strahl
Läßt er rasch wie einen Falken abwärts fliegen in das Thal.
Denn den Kaufmann will er fangen, der aus weit entleg'nen Ländern
Heut' zurückkehrt zu den Seinen, reich an Gold und Prachtgewändern;
Und was mühsam er erworben auf der Wand'rung nah und fern —
An dem Räuber, dem gewalt'gen, find' es plötzlich seinen Herrn.
Abend wird's, die Sterne flimmern; mit dem Säbel und der Büchse,

Stumm und lauernd steht der Räuber hinterm hohen Krucifixe.
Horch! da tönt's wie Engelstimmen! Leise Seufzer, laute Klagen
Kommen hell wie Abendglocken durch die stille Nacht getragen;
Süß, mit ungewohnten Tönen, stiehlt Gebet sich in sein Ohr,
Und er steht und lauscht verwundert hinterm Krucifix hervor.
Alle sind's, des Kaufmanns Kinder, in der Jugend Blüthejahren,
Braunen Auges frische Knaben, Mägdelein mit blonden Haaren;
Dicht beim Räuber, vor dem Kreuze, beugen betend sie das Knie,
Für die Rückkehr des Geliebten, ihres Vaters flehen sie:
„O, du Schirmvogt der Verlass'nen, Hort und Pflege du der Waisen!
Laß den Vater, unsern theuern, ungefährdet heimwärts reisen!
Den du freundlich schon geführt hast durch die Wüste und das Meer,
Breit' auch nun die holden Arme, wie zwei Flüglein, um ihn her,
Daß kein Sturm den Pfad zerwühle, daß kein Irrlicht ihn umschwirrt.
Daß sein gutes Roß nicht strauchle, nicht sein Fuß vom Wege irrt!
Daß kein Räuber, stumm und lauernd, in der Waldschlucht ihn entdeckt,
Kein Verrath den Heimgekehrten an der Schwelle niederstreckt!
Also flehten sie; der Räuber hört' es hinterm Krucifixe,
Schnallte fester noch den Säbel, spannte schärfer noch die Büchse.
Und der Jüngste, sich bekreuzend, hub noch einmal an zu lallen:
Lieber Herr! Ich weiß, die Amme sagt' es mir, du hilfst uns allen.
Jeden Hauch vernimmst du droben! Freundlich, wie das Sonnenlicht,
Ueber alle, Gut' und Böse, neigest du dein Angesicht!
Gieb den Räubern, den gewalt'gen, die da schwärmen auf den Wegen,
Gieb ein Haus, darin zu wohnen, einen Vater, sie zu pflegen,
Warme Kleider, blanke Schuhe, Wein und Speise mancherlei,
Daß sie nicht zu rauben brauchen, und der Vater sicher sei!
Wüßt' ich, wo ein Räuber wäre, ging' ich zu ihm ohne Beben,
Dieses Kettchen hier am Halse, diesen Ring wollt' ich ihm geben,
Meinen Pelz, den scharlachrothen, dieses Mützchen auch dazu,
Nimm dir alles, lieber Räuber! nur den Vater schone du!"
Und der Räuber hört den Knaben hinterm hohen Krucifixe,
Nach dem Säbel faßt er schweigend, schweigend faßt er nach der Büchse.
Da von ferne hört er's nahen! Rosse schnauben, Räder knarren,
Mühsam aus des Thales Grunde schwankt herauf der hohe Karren,

Und den Säbel zieht der Räuber, richtet langsam stumm die
Büchse,
Und so steht er, lauscht und zielet hinterm hohen Krucifixe.
Niederknien noch die Kinder: „Herr! um unsers Vaters Leben
Laß, o laß die holden Arme, wie zwei Flügel, ihn umschweben,
Daß sein gutes Roß nicht strauchle, nicht sein Fuß vom Wege irrt,
Daß die Kugel nicht des Räubers mörderisch sein Haupt um-
schwirrt!“
Und der Vater kommt gefahren, ungefährdet wie sie flehn,
Drückt die Kinder an den Busen, und kein Räuber ward gesehn!
Nur den blanken Säbel fand man, nur die scharf gelad'ne Büchse;
Beide waren ihm entsunken hinterm hohen Krucifixe.

Prutz.

Bretagne.

An den Ufern der Bretagne, horch! welch' nächtlich Wiederhallen;
Aus den Wellen, aus den Wogen hör' ich es wie Lieder schallen,
Und ein Glöcklein tönt herüber leise wundersamen Klang;
Doch das ist nicht Schiffsgeläute, das ist nicht Matrosensang.

An den Ufern der Bretagne wohnt ein Volk von alter Sitte,
Kreuz und Krone, Gott und König gelten hoch in seiner Mitte;
Doch der König ist gerichtet, und den heiligen Altar
Hält mit blankem Schwert umlagert eine mordgewohnte Schaar.

Unsern König, den geliebten, wohl! ihr konntet ihn uns nehmen,
Doch des Glaubens heil'ge Flamme sollt ihr nimmer uns bezähmen!
Ist doch Gott an allen Orten, in den Tiefen, auf den Höhn,
Und an allen, allen Orten hört er seiner Kinder Flehn. —

Leis, o leis! Der Abend dämmert! Süße Nacht, o sei willkommen,
O du Balsam der Geschlag'nen, o du Schützerin der Frommen!
Leis, o leise löst den Nachen, nehmet Angel und Geräth,
Täuscht die Späher, täuscht die Wächter, in die Wogen zum
Gebet! —

Flinke Ruder hör' ich rauschen; alle kommen, Kinder, Greise,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen nach der Väter frommer
Weise,
Neugeborene zu taufen, einzusegnen Ehebund,
Friedenswort und Trost zu hören aus geweihten Priesters Mund.

In der Mitte schwamm der Priester, Kreuz und Hostie in den
Händen,
Fischerbuben ihm zur Seite, süßen Weihrauch auszuspenden.
Durch der Wellen dumpfes Murmeln schallte fröhlich der Choral,
Klang das Glöckchen, tönten Seufzer und Gebete sonder Zahl.

Sprach der Alte durch die Wogen über alle seinen Segen,
Und sie kreuzten sich und neigten seinen Worten sich entgegen;
Durch der Wogen wildes Brausen schallte fröhlich der Choral,
Pfiff der Sturmwind, schlug der Regen, zuckten Blitze sonder Zahl.

„Herr! du bist ja aller Orten, auf den Wässern, wie auf Erden,
Laß das Meer, das arg empörte, eine sichre Kirche werden!“
So durch des Gewitters Donner tönte flehend der Choral,
Krachen Bord und Mast und Ruder, pfeifen Kugeln sonder Zahl.

Umgeschaut! Wachtfeuer glänzen, wieder spiegelnd in den Wogen,
Und der Feinde Kugeln kommen von dem Strande rasch geflogen.
Aufgeschaut! der weite Himmel glüht, ein einzig Flammenmeer. —
Tod im Wasser, Tod am Ufer, keine Rettung rings umher!

„Herr! du bist ja aller Orten, auf den Wassern, wie auf Erden;
Auch die in dem Meer gestorben, Herr, sie sollen selig werden!“
Also durch der Wogen Wüthen, so durch Kugeln sonder Zahl,
Durch der Feinde Hohngelächter klingt, verklinget der Choral.

— Fahret wohl, ihr frommen Beter! — Keiner kam an's Ufer
wieder,
Die Gemeinde mit dem Priester schlang die falsche Welle nieder;
Nur am Morgen unter Trümmern, zwischen Klippen und Gestein,
Schwamm das Kreuz, das wunderfel'ge, in des Frühroths goldnem
Schein.

Prutz.

Die Gottesmauer.

Drauß' bei Schleswig vor der
Pforte
Wohnen armer Leute viel;
Ach, des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen ab zu Nacht.
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen her mit wilder Macht.
Drauß' bei Schleswig, weit von
allen,
Steht ein Häuslein ausgesetzt.

Drauß' bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!"
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Will nicht auf den Herren bauen,
Meint, der liebe Gott wohnt weit.
Drauß' bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein;
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Hüll' in deine Burg uns ein!"
„Mutter," spricht der Weltgesinnte,
„Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt unmöglich so geschwinde
Euer lieber Gott heraus."
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen;
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohl bestellt." —
Trommeln rombidom rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln,
Ach, nun bricht der Feind herein.
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Lärmen, fluchen, drängen, zechen,
Doch dies Haus gehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verräth das Lied!"
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
An die Fenster stürmt der Nord!
„Schließt die Laden liebe Kinder!"
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosackenpulke an;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Bange Nacht voll Kriegsgetöse,
Wie es wiehert, brüllet, schwirrt,
Kantschuhhiebe, Kolbenstöße,
Weh! des Nachbars Fenster klirrt.
Hurrah, Stupai, Boschka, Kurwa,
Schnaps und Branntwein, Rum und Rack,
Schreit und flucht und plackt die Turba,
Erst am Morgen zieht der Pack.
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht."
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst hinaus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Lag der Schnee wohl mannshoch drauß'.
„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

„Ja, der Herr kann Mauern bauen,
Liebe, fromme Mutter komm',
Gottes Mauer anzuschauen!"
Rief der Enkel und ward fromm.

Achtzehnhundert vierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut',
In der fünften Nacht des Jahres.
Selig, wer dem Herrn vertraut!
„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

Brentano.

Rudolf's Ritt zum Kaisergrabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister,
Aerzte, sagt mir ohne Zagen,
Wann aus dem gebrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?"

Und die Meister sprechen: „Herr,
Wohl noch heut' erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!"

„Auf nach Speier! Auf nach Speier!"
Ruft er, als das Spiel geendet.
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!

Blast die Hörner, bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!
Zaudernd stehn die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,"
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den Lebensmüden."

Weinend steht der Diener Schaar.
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht', halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Linde
Vor ihm ihre Aeste nieder;
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen zweien!
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken
schallen;
Ritter, Bürger, zarte Frauen
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf gold'nem Stuhl
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem
Munde.
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und verschieden sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk
Schwarz, unzähligen Gewimmels,
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des
Himmels.

Kerner.

Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brod,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach.
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in der Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.

Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt für Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttisch um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken.
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus,
Sie fliehn in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als wird ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschaar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter werth,
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

Uhland.

Der Tod Konradin's, des letzten Hohenstaufen.

(1268, den 29. October.)

Ein schwarzbehang'nes hölzernes Gerüste,
Auf Napels Markt in hast'ger Eil' erbaut,
Umtobt das Volk, wie wenn an Meeresküste
Die Brandung gegen Felsen donnert laut.

Wie sich zum finstern Todeswerke rüste
Die Schaar der Henkersknechte, mordvertraut,
Erblickt es schaudernd, sieht das Mordbeil blitzen,
Bestimmt, das Blut des Fürsten zu verspritzen.

Und laute Flüche dem Tyrannen, Klagen,
Ohnmächtige, des edlen Jünglings Loos,
Erschallen laut: „Darf der Despot es wagen,
Den letzten Zweig des Stammes, mitleidslos,
Des Stammes, der zu unsrer Väter Tagen
Die Erde überschattet riesengroß,
Schmachvollem Henkersbeile preiszugeben?
Dem blutgetränkten Block des Prinzen Leben?"

Doch Klag' und Fluch verstummt. Der Lanzenknechte
Spalier durchschreitet stolz ein Jünglingspaar.
Hell blitzt das Aug', als ging es zum Gefechte.
Sie schreiten Arm in Arm zum Blutaltar,
Vereint, wie in dem Kampf für heil'ge Rechte
Sie stets vorangeeilt der Ritter Schaar.
An Muth, doch nicht an Glück, der Ahnherrn Erben —
Wenn sie nicht siegen, wissen sie zu sterben.

Noch einmal preßt den Freund, den Kampfgenossen,
Der treu ihm bis zum letzten Gange blieb,
Der Jüngling, Hohenstaufens Stamm entsprossen,
Fest an die Brust: „Mein Friedrich, o vergieb!
Der Seelen Bund, wär' er doch nie geschlossen,
Der in den Tod das theure Opfer trieb!
Daß im gewagten Kampfe ich dein Leben
Auf's Spiel gesetzt, wirst du es mir vergeben?"

„Nicht möge weiche Wehmuth uns beschleichen,"
Spricht Badens Fürst, „wo wir so nah' dem Ziel;
Ob unter Schwertes, unter Beiles Streichen
Mein Blut für dich hinströmen mag — gleichviel.
Beglückt, wer selbst im Tode nicht zu weichen
Vom Freunde braucht, wer mit ihm, für ihn fiel!
Leb' wohl, mein Konradin! — Dir, Herr, befehle
Ich, Deinem Throne nahend, meine Seele!"

Er spricht's und beut den Hals dem Todesstreiche.
Ein dumpfer Schlag — das Haupt rollt in den Sand.
Noch einen Thränenblick der Freundesleiche
Weiht Konradin, dann streift er von der Hand

Den goldnen Ring, vom deutschen Kaiserreiche
Das ahnererbte, letzte, theure Pfand,
Und mustert lang' des Volkes stumme Schaaren,
Die zu dem Fürstenmord gezogen waren.

„Sei du der Bringer meiner letzten Spenden,
Mein treuer Truchseß," ruft der Königssohn;
„Nimm Ring und Handschuh hin aus meinen Händen
Und bringe sie dem Fürst von Arragon.
Verkünd' ihm, wie ich blutig mußte enden
Im Kampf, verrathen um der Väter Thron.
Eil' über's Meer. Dem Könige vermache
Ich meiner Krone Recht und meine Rache!"

Der Hohenstaufen letzter kniet nieder —
Weit spritzt sein Blut. Ein königlicher Aar
Schwebt wolkenan auf blut'gem Schwunggefieder.
Mit bangem Staunen nimmt das Volk es wahr;
Es wirft entsetzt sich in den Staub darnieder;
„Ein Märtyr' starb!" so seufzt die bleiche Schaar.
Feig eilt der Fürst, im Kreise feiler Schergen
Sich vor des Volks gereizter Wuth zu bergen. —

Der Truchseß beugt sich vor Don Pedro's Throne
Und reicht den goldnen Reif, den Handschuh dar.
„Mein," spricht der Fürst, „ist jetzt die blut'ge Krone,
Die an sich riß der fränkische Barbar.
Mein ist die Pflicht, daß ich dem Bied'ren lohne
Des Kaiser Enkels Botschaft immerdar.
So führ' im Schild der Hohenstaufen Leuen —
Der Fürsten Zierde ziere den Getreuen!"

Gaudy.

Heinrich der Vogelsteller.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemuth;
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröthe Gluth.

In Wies' und Feld und Wald und Au',
Horch, welch' ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut' die Welt!
Was gilt's, heut' giebt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschaar?"

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang.
„Daß Gott! Die Herr'n verderben mir
Den ganzen Vogelfang!"

„Ei nun! — Was giebt's?" Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an,
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr, Herr'n? sagt an!"

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn! —
Hoch lebe Kaiser Heinrich! — Hoch
Des Sachsenlandes Stern!"

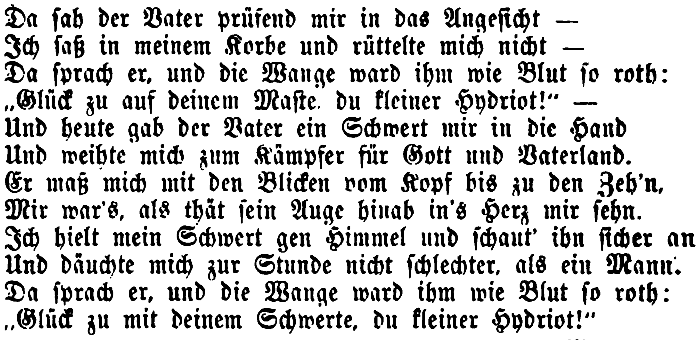
Dies rufend, knien sie vor ihn hin
Und huldigen ihm still
Und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will'!"

Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang;
Herr Gott, wie dir's gefällt!"

Vogl.

Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein.
Er lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluthen tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal in's Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flug's in's große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg' und Thürme vorüber an dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Fluth,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,



Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht —
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
„Glück zu auf deinem Maste. du kleiner Hydriot!" —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
Mir war's, als thät sein Auge hinab in's Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter, als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

Wilh. Müller.

Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken. kauert er im Rohre:
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.*)
Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkrale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karoo,**)
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu,
Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Kniend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.
Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe. Welch' ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?
In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und fliegt gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

---

*) Maulbeer-Feigenbaum.
**) Steppenfläche.

Sieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.
Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen*)
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe**) in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.
Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte,
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiberin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.
Zagend auf lebend'gem Throne seh'n sie den Gebieter sitzen
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.
Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise;
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen.
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Freiligrath.

Der Alpenjäger.

„Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Ranft." —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen
Jagen nach des Berges Höhen!"

„Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munter'm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang." —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen
Schweifen auf den wilden Höhen!"

*) Provinz Arabiens.
**) Sandsäule.

„Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten.
Wild ist's auf den wilden Höh'n.“ —
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort.
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad,
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde!
Was verfolgst du meine Herde?“

Schiller.

Chidher.

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
„Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Herde weidete Laub und Blatt.
Ich fragte: „Wie lang ist die Stadt vorbei?"
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
„Das eine wächst, wenn das andere dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach und lachte meinem Wort:
„So lang', als schäumen die Wellen dort,
Fischt' man und fischt an diesem Port."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum
Und einen Mann in der Siedelei;
Er fällte mit der Axt den Baum.
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
Er sprach: „Der Wald ist ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäume hier fort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: „Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
„So ging es ewig an diesem Ort
Und wird so gehen ewig fort.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Rückert.

Der Handschuh.

Vor seinem Löwengarten
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz;
Und um ihn die Großen der Krone
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

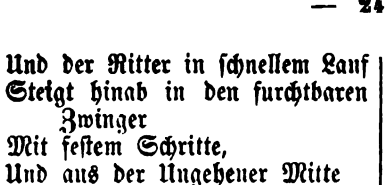
Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Ringsum
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder —
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor;
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder —
Da speit das doppelt geöffnete
Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit muthiger Kampf-
begier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grim-
migen Tatzen.
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf; da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spotten-
der Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund':
„Herr Ritter, ist eure Liebe so heiß,
Wie ihr mir's schwöret zu jeglicher
Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!“



Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbaren
Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit
keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Hand-
schuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus
jedem Munde;
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh
in's Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich
nicht!"
Und verläßt sie zur selbigen
Stunde.

Schiller.

Der Kaiser und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig:
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur schade, sein Schäfer war klüger als er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte,
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte,
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond erglänzte sein feistes Gesicht,
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei,
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

„Ha," dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's euch? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

Doch däucht mir daneben, euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich euch Arbeit ertheile.
Man rühmet, ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich denn euren zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein?

Zum zweiten sollt ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Und keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel.

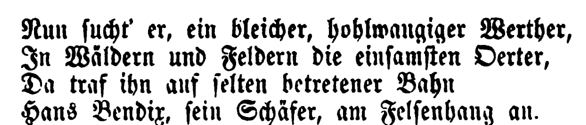
Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und könnt ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid ihr die längste Zeit Abt hier gewesen,
So lass' ich euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen;
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'vers'täten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Facultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf,
Doch löste kein Doctor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.



Nun sucht' er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter,
Da traf ihn auf selten betretener Bahn
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

„Herr Abt," sprach Hans Bendix, „was mögt ihr euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen,
Maria und Joseph! Wie hotzelt ihr ein?
Mein Sixchen! Es muß euch was angethan sein?"

„Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken,
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rathe
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen,
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

„Nichts weiter?" erwidert Hans Bendix mit Lachen,
„Herr, gebt euch zufrieden, das will ich schon machen,
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid,
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da sprang wie ein Böcklein der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt' er mit Zepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich jetzt werth bis zum Heller mag sein?"

„Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert,
Drum gäb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,
Für euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn einen müßt ihr doch wohl minder werth sein."

„Hm," sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören
Und mag den durchlauchtigsten Stolz wohl bekehren,
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubt, daß so spottwohlfeil ich wär'.

Nun aber sollst du mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
Und keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?" —

„Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh sattelt und reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist alles gethan." —

„Ha," lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen,
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen!
Was denk' ich, das falsch ist? das bringe heraus!
Nur bleib' mir mit Wenn und mit Aber zu Haus." —

„Ihr denket, ich sei der Abt von St. Gallen."
„Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen." —
„Sein Diener, Herr Kaiser! euch trügt euer Sinn,
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!"

„Was, Henker! Du bist nicht der Abt von St. Gallen?“
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe
Und lerne fortan erst quid Juris*) verstehn,
Denn, wenn man will ernten, so muß man auch sä'n.“

„Mit Gunsten, Herr Kaiser! das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben,
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein,
Was Häuschen versäumt, holt Hans nicht mehr ein.“

„Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht schade!
Erbitte demnach dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank,
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank.“ —

„Herr Kaiser, groß hab' ich soeben nichts nöthig!
Doch seid ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon.“ —

„Ha, bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz wie den Kopf auf der richtigen Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt
Und obendrein dir ein Panis-Brief beschert.

Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen nach unserm Gebot
Umsonst bis an seinen sanftseligen Tod.“

Bürger.

Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.“

*) Was Rechtens.

Das Kind, es denkt, die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch, welch' ein Schrecken! hinterher
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind in Schrecken,
Es läuft, es kommt als wie im Traum:
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag
Nicht in Person sich laden.

Goethe.

Legenden.

Des fremden Kindes heil'ger Christ.

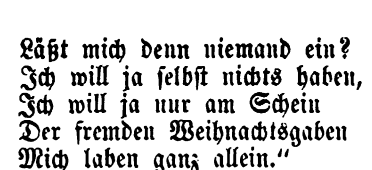
Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schaun heraus,
Die lampenvollen Bäume;
Weh wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht
Und hat dran seine Freude,
Nur blos ich armes nicht.

An der Geschwister Hand,
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen
In diesem fremden Land."

Läßt mich denn niemand ein
Und gönnt mir auch ein Fleckchen?
In all den Häuserreihn
Ist denn für mich kein Eckchen?
Und wär' es noch so klein!



Läßt mich denn niemand ein?
Ich will ja selbst nichts haben,
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein."

Es klopft an Thür und Thor,
An Fenster und an Laden,
Doch niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben drin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter sie beschenkt,
Denkt sonst nichts mehr, nichts minder;
An's Kindlein niemand denkt.

„O lieber heil'ger Christ!
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn du's nicht bist;
O, sei du mein Berather,
Weil man mich hier vergißt."

Das Kindlein reibt die Hand,
Sie ist von Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand,
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinaus gewandt.

Da kommt mit einem Licht
Durch's Gäßlein hergewallet
Im weißen Kleide schlicht
Ein ander Kind; — wie schallet
Es lieblich, da es spricht:

„Ich bin der heil'ge Christ,
War auch ein Kind vordessen,
Wie du ein Kindlein bist;
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn alles dich vergißt.

Ich bin mit meinem Wort
Bei allen gleichermaßen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen,
Wie in den Zimmern dort.

Ich will dir deinen Baum,
Fremd' Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum,
So schön, daß die in Zimmern
So schön sein sollen kaum."

So deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel
Vielästig ausgespannt.

So fern und doch so nah,
Wie funkelten die Kerzen,
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Das seinen Christbaum sah.

Es war ihm wie ein Traum;
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist
Zur Heimath jetzt gekehret
Zu seinem heil'gen Christ;
Und was man hier bescheret,
Es dorten leicht vergißt.

Rückert.

Der Gast.

Der Herr Jesus von dem Himmelszelt
Einmal niederschaut auf die Welt,
Wie alles mag so schön bestehen,
Und sieht herfür die Sternlein gehen,
Blickt auch herab zur geliebten Erden,
Wo's eben Nacht begunnte zu werden;
Da sieht er die Leut' um die Tische treten,
Die Hände falten, sich neigen und beten:
„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
Und segn' uns, was du bescheret hast!"
Da fühlt' er gerührtes Neigen, einmal
Wieder unten zu sein im Erdenthal
Und selber an den Menschen zu spüren,
Ob sie auch redlich mit ihm verführen.

Also aus einer Ecken am Wald
Tritt er herfür in Bettlergestalt,
Geht sacht an seinem Stabe fort
Nach dem fast nahgelegnen Ort
Und kommt an eines Reichen Haus; —
War grad' ein Fest und großer Schmaus; —
Dort stellt er still sich vor den Saal. —
Nach ihm fragt niemand allzumal. —
Er hört drin lachen, klingen und schwatzen,
Als sei im Haus eine Herde Spatzen,
Hört reden, was keines Gemüthe bessert,
Noch eines Mensch Nutz vergrößert;
Und haben's gered't, es gemahnet ihm so,
Als drüschen die Drescher nur leeres Stroh.

Als er verwundert lang gestanden,
Spricht er zu einem ihm beihanden:
„Ihr habt den Herrn Jesum zu Tisch gebeten,
Nun komm' ich armer Bettler getreten
Und führ' euch seine Worte an:
Was ihr mir thut, habt ihr ihm gethan!"
Da scheint's, sie werden ihn erst gewahr;
Es fährt auf ihn ein der Diener Schaar:
„Hinaus mit dir, du schlimmer Geselle!"
Und trieben ihn aus von Flur und Schwelle.
Ja, einer thät die Hund' auf ihn hetzen;
Doch die den Herren nicht verletzen.

Nun sinnt er nach, wie ihm geschehn
Und sinnt bei sich im Fürbaßgehn!
Soll er das Haus mit Feuer strafen,
Soll er die Sünder lassen schlafen?
Man kann dem Bösen nichts Aergers thun,
Als ihn im Bösen lassen beruhn;
Doch setzt er ihnen noch Gnade aus.
Dann kommt er an eines Armen Haus,
Das sieht gar klein und freundlich aus;
Eltern und Kinder um einen Tisch,
Die essen einen gesottenen Fisch,
Der heut' dem Vater in's Netz gegangen,
Und haben's so gut nicht gehabt seit langem;
Ein kleines Hündlein hebet sein Bein,
Das Hündlein will auch gespeiset sein.

Wie da der Herr hinzugetreten
Und sanft um eine Gabe gebeten,
Das junge Weib aufsteht gewandt
Und führt den Bettler an ihrer Hand
Zu ihrem Tisch, heißt ihn sich setzen,
Weil sie sich heut' an was Seltnem letzen.
Und Eltern und Kinder wurden satt,
Weil's ihnen der Herr gesegnet hatt'
Und sprachen: „Hab' Dank, Herr Jesu Christ,
Daß du unser Gast gewesen bist!" —
Die Krumen streut sie hinaus zur Linde,
Damit auch das Vöglein Speise finde.

Drauf setzt sich der Vater an's Kamin;
Sein junges Weib kniet zu ihm hin,
Stellt ihm sein Kleinstes auf den Schoß
Und läßt ihm zeigen „wie groß?" — „so groß!"
Und lehrt's lieb haben den guten Mann
Und hat gar herzliche Freude daran.
Der Herr sitzt still und sanft daneben,
Er fühlt das Herz sich heilig heben;
Der Menschen Leben und ihre Lust
Ueberwältigt mit Wonne seine Brust.
Es wird ihm wohler, es wird ihm trüber,
Dem Göttlichen gehen die Augen über,
Er wendet in's Dunkle sein Angesicht
Und wehret der quellenden Thränen nicht.



Die Knaben bringen das Quem pastores
Und zeigen auf seinen Knien ihm vor es;
Die Hirten und Engel nachts auf dem Feld,
Dann, wie ihm das in der Krippen gefällt?
Die heil'gen drei Könige mit ihrem Stern,
Gold, Weihrauch und Myrrhen sie bringen dem Herrn,
Den jungen Tobias mit seinem Hündlein,
Zuletzt Knecht Ruprecht und Christkindlein.

Nun legt die Mutter ihr Kind zu Bett,
Das Vaterunser ihm lehren thät;
Da schläft es ein mit nachbetendem Mund,
Die Mutter spricht: „Mein Kind, schlaf' gesund!"
Dann schafft sie dem Bettler ein Lager herzu,
Die Leutchen wünschen ihm gute Ruh',
Um, vor der kalten Nacht geborgen,
In der Hütte zu schlafen bis zum Morgen.
Da ruht der Herr nun gern allein,
Es scheint der Mond ihm hell herein,
Und als der Morgen begunnte zu tagen,
Steht er auf, sich hinweg zu tragen,
Dieweil verlöschen der Sterne Kerzen,
Und scheidet, sie segnend in seinem Herzen:
„Bleibt immer arm ihr guten Leut'!
Den Armen ist Gott nimmer weit.
Stets weich und menschlich fühlt ihr Gemüth,
Wie selten das Herz auch dem Reichen glüht;
Und dulden sie manches auf Erden gleich,
Den Armen ist das Himmelreich."

Schefer.

Das Gesicht des Arsenius.

Arsenius hört' eine Stimm' ihm rufen:
„Komm, und ich will der Menschen Thun dir zeigen!"
Der Klausner ging hinaus zum erstenmal,
Und einen Mohren sah er, welcher emsig
Holz hackend, ein schweres Bündel häufte,
Und da er es zu heben nicht vermochte,
Es immerfort mit neuen Scheiten mehrte.
Der Klausner ging hinaus zum andernmale,
Und einen Menschen sah er, welcher Wasser

Aus einem Teich in eine löchrige
Cisterne goß. Verloren war die Mühe,
Das Wasser floß zurück; der Teich blieb immer
Gefüllt, und immer die Cisterne leer.
Der Klausner ging hinaus zum drittenmal
Und sah gestreckten Laufs zwei trotz'ge Reiter
Mit starken in die Quer gelegten Balken
Ansprengen gegen eines Tempels Thor.
Umsonst! Anrennend mit den Balken, prallten
Sie stets zurück und blieben ewig draußen.
Da sprach Arsenius: „Herr, deute mir,
Was ich gesehn!" Und dieses war die Deutung:
Der Mohr, der immerfort sein Bündel häufte,
Das ist der Mensch, der manche Sünde thut,
Und weil er solche abzuthun verzweifelt,
Die alte Sünde stets mit neuer häuft.
Der Thor, der Wasser schöpft, wie in ein Sieb,
Das ist der Mensch, der Gutes thut, doch immer
Dazwischen mehr des Bösen. Müh' und Arbeit
Und auch des Guten Frucht verliert ein solcher.
Die tollen Reiter, die mit Unverstand
Das Thor zu sprengen meinen, das sind die,
Die mit Gewalt und Uebermuth die Burg
Des Himmels zu erstürmen drohn. Umsonst,
Es öffnet sich das diamantne Thor
Der Demuth nur, dem Glauben und der Liebe!

Kosegarten.

Das Amen der Steine.

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort,
Zu predigen die neue, frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.

Einst leitet ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr, als boshaft, sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier und warten auf die Predigt."

Der blinde Greis erhub sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.

Als er beschließend drauf das Vaterunser,
Wie sich's geziemt, gebetet und gesprochen:
„Dein ist das Reich und dein die Kraft und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten," —
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen!"

Der Knab' erschrak; reumüthig kniet' er nieder
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
„Sohn," sprach der Greis, „hast du denn nicht gelesen,
Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrein?
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
Wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zum Trotz versteinern,
So wird im Stein ein Menschenherz sich regen!"

Kosegarten.

Sankt Augustin.

Es ging einmal Sankt Augustin
Am Meergestade her und hin;
Das Wesen Gottes, unsers Herrn,
Wollt' er erforschen gar zu gern
Und dann es bringen in ein Buch.
Er kannte jeden Bibelspruch,
Drum schien die Sach' ihm gar nicht schwer.
So wallt' er sinnend hin und her
Und meint' wohl schon im eitlen Wahn,
Ihm sei der Himmel aufgethan.
Auf einmal wird sein Aug' gewahr
Ein Knäblein schön und wunderbar.
Es macht ein Grüblein in den Sand
Und bückt sich dann hinab am Strand
Und schöpft vom Meer das Wasser drein
Mit einer Muschel, weiß und fein.
„Du lieber Knab', was machst du da?"
Fragt Augustin. — „Du siehst es ja;

Zum Zeitvertreibe fass' ich mir
Die See in dieses Grüblein hier."
Der Heil'ge lächelt: „Dieses Spiel,
Mein Kind, es bringt dich nicht zum Ziel."
„Ei," sagt der Knab', „wer das nicht kann,
Der bleibe hübsch auf seiner Bahn.
Viel ist dem Herzen offenbar,
Doch wird es dem Verstand nicht klar."
Und flugs, da schießt ein Flügelpaar
Dem Knaben an; und wie der Aar
Schwebt er empor im Sonnenlicht.
Der Heil'ge schaut ihm nach und spricht:
„Der Knab' hat Recht; des Menschen Sinn
Kann über Zeit und Raum nicht hin.
Wer wandelt fromm und ohne Trug,
Der weiß vom lieben Gott genug."

Schreiber.

Romanzen und Balladen.

Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt, und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach! wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?"

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn. Goethe.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen;
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weitem,
Und es kam, gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': Es kann der Knabe
Mit der schönen, lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein. —

„Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort."

Goethe.

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! Wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen.

Ach, das Wort, worauf am
 Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt be=
 hende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach, und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
 Nein, nicht länger
 Kann ich's lassen;
 Will ihn fassen.
 Das ist Tücke!
Ach, nun wird mir immer
 bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh' doch wieder still!
 Willst's am Ende
 Gar nicht lassen?
 Will dich fassen,
 Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

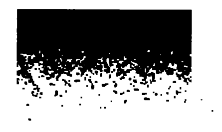
Seht, da kommt er schleppend
 wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei.
 Wehe! Wehe!
 Beide Theile
 Stehn in Eile
 Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den
 Stufen.
Welch' entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich
 rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
 „In die Ecke,
 Besen! Besen!
 Seid's gewesen.
 Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister.“

Goethe.

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht
Im alterthümlichen Saale
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,



Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken.
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.

Und sieh'! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold;
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?" —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,

Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend',
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du?" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen."

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;

Der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück
Bescheiden am Zügel geführet.

„Nicht wolle das Gott," rief mit Demuthsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eig'nem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Leben trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter."

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Schiller.

Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande,
Ihn schlugen die Häscher in Bande.

„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
„Das sollst du am Kreuze bereuen."

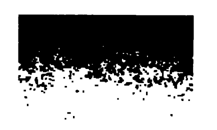
„Ich bin," spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben,
Doch willst du Gnade mir geben:
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit,
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben.
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen,
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißt die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.



Und trostlos irrt er an Ufers Rand,
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie nieder geht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibet die Angst ihn, da faßt er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?" ruft er vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts, als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich.
„Um des Freundes willen, erbarmet euch!"
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Knie:

„O, hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!"

Und horch, da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen.
Und sieh', aus dem Felsen geschwätzig schnell
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischt die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wandrer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufs vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen!"

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

Zurück, du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde erwartet' er
Mit hoffender Seele die Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue."

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
Und am Seile schon zieht man den Freund empor.
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker," ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerz und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär,
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen

Und blickt sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn;
So nehmet auch mich zum Genossen an,
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte!"

Schiller.

Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen
Und schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Aegyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin!"

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang' des Feindes Auge wacht."

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,



Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!

Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor.“ —
Und nimmt aus einem schwarzen Becken
Noch blutig, zu der beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,“
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand.“

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!“

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!
Doch,“ spricht er, „zittr' ich für dein Heil,

Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Sterblichen zu Theil.

Auch mir ist alles wohl gerathen;
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet' mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

Und jener spricht, von Furcht beweget,
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnyen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen!"
Und wirft das Kleinod in die Fluth.

Und bei des nächsten Morgens Lichte —
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch in's Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh', Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O, ohne Grenzen ist dein Glück!"



Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht länger hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben,“
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.
Schiller.

Die Kraniche des Ibykus.

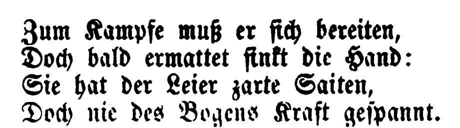
Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert er am leichten Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth*) des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren,
Zum guten Zeichen nehm' ich euch!
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!“

Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren auf gedrung'nem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.

*) Burg von Korinth.



Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand:
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder.
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine and're Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!“
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte, mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen*)
Das Volk; es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

*) Richter.



Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen —
Es brechen fast der Bühne Stützen —
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpf brausend, wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiften Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entleg'ner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Zu horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie.

Der, streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut;
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwoll'nen Bäuche blähn.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend, tanzen sie den Reigen;
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh' da! sieh' da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!" — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?" —

Und immer lauter wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar —
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Schiller.

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut;
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: „Mach' dir's leicht!"
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob;
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht;
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

Darob entbrannt' in Robert's Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll;
Und trat zum Grafen, rasch zur That
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm in's Herz des Argwohns Samen:

„Wie seid ihr glücklich, edler Graf,"
Hub er voll Arglist an,
„Euch raubet nicht den gold'nen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn,
Denn ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib,
Die fromme Treue zu berücken,
Wird nimmer dem Versucher glücken."



Da rollt der Graf die finstern Braun:
„Was red'st du mir, Gesell?
Werd' ich auf Weibestugend baun,
Beweglich, wie die Well'?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube steht auf festerm Grund.
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne."

Der andre spricht: „So denkt ihr recht.
Nur euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein solches sich erkühnt
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit."
„Was?" fällt ihm jener ein und bebet,
„Red'st du von einem, der da lebet?" —

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn?
Doch, weil ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern." —
„Du bist des Todes, Bube, sprich!"
Ruft jener streng und fürchterlich,
„Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?" —
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden.

Er ist nicht häßlich von Gestalt,"
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ist's möglich, Herr, ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gefesselt schmachtet?

Seht da die Verse, die er schrieb,
Und seine Gluth gesteht, —
Gesteht! — Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube, fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt ihr zu befahren?"

Da ritt in seines Zornes Wuth
Der Graf in's nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Gluth
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für;
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und, bildsam von den mächt'gen Streichen,
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
„Habt ihr befolgt des Herren Wort?“
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!“

Deß freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust,
Denn fühllos, wie das Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch
Und schicken sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell, und säume nicht,
Der Herr begehret dein.“
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eisenhammer hin
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?“



Und jener spricht: „Es soll geschehn!“
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?“
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich;
So sag', was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten.“

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn,
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden.“

Und froh der viel willkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente festlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg!“ —
Er spricht's und tritt in's Gotteshaus;
Kein Laut ist hier noch reg';
Denn um die Ernte war's, und heiß
Im Felde glüht' der Schnitter Fleiß,
Kein Chorgehilfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald
Und macht den Sakristan;
„Das,“ spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan.“
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanktus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Priester fromm sich neigt,
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärtgen, zeigt
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn'
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heilge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich;
Erst reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich
Und eilt in des Gewissens Ruh'
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?"
Und grinsend zerren sie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben."

Die Antwort bringt er seinem Herrn
Im schnellen Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick.
„Unglücklicher! wo kommst du her?"
„Vom Eisenhammer." — „Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?" —
„Herr, nur so lang, bis ich gebetet.

Denn als von eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erst nach meiner Pflicht
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören; gern gehorcht' ich ihr
Und sprach der Rosenkränze viere
Für euer Heil und für das ihre."

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich:
„Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? sprich!" —
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben."

„Und Robert?" fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt,
„Sollt er dir nicht begegnet sein?
Ich sandt' ihn doch zum Wald."
„Herr, nicht im Wald, nicht auf der Flur
Fand ich von Robert eine Spur." —
„Nun," ruft der Graf und steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!"

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin tiefbewegt,
Die nichts davon verstand:
„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's eurer Huld empfohlen sein!
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren."

Schiller.

Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bitterm Harme,
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt,
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber groß und wild,
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?"

Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reih'n?
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn' mir's, daß ich fechte,
Wohl fühl' ich Kraft im Arm!"

„O Sohn, der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch keiner Stand;
Und doch, in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.



Nimm hin die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis!
Und fällst du, so verschlinge
Die Fluth mich armen Greis!"

Und horch! Es schäumet und es rauscht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher;
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut." —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauscht." —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

„Willkommen!" ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab,
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert vom guten Klang,
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

Uhland.

Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veste
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet ihm den Gang.

Er trug ein Wamms von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
Das steht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß stark und lang,
An dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus;
Der zog mit hellen Haufen
Einstmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde[1])
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen manigfalt.

Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagsschlaf,
Da rauscht' es in die Hägen[2])
Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie!
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgend still."

Als drauf ohn' alle Fährde[3])
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zur Haft.[4])

Der Spieß ist mir verfangen,
Deß ich so lang' begehrt;
Du sollst dafür empfangen
Hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."

„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich 'mal alt und krank."

---

[1]) Hirschkuh. [2]) Gebüschen. [3]) Gefahr. [4]) Unterpfand.



„Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz:
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu' mir das, Gesell,
Und gieb mir eins zu bürsten [1])
Aus diesem Wasserquell."

Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch' Vergnügen,
Als wärs' der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!"

Uhland.

Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall.
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk' rothen ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;
Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!

---

[1]) Zu trinken.



Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall!
Stoßt an mit dem Glück von Edenhall!"

Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll',
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Er dauert länger schon, als recht;
Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall."

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all'
Mit dem brechenden Glück von Edenhall.

Einstürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall';
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand," — spricht er — „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

Uhland.



Roland Schildträger.

Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten.
Man stellte Wildpret auf und Fisch
Und ließ auch keinen dürsten;
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch' rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer;
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein
Tief im Ardennerwalde."

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Haimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb' Vater, hört, ich bitte!
Vermeint ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen euren Speer
Sammt eurem guten Schilde."

Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen,
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her,
Wie wohl war ihm, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen,
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen noch Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge."

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen;
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen;
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt erst sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit,
Dich reuet noch dein Necken.
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken;



Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen."

Der Riese mit der Stange schlug
Auslangend in die Weite;
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände;
Der Riese nach dem seinen faßt,
Er war zu unbehende.
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unterm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entrissen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter;
Ein großer Strom von Blute lief
In's tiefe Thal hinunter;
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
Und freute sich am Glanze.

Dann barg er's unterm Kleide gut
Und ging zu einer Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung Roland
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.

Er legt' sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach' auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!"

Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde;
Roland ritt hinterm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde;
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt',
Der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt,
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen;
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese! frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern!"

Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzulange,
Doch seh' ich recht, auf Königswort,
So reitet Herzog Haimann dort,
Des Riesen Haupt am Speere."

Herr Haimon ritt in trübem Muth,
Und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:



„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Rumpf am Boden.“

Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin;
Er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön' Reliquienstück!
Ich bring' es aus dem Wald zurück;
Fand es schon zugehauen.“

Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand,
Ein Waffen stark und lange.
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck,
Hei, bairisch Bier! Ein guter Schluck
Sollt' mir gar köstlich munden!“

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde;
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch sammt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch' Waffenstück noch finden kann,
Ist mir zu viel gewesen.“

Der Graf Garin thät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen:
„Der hat den Schild, deß' ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!“
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn,
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen.“

Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte;
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusammt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herr'n geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierrath in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
Das gab so wunderbaren Schein,
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Gluth
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen."

Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend an die Helle:
„Roland, sag' an, du junger Fant,
Wer gab dir das, Geselle?"
„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht
Derweil ihr eben schliefet!"

Uhland.

Arion.

Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt' in seiner Hand,
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth;
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt."

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt."

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm:
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm.
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken
Und jubeln in der Gäste Schwarm.“

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut:

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben;
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben,
Sonst wirf dich in das Meer hinab.“
„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab.“

„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.“ —

„Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag,
Daß ich nach Zitherspielersitte,
Wie ich gelebet, sterben mag;
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag!“

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn;
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen;
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin!“

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar;
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein langer, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein,
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande,
Er schreitet vorn zum Rande
Und sieht in's blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme,
Komm, folge mir in's Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen,
Ihr friedlichen, schon grüß ich euch.

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden,
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden,
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

Ich muß hinab, ich will nicht zagen,
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!"
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort.
Eh' Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meer's verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier;
Und kleine Wellen springen,
Wie nach der Saiten Klingen,
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb wohl! und könnt ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen,
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln;
Du wirst sie stolz und heilig ziehn."

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,

Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie ward auch vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll jenen solch' ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken;
So nahn sie wohl sich unbesorgt."

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her:
„Habt von Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr."
„Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke —"
Da siehe — tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar,
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein;
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden,
O schläng' uns nur die Erd' hinein!"

Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
„Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren!
Nie labe Schönes euern Muth!"

Aug. Wilh. Schlegel.

Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durchs helle Thal,
Auf's Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee,

Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein
Er braust auf rüstigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus in's ebene Land
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;
So flieget er hin eine Meile und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Geschrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.
Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn,
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch': aus dem Nachen stiegest du."
Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebene, die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott, so rittest du über den See!
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär,



Es stellen die Knaben sich um ihn her;
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!“
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Schwab.

Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höhn,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag.
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!“
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;

Wohl dem, der that, was er sollt'!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag.
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?"
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht.
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

Schwab.

Die Löwenbraut.

Mit der Myrthe geschmückt und dem Brautgeschmeid',
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwogtes, königlich Haupt:
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier!
Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich wurde gefreiet, es ist nun vorbei —
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehst du mich ganz? Schaust grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du!
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang ihr wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei,
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Aufbrüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.

Die Unselige wagt's, sich der Thüre zu nahn,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth,
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

Chamisso.

Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.

So hat sie stets mit sauerm Schweiß
Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heit'rer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand.
Die Scheere brauchte sie, die Nadel
Und nähte sich mit eig'ner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr erspärter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.



Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Chamisso.

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluthen,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet,
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen;
Und sein Aug' versendet wild're Blitze,
Als die Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tief empörtem Herzen:

Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich über's Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile
Treffen uns're Küste mit Verderben.

Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödtlich bitt'res Hassen;
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!“

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder
Armverschlungen, Vater, Sohn und Bruder,
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen!

Laut ununterbroch'ne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven sturmesmunter;
Und die Männer kommen, fest entschlossen,
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

Lenau.

Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand, als der Mondenschein,
Wachte auf den Gassen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All' der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum begrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt am Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber.

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden,
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Lenau.

Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
Zu Mantua zum Tode
Führt' ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken,
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt in's Thal,
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Ging durch das finstre Thor; —
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

Dort sollt' er niederknien,
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal;
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach! wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!“

Julius Mosen.

Friedrich Rothbart.

Tief im Schoße des Kyffhäusers,
Bei der Ampel rothem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart,
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

Rings wie eh'rne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf, wie er.

Heinrich auch, der Ofterdinger,
Ist in ihrer stummen Schaar
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelockten Haar.

Seine Harfe ruht dem Sänger
In der Linken ohne Klang,
Doch auf seiner hohen Stirne
Schläft ein künftiger Gesang.

Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersgluth herein;

Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittigs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

Laut in seinen Angeln tönend
Springet auf das eh'rne Thor,
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand,
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und auf's neu' zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

Geibel.

Schwerting, der Sachsenherzog.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß beim Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend in eisernem Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr'.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

„Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum ihr mich geladen zu solcher Tafelrund'?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich, euch zu finden im güldenen Gewand!"

„Herr König, Gold dem Freien und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht!
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt;
Wär' eure Kette gülden, sie wäre längst gesprengt.

Doch mein' ich, giebt's noch Mittel, zu lösen solches Erz:
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und muthig Herz,
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur lösen und tilgen niedre Schmach!"

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter mit Fackeln allzumal,
Die harrten stumm und ruhig auf Schwerting's leises Wort
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Nicht lang', da scholl von unten zu Herr'n und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln von Feuersgluth empor;
Nicht lang, da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: 's ist die Stund' gekommen!" sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark,
„Halt! steh' und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand:
Dein sei die Sachsenkrone, dein sei das Sachsenland!"

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

Da knieen betend nieder die wackern Rittersleut':
„Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!"
Der Herzog doch steht ruhig der Flamme Windeslauf,
Der König sinkt zu Boden, er reißt ihn wüthend auf:

„Schau hin, du stolzer Sieger! Erzittre, feiges Herz!
So löst man Eisenbande, so schmilzt dein mächtig Erz!"
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus.
Und nieder stürzen alle, und nieder stürzt das Haus.

Ebert.

Der Pilgrim von St. Just.

Nacht ist's, und Stürme sausen für und für,
Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!
Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!
Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.
Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.
Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

Platen.

Columbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich? —
Du bringst mir traurige Mär!" —
„Ach, edler Feldherr, bereitet euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer.
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut wie Sturmesgebrüll'
Des Feldherrn heiliges Blut."

Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die Wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach. —
Verzweiflung im wilden verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod:
„Verräther! wo ist nun dein gleisendes Glück!
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

Du giebst uns nicht Speise, so gieb uns denn Blut! —
Blut!" — riefen die Schrecklichen, — „Blut!"
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen der stürmenden Fluth.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt
Vergönnt mir den segnenden Strahl.

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad
Und trauet der Hilfe des Herrn!" — —
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wuth,
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan denn, — es sei noch! — Doch hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letztenmal!
So zitt're der strafenden Hand!" —
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des duldenden Helden Geschick. —

Die Sonne sank, der Schimmer wich,
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer. —
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach, kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, — o nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du, meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn
Blick' auf mein Volk herab!
Laß es nicht trostlos untergehn
Im wüsten Fluthengrab!" —
Es sprach's der Held, von Mitleid weich,
Da horch! welch eil'ger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb' und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?"

„Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl.“
„Sei ruhig, mein Lieber, von himmlischen Höhn
Entwand sich der leuchtende Strahl. —
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol,
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn.“ — —
„Leb' wohl denn, mein Feldherr, leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!“ —

Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert und bin bereit,
Ja, werft mich in's schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit,
Gott schütze dich, irrendes Heer!“

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wildes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft;
Der Edle bereitet sich still und frei
Zum Weg in die fluthende Gruft.
Zerrissen war jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen, und — „Land! —
Land!“ — rief es und donnert' es — „Land!“ —

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück,
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht. —
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin
Und priesen die göttliche Macht. —

Luise Brachmann.

Harras, der kühne Springer.

Noch harrte im heiligen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen,
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
Da begann sich's im Thale zu regen,

Und es klingt herauf wie Stimmengewirr',
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr',
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt das Roß
Wie Brausen des Sturm's, wie Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Der Harras, der muthige Ritter.
Sie jagen, als gält' es dem Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut' zu erreichen
Und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen,
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen;
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärk'rer Gewalt,
Das Hifthorn ruft furchtbar zum Streite,
Und die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpf donnernd wiedererklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klingen, der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
Sie achten's nicht in des Kampfes Wuth,
Und keiner will sich ergeben,
Denn Freiheit gilt's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
Der Uebermacht muß es erliegen;
Das Schwert hat die meisten hinweggerafft,
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch und schlägt sich durch,
Und sein Roß trägt den muthigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht!
Jagt irrend durch Flur und Gehege,

Doch flüchtig, hat er des Weges nicht acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zu der lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen;
Er steht an des Zschopauthals schwindelndem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben, auf waldigen Bergeshöhn,
Sieht er seine schimmernde Veste stehn,
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht mit lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als ob's ihn hinüber rief',
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund, wohl fünfzig Klaftern tief,
Schreckt das Roß, es schäumt in die Zügel.
Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Schaaren umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod in den Wogen er wähle;
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele.
Und näher schon hört er der Feinde Troß,
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß;
Doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
Und er setzt hinab in die Fluthen.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt,
Ihn beschützen höh're Gewalten;
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten.
Und er theilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen stehn an des Ufers Rand
Und begrüßen freudig den Schwimmer. —
Gott verläßt den Muthigen nimmer!

Körner.



Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichen Kissen
Ruht die Jungfrau schlafbefangen,
Tief gesenkt die braunen Wimpern,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reichgeschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blüthenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschoß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen d'rin wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes,
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher;
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen,
Dünn, wie Spinnweb', ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narcisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt an's Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch um's Lager drehn und schwingen
Sich die Andern wild im Kreise;
Drehn und schwingen sich und singen
Der Entschlaf'nen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten,

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend,
Wo wir nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen,
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn, doch eh' wir sterben,
Mädchen, trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Geister weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern —
Blumenduft hat sie getödtet!

Freiligrath.







Inhalt.



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01480 0299

